

Das Diplomatische Selbst in der Frühen Neuzeit

The Diplomatic Self in Early Modern Times

Verhandlungsstrategien
Erzählweisen
Beziehungsdynamiken

Negotiating
Narrating
Shaping Relations

herausgegeben von / edited by
Julia Gebke, Stephan F. Mai, Christof Muigg

Aschendorff Verlag

Julia Gebke, Stephan F. Mai, Christof Muigg (Hrsg./Ed.)

Das Diplomatische Selbst in der Frühen Neuzeit
The Diplomatic Self in Early Modern Times

Das Diplomatische Selbst in der Frühen Neuzeit

Verhandlungsstrategien – Erzählweisen – Beziehungsdynamiken

The Diplomatic Self in Early Modern Times

Negotiating - Narrating - Shaping Relations

herausgegeben von / edited by
Julia Gebke, Stephan F. Mai, Christof Muigg

Aschendorff Verlag

universität wien
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät und
des Instituts für Geschichte der Universität Wien.

© 2024 Herausgeber und Autoren

Print-Ausgabe erschienen im
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

www.aschendorff-buchverlag.de



Dieses Werk erscheint unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 (CC BY 4.0).
Details dieser Lizenz sind unter creativecommons.org/licenses/by/4.0/ einsehbar.
Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz zur Weiterverwendung gelten möglicherweise nicht für Inhalte (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht originärer Bestandteil der Open-Access-Publikation sind. Eine weitere Genehmigung durch Rechteinhaber kann erforderlich sein.

ISBN 978-3-402-24862-1
ISBN (E-Book PDF) 978-3-402-24863-8
DOI 10.17438/978-3-402-24863-8

Inhalt

Julia Gebke, Stephan F. Mai, Christof Muigg
Einleitung 1

I VERHANDELN

Corina Bastian
Wann gelingen Verhandlungen? Impulse aus der praktischen Konfliktklärung für die Geschichtswissenschaft 17

Lena Oetzel
Diplomatische Ehrkonflikte als Selbstzeugnisse frühneuzeitlicher Gesandter. Maximilian von Trauttmansdorffs Auseinandersetzungen mit Kurbayern und Spanien auf dem Westfälischen Friedenskongress 37

Abhimanyu Singh Arha
The Embassy of Sir Thomas Roe. European Diplomacy In Islamicate Asia and Changing World Order 55

II ERZÄHLEN

Rike Szill
Byzantinisches Krisenmanagement und Osmanische Expansion. Verhandlungsstrategien nach der Einnahme Konstantinopels 1453 im Geschichtswerk des Kritobulos von Imbros 77

Marcus Stiebing
Vom Selbstzeugnis zum gelehrten Traktat. Neutralität und Assistenz bei Johann Wilhelm Neumair von Ramsla (1572–1641) 95

Martin Bakeš
Perception of Scandinavia on Pages of Envoys' Diaries. Entries of Imperial, Saxon, and Brandenburg Envoys in the Second Half of the Seventeenth Century 111

Aydın Süer
Der Überlegenheitsdiskurs eines im Niedergang begriffenen Imperiums. Osmanische Diplomaten in Europa im 18. Jahrhundert 129

III BEZIEHUNGEN GESTALTEN

Juliane Märker
Die Instrumentalisierung von Gesandtschaftsberichten in der kaiserlichen Botschaft in Venedig um 1750 167

Christian Gründig
Konkurrenz und Selbstinszenierung. Rangstreitigkeiten zweier französischer Diplomaten in Dresden (1746/1747) 185

Julia Heinemann
Gesandte, Hofdamen und der Leib der Königin. Diplomatische Selbstzeugnisse über Krankheit, Schwangerschaft und Tod von Elisabeth von Valois am spanischen Hof (1560–1568) . . . 201

IV DAS DIPLOMATISCHE SELBST?

Birgit Tremml-Werner
Self-Perception and Representation of Friar-Diplomats in Early Modern East Asia 221

Marion Dotter
Vom Kaufmann zum Diplomaten? Selbstverständnis und Einflusssphären österreichischer Konsuln in italienischen Städten zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert 237

Rémi Dewière
Al-Ḥāǧǧ Yūsuf, Epitome of a Sahelian Ambassador? (1574–1583) 257

Dorothea Nolde
Nachwort 273

Einleitung. Das diplomatische Selbst in der Frühen Neuzeit: Verhandlungsstrategien – Erzählweisen – Beziehungsdynamiken

Julia Gebke, Stephan F. Mai, Christof Muigg

Das diplomatische Selbst in der Frühen Neuzeit verorten wir an der Schnittstelle von Selbstzeugnisforschung und Kulturgeschichte der Diplomatie*. Dem Sammelband liegt die Annahme zugrunde, dass sowohl individuelle als auch kollektive Identitäten narrativ durch die „dimensions of *time, space* and *relationality*"[1] hinweg sozial konstruiert werden. Schwerpunkt der Diskussion sind die Akteurinnen und Akteure der frühneuzeitlichen Diplomatie in ihren schriftlichen Überlieferungen, wie sich diese in Texten selber darstellten und erzählten. Thematisch sind die Artikel dieses Bandes nach wesentlichen Tätigkeiten diplomatischer Akteurinnen und Akteure geordnet: Diese gestalten Beziehungen, verhandeln und berichten bzw. erzählen. In diesen Tätigkeiten begründet sich narrativ unter anderem das diplomatische Selbst, also sein Selbstverständnis und das damit verbundene gesellschaftliche Rollenbild.

Zwei Beiträge weisen bewusst über diesen Rahmen hinaus. Der Artikel von *Rémi Dewière* zur Diplomatie im Sahel thematisiert anstelle der Selbstdarstellung eines diplomatischen Akteurs die von außen erfolgte Zuschreibung des diplomatischen Selbst. Das verdeutlicht, dass der Selbstentwurf eines Akteurs oder einer Akteurin auch in Auseinandersetzung und in Aushandlung mit dem gesellschaftlichen Umfeld erfolgte und dass immer auch nach dem sozialen Einfluss auf einen Selbstentwurf gefragt werden sollte. Der zweite Beitrag von *Corina Bastian* wirft die Frage nach einer Emotionengeschichte der Diplomatie auf und stellt Überlegungen dazu an, inwieweit Bestandteile heutiger Mediationstechniken für die Diplomatiegeschichte nutzbar gemacht werden können. Bastian regt an, die Interessen und die Emotionen der beteiligten Parteien stärker zu berücksichtigen.

Gemeinsam ist allen Abhandlungen die „akteurszentrierte Perspektive"[2], die im Gegensatz zur staats- und institutionenzentrierten Sichtweise auf die Diplomatie zwei Vorteile aufweist: So erlaubt diese Betrachtungsweise den vormals kaum

* Wir möchten uns an dieser Stelle ganz herzlich bei Dorothea Nolde, Birgit Tremml-Werner, Dorothée Goetze und Stefanie Walther für ihre kritischen Anregungen bedanken.

1 *Margaret R. Somers*, The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach, in: Theory and Society 23/5 (1994), 605–649, 606 [Hervorhebungen im Original].

2 Zum Begriff der akteurszentrierten Perspektive, vgl. *Hillard von Thiessen, Christian Windler*, Einleitung: Außenbeziehungen in akteurszentrierter Perspektive, in: *dies. (Hrsg.),* Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), Köln / Weimar / Wien 2010, 1–12.

oder als zu gering angenommenen Einfluss bestimmter Gruppen von Akteurinnen und Akteuren (so z. B. von Hofdamen, Kaufleuten oder Gelehrten) auf die frühneuzeitliche Diplomatie genauer zu bestimmen und neu zu bewerten. Außerdem lässt sich die Wirkung sozialer und kultureller Faktoren auf die Diplomatie (so z. B. von Ideen, Normen, Werten oder Weltbildern) analysieren, um die „Wahrnehmungsmuster, Ordnungskategorien und Sinnzuschreibungen" zu erfassen, die die Handlungen und die Wahrnehmung eines Akteurs oder einer Akteurin bestimmen[3]. Demnach zielt eine kulturgeschichtliche Untersuchung der frühneuzeitlichen Diplomatie auf eine Erklärung ab, die aus beobachtbaren Handlungen die Faktoren ableitet und gewichtet, die nachweislich einen Einfluss auf die Diplomatie hatten.

Die Beiträge des Sammelbandes verdeutlichen durch die akteurszentrierte Perspektive, dass die Akteurinnen und Akteure oftmals explizit oder implizit ihre eigenen Motive und Intentionen erzählten, deren Handlungsfolgen der diplomatischen Zielsetzung zum Teil sogar entgegenlaufen konnten. Dieses Erzählen, das in unterschiedlichen Quellengattungen wie dem Brief oder dem Gelehrtentraktat zutage tritt, hat die Funktion, Einfluss zu nehmen auf die Beziehungsebenen der Akteure und beinhaltet dadurch nicht zuletzt auch ihre Selbstentwürfe. Dabei steht in der Kulturgeschichte der Diplomatie nicht eine Beurteilung des Erfolges oder Scheiterns diplomatischer Tätigkeiten im Vordergrund, sondern die Untersuchung konzentriert sich auf die Gestaltungsspielräume, die Handlungsoptionen, die Intentionen und Motivationen der diplomatischen Akteurinnen und Akteure.

Nachdem wir zunächst kurz auf das Thema des Sammelbandes und schlaglichtartig auf die damit verbundenen Dimensionen eingegangen sind, wollen wir uns der Thematik des diplomatischen Selbst in einem ersten Schritt sowohl vonseiten der Kulturgeschichte der Diplomatie als auch der Selbstzeugnisforschung definitorisch annähern. In einem zweiten Schritt gilt es die Herausforderungen zu benennen, die sich aus der Verschränkung beider Felder ergeben. In einem dritten Schritt ziehen wir eine erste Bilanz und wagen uns an einen kaleidoskopischen Blick auf das diplomatische Selbst. Den Abschluss bildet ein thematischer Überblick über die Beiträge der Autorinnen und Autoren.

[3] *Barbara Stollberg-Rilinger, Tim Neu*, Einleitung, in: *Christina Brauner / Tim Neu / Barbara Stollberg-Rilinger* (Hrsg.), Alles nur symbolisch? Bilanz und Perspektiven der Erforschung symbolischer Kommunikation (=Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Köln / Weimar / Wien, 2013, 22. Siehe auch *Barbara Stollberg-Rilinger*, Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektiven, in: Zeitschrift für Historische Forschung 31 (2004), 489–527; *Ursula Lehmkuhl*, Diplomatiegeschichte als internationale Kulturgeschichte. Theoretische Ansätze und empirische Forschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Soziologischem Institutionalismus, in: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), 394–423.

2. DIE KULTURGESCHICHTE DER DIPLOMATIE

Von einem weiten, sozialanthropologischen Kulturbegriff ausgehend bietet die Neuere Kulturgeschichte, insbesondere die Kulturgeschichte des Politischen, wie sie von Barbara Stollberg-Rilinger formuliert wurde, wesentliche Ansätze für die Kulturgeschichte der Diplomatie. U. a. anknüpfend an Clifford Geertz[4] wird Kultur als „fundamentale Fähigkeit des Menschen zur Symbolerzeugung"[5] aufgefasst. Dies hat zur Folge, dass die gesamte Geschichte als Kulturgeschichte behandelt werden kann. Es geht demnach um einen Perspektivwechsel an sich und nicht um die Betrachtung bestimmter Gegenstände oder Themengebiete, die vermeintlich unter das Stichwort Kultur fallen. In Anlehnung an ethnologische Methoden wird zudem ein Blick eingenommen, der historischen Kulturen als fremden Kulturen begegnet, deren Bedeutung sich uns nicht automatisch erschließt[6].

Das Politische kann in diesem Zusammenhang als „Handlungsraum [verstanden werden], indem es um die Herstellung und Durchführung kollektiv verbindlicher Entscheidungen geht"[7]. Diese Definition lässt sich problemlos auf den Bereich der Außenpolitik anwenden. In den Mittelpunkt der Forschung rücken daher auch verstärkt Verhandlungsprozesse. Dorothea Nolde plädiert zudem dafür, „den Versuch einer politischen Einflussnahme auf die politischen Entscheidungen anderer Staaten zum zentralen Kriterium [einer Kulturgeschichte der Diplomatie] zu machen"[8]. Aufgrund ihrer Komplementarität scheint es unserer Ansicht nach sinnvoll, beide Definitionen für die Analyse frühneuzeitlicher Diplomatie nutzbar zu machen, und je nach Perspektive – also Einflussnahme bzw. Bemühen um Verbindlichkeit – stärker die eine oder die andere Definition heranzuziehen.

Gemäß diesen Definitionen rücken mit der Schwerpunktsetzung auf Aushandlungsprozesse verstärkt die Akteurinnen und Akteure in den Fokus der Kulturgeschichte der Diplomatie. Der Kreis der in den Blick genommenen Personen, die sich an diplomatischen Verhandlungen beteiligten, vergrößerte sich dank dieses Zugangs. Unabhängig von der Frage nach offizieller oder informeller Ebene können daher so unterschiedliche Akteure und Akteurinnen wie Botschafter, Hofdamen, Händler, Mönche oder Sekretäre in den Blick genommen werden. Die akteurszentrierte Perspektive geht zudem mit einer Analyse von Verflechtungen einher, um diese verschiedenen Personenkreise und ihre Handlungsspielräume

4 Clifford Geertz definiert bspw. kulturelle Handlungen wie folgt: „Kulturelle Handlungen – das Bilden, Auffassen und Verwenden symbolischer Formen – sind soziale Ereignisse wie all die anderen auch […]." *Clifford Geertz*, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1987, 50.

5 *Barbara Stollberg-Rilinger*, Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Eine Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? (=Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 35), Berlin 2005, 9–24, 10f.

6 Vgl. ebd., 11f.

7 Ebd., 14.

8 *Dorothea Nolde*, Was ist Diplomatie und wenn ja, wie viele? Herausforderungen und Perspektiven einer Geschlechtergeschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie, in: Historische Anthropologie 21 (2013), 179–198, 183.

offenzulegen[9]. Von der Verflechtung abzugrenzen ist die Netzwerkanalyse, also die „systematische Auswertung von sozialen Beziehungen“[10]. Die Untersuchung grenzüberschreitender Familienbeziehungen hat das Potential der Netzwerkanalyse aufgezeigt, sodass dieser Ansatz ebenso in der Diplomatiegeschichte eingesetzt werden könnte[11].

Vor dem Hintergrund einer Erneuerung der Diplomatiegeschichte, die Ansätze der Kulturgeschichte und der Historischen Anthropologie aufgriff, forderten u. a. Hillard von Thiessen und Christian Windler verstärkt den Blick auf die in der Diplomatie involvierten Akteure und Akteurinnen zu erweitern und deren personale Verflechtungen zu untersuchen[12]. Diese Forderung trägt dem Umstand Rechnung, dass diplomatische Akteurinnen und Akteure in unterschiedliche Beziehungsgeflechte eingebunden waren, vor allem familiäre Bindungen, Freundschaften und Patronage-Klientel-Systeme[13]. Diese Beziehungsgeflechte waren zudem beliebig miteinander kombinierbar. So konnte ein Patronage-Klientel-Verhältnis zugleich freundschaftliche Züge tragen oder es konnten zusätzlich familiäre Bindungen bestehen. Im Fall von Hoffaktionen erhöhte sich die Komplexität dieses Systems unterschiedlicher Beziehungsebenen, wobei hier gemeinsame Ziele und geteilte Interessen in den Vordergrund rücken konnten[14].

Die akteurszentrierte Perspektive in Verbindung mit den Ansätzen der Netzwerkanalyse wird somit der Rollenvielfalt diplomatischer Akteurinnen und Akteure gerecht, die sich aus ihrer unterschiedlichen Einbindung in verschiedene Beziehungsgeflechte ergab, u. a. bestimmt durch Kategorien wie z. B. Alter, Herkunft oder Geschlecht. Von dem erweiterten Blick auf Akteurinnen und Akteure und der Berücksichtigung ihrer Rollenvielfalt ausgehend, nehmen wir an, dass diese Ausweitung auch eine entsprechend erweiterte Bandbreite an diplomatischen Selbstentwürfen impliziert, welche sich narrativ in den Quellen bemerkbar machen.

9 *H. von Thiessen, C. Windler,* Einleitung (Anm. 2), 3f., 6; *dies.* (Hrsg.), Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit (=Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 36), Berlin 2005. Als Beispiel für die Untersuchung einer in der Diplomatie tätigen grenzüberschreitenden Familie aus Sicht dieses die personalen Verflechtungen von Akteurinnen und Akteuren untersuchenden Ansatzes, vgl. *Andreas Behr*, Diplomatie als Familiengeschäft. Die Casati als spanisch-mailändische Gesandte in Luzern und Chur (1660–1700), Zürich 2015.

10 *Marten Düring, Ulrich Eumann*, Historische Netzwerkanalyse. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften, in: Geschichte und Gesellschaft 39 (2013), 369–390, 374f.

11 Vgl. *Dorothea Nolde, Claudia Opitz-Belakhal*, Kulturtransfer über Familienbeziehungen – einige einführende Überlegungen, in: *dies.* (Hrsg.), Grenzüberschreitende Familienbeziehungen. Akteure und Medien des Kulturtransfers in der Frühen Neuzeit, Köln / Weimar / Wien 2008, 1–14, 9–11.

12 *H. von Thiessen, C. Windler,* Einleitung (Anm. 2), 6f.

13 S. beispielsweise *Anuschka Tischer*, Diplomaten als Patrone und Klienten: der Einfluss personaler Verflechtungen in der französischen Diplomatie auf dem Westfälischen Friedenskongress, in: *Rainer Babel* (Hrsg.), Le diplomate au travail, München 2005, 173–197; *dies.*, Verwandtschaft als Faktor französischer Außenpolitik und Diplomatie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: *Dorothea Nolde / Claudia Opitz* (Hrsg.), Grenzüberschreitende Familienbeziehungen (Anm. 11), 39–53.

14 *D. Nolde,* Was ist Diplomatie (Anm. 8), 186f.; vgl. *Rubén González Cuerva, Alexander Koller*, Photography of a Ghost. Factions in Early Modern Courts, in: *dies.* (Hrsg.), A Europe of Courts. A Europe of Factions. Political Groups at Early Modern Centres of Power (1550–1700), Leiden / Boston 2017, 1–19.

3. DIE SELBSTZEUGNISFORSCHUNG

Auf der Suche nach Merkmalen, die Selbstzeugnisse diplomatischer Akteure und Akteurinnen prägen, lässt sich feststellen, dass Selbstzeugnisse zu den „rätselhaftesten Quellenformen der Frühneuzeitforschung gehören“[15]. Trotz oder gerade wegen dieser Rätselhaftigkeit, die sich aus der grundsätzlich problematischen begrifflichen Definition von „Selbstzeugnissen“ erklären lässt, wird der Begriff „Selbstzeugnisforschung“ weiterhin zur Bezeichnung des Forschungsfeldes verwendet.

Neuere Arbeiten definieren „Selbstzeugnis“, indem sie nach Personenkonzepten (anstelle von Individualitätskonzepten) und der sozialen Bedingtheit der Selbstzeugnisse fragen[16]. Aus diesem Perspektivwechsel ergab sich ein erweiterter Radius an möglichen Fragestellungen[17]. Es zeigte sich, dass Selbstzeugnisse in jedem kulturellen Setting immer in sozialen Kontexten entstehen, auf die sie verweisen und Bezug nehmen. In vielen Kulturen entwerfen Schreibende sich, indem sie die für sie maßgeblichen sozialen Bindungen thematisieren und sich auf diese Weise im sozialen Raum positionieren. Folglich strukturiert das Soziale die diplomatischen Selbstentwürfe – ein Befund, der für alle Beiträge in diesem Band leitend ist. Indem Schreiben mit Gabriele Jancke als soziale Praxis definiert wird[18], bietet die Selbstzeugnisforschung die Möglichkeit des transkulturellen Vergleichs zwischen diversen Formen diplomatischer (Schreib-)Praxis.

Form und Inhalt der Selbstentwürfe sind anscheinend in allen bisher untersuchten Kulturen von sozialen Normen und Erwartungen geprägt, die an Machtverhältnissen, Patronage-Klientel-Beziehungen, Freundschaft oder Verwandtschaft gekoppelt sind. Selbstzeugnisse entstehen demnach immer im sozialen Feld, dessen Kategorien die Selbstentwürfe prägen. So können die soziale Stellung, die Herkunft, das Geschlecht oder das Alter als Kategorien wesentlichen Einfluss darauf haben, inwieweit die Akteure und Akteurinnen die diplomatische Rolle in den Vordergrund stellen, sie in Relation zu anderen Rollen setzen oder sogar gänzlich in den Hintergrund treten lassen. Wie die Beiträge dieses Bandes zeigen, ist die

15 *Harald Tersch*, Frühneuzeitliche Selbstzeugnisse, in: *Josef Pauser / Martin Scheutz / Thomas Winkelbauer* (Hrsg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Köln / Weimar / Wien, 727–740, 727.

16 *Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich,* Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbszeugnisforschung, in: Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 10 (2005), 7–27, 16f.; *Claudia Ulbrich, Hans Medick, Angelika Schaser*, Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, in: *dies.* (Hrsg.), Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 20), Köln / Weimar / Wien 2012, 1–26, 4f.

17 S. hierzu z. B.: *C. Ulbrich, H. Medick, A. Schaser,* Selbstzeugnis und Person (Anm. 11); *François-Joseph Ruggiu* (Hrsg.), The Uses of First Person Writings. Africa, America, Asia, Europe, Brüssel u. a. 2013; The Medieval History Journal 18/2 (2015), Special Issue: Autobiographical Writings in Pre-Modern Europe and Asia.

18 *Gabriele Jancke*, Autobiographie als soziale Praxis: Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 10), zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 1999, Köln / Weimar / Wien 2002. *Gabriele Jancke*, Persons, the ‚Autobiographical Person' and Cultural Concepts of the Person, in: The Medieval History Journal, 18/2 (2015), 346–377.

diplomatische Rolle stets nur eine von mehreren Rollen, die von den Akteuren und Akteurinnen nie als exklusives Rollenangebot verstanden wird. Rollenwechsel im eigentlichen Sinn, bei denen Akteure beispielsweise von der Rolle des Mönchs in die des Diplomaten schlüpfen, sind nicht auszumachen. Vielmehr war, wie vor allem *Birgit Tremml-Werner* in ihrem Beitrag aufzeigen konnte, die Hauptrolle des Mönchs und die mit dieser Rolle einhergehenden Netzwerke und sozialen Verbindungen für spanische ad-hoc-Diplomaten in Ostasien ausschlaggebend für ihre diplomatische Tätigkeit, wobei sie bereits genaue Vorstellungen von dieser Tätigkeit besaßen.

In den Selbstentwürfen diplomatischer Akteure und Akteurinnen der Frühen Neuzeit zeigt sich also stets eine Rollenpluralität, die für Wahrnehmung und Darstellung diplomatischer Praxis gleichermaßen wirksam wurde[19]. Die verschiedenen Rollen überlappen sich im diplomatischen Selbstentwurf und können zum Teil auch beliebig miteinander kombiniert werden, was *Rémi Dewière* in seinem Beitrag mit dem Begriffspaar „mixing roles" umschreibt. Von Bornu nach Japan, von Byzanz nach Stockholm zeigen die Beiträge dieses Bandes, dass die diplomatische Praxis ebenso vielfältig ist wie die Selbstentwürfe der Akteure und Akteurinnen aufgrund ihrer Rollenpluralität vielschichtig sind.

4. HERAUSFORDERUNGEN AN DER SCHNITTSTELLE

An der Schnittstelle von Kulturgeschichte der Diplomatie und Selbstzeugnisforschung möchten wir im Folgenden spezifische Herausforderungen auf der Suche nach diplomatischen Selbstentwürfen beleuchten. Hierbei geht es weniger um konkrete Probleme, die es zu lösen, sondern um generelle Zusammenhänge, die es unserer Meinung nach zu beachten und zu berücksichtigen gilt. Drei Themenbereiche lassen sich diesbezüglich ausmachen.

Erstens entstehen durch die Rollenvielfalt diplomatischer Akteurinnen und Akteure, wie im vorigen Abschnitt aufgezeigt, „mixing roles". Diese führen zu komplexen Entscheidungsfindungsprozessen und daraus resultierenden Handlungsoptionen, die sich mit einem alleinigen Fokus auf diplomatische Verhandlungen und Diplomatie nicht erklären lassen. Es lohnt sich daher, den Gestaltungsspielraum der Akteurinnen und Akteure vor dem Hintergrund ihrer diversen, teils miteinander konkurrierenden, Selbstentwürfe in den Blick zu nehmen.

Diplomatische Verhandlungen lassen sich vor diesem Hintergrund nur unter Berücksichtigung der Gemengelage an Interessen und Intentionen analysieren. Letztere ergeben sich nicht zuletzt aus den aufgrund von Zugehörigkeiten und Beziehungsgeflechten variierenden Selbstentwürfen der diplomatischen Akteurinnen und Akteure. So wird womöglich auch verständlicher, warum bei am gleichen Ort agierenden Gesandten anstelle solidarischer Zusammenarbeit oft direkte Konkurrenz vorherrschte, wie die Beiträge von *Christian Gründig* und *Juliane Märker*

19 *D. Nolde*, Was ist Diplomatie (Anm. 8), 186f., 194f.

schildern. Im Fall des von *Lena Oetzel* untersuchten kaiserlichen Prinzipalgesandten Maximilian von Trauttmansdorff wird die Konkurrenz gewissermaßen nach innen verlagert. Hier konkurrieren die variierenden Selbstentwürfe eines diplomatischen Akteurs vor dem Hintergrund der Kategorie Ehre miteinander. Ganz anders hingegen stellt sich die Situation im Beitrag von *Julia Heinemann* dar. Die Berichte der französischen Gesandten am spanischen Hof, die eng mit der spanischen Königin, Elisabeth von Valois, zusammenarbeiteten, und die Briefe ihrer Hofdamen nach Frankreich scheinen sich eher ergänzt zu haben. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass Diplomaten und Hofdamen sich vermutlich nicht als direkte Konkurrenz empfanden. Ihre unterschiedlichen Zugehörigkeiten und die damit an sie herangetragenen Erwartungen überschnitten sich nicht in dem Ausmaß, wie es bei Gesandten unter sich der Fall war.

Um den jeweiligen Selbstentwurf diplomatischer Akteurinnen und Akteure als Diplomatinnen und Diplomaten verstehen zu können, dürfen wir also keinesfalls weitere Beziehungsgeflechte, in denen sich der Akteur oder die Akteurin bewegte, ausblenden. Aufgrund der gegebenen Rollenvielfalt und damit verknüpften Normenkonkurrenz können wir die Komplexität von Entscheidungsfindungsprozessen und Handlungsoptionen nur dann nachvollziehen und analysieren, wenn wir die diplomatischen Akteurinnen und Akteure in ihrer Rollenkomplexität erfassen und beleuchten.

Zweitens ist zu bedenken, dass ebenso wenig, wie man sich bei diplomatischen Akteuren und Akteurinnen ausschließlich auf ihre diplomatischen Selbstentwürfe konzentrieren sollte, man sich bei der Suche nach Selbstentwürfen nicht allein auf die Quellengattung Selbstzeugnisse verlassen darf. Zwar scheint es auf den ersten Blick naheliegend, über das Medium Selbstzeugnisse Auskünfte über das diplomatische Selbst zu gewinnen. Gerade im Beitrag von *Rémi Dewière* zeigt sich jedoch anschaulich, dass es, auch ohne klassische Selbstzeugnisse als Quellenmaterial zur Verfügung zu haben, möglich ist, valide Rückschlüsse über die Selbstentwürfe von Gesandten zu ziehen. So findet sich der Gesandte Al-Ḥāǧǧ Yūsuf aus dem Sahel als muslimischer Ḥāǧǧ-Pilger und Kaufmann in den Berichten arabischer Autoren. Auch die Berichte aus zweiter und dritter Hand können somit bis zu einem gewissen Grad Einblicke in diplomatische Selbstentwürfe eröffnen. *Marcus Stiebings* Beitrag verdeutlicht darüber hinaus, inwieweit Formen der Selbstdarstellung Eingang in gelehrte Traktatliteratur finden konnten. Dass sich historiographische Werke zur Analyse diplomatischer Selbstentwürfe eignen, konnte *Rike Szill* aufzeigen. Auch wenn sich auf den Spuren des diplomatischen Selbst somit eine Verknüpfung von Selbstzeugnisforschung und Kulturgeschichte der Diplomatie anbietet, sollte man einen offenen Blick für Selbstentwürfe diplomatischer Akteure bewahren, die sich sowohl innerhalb als auch – je nach bevorzugter Begriffsdefinition – jenseits der Quellengattung der Selbstzeugnisse aufspüren lassen.

Drittens gilt es den Zugang über Selbstzeugnisforschung und Kulturgeschichte der Diplomatie aus globalgeschichtlicher Perspektive auszuloten. Was die Selbstzeugnisforschung betrifft, so konnten Kim Siebenhüner und Sally Church aufzeigen, dass sich mehr Parallelentwicklungen zwischen asiatischen und europäischen

Selbstzeugnissen aufzeigen lassen als man wohl zunächst vermuten würde[20]. Claudia Ulbrich, Hans Medick und Angelika Schaser plädieren allerdings zu Recht dafür, dass gerade in transkulturellen Zusammenhängen der Subjektbegriff, aber auch Kategorien wie Identität und Individuum, wenig zielführend als gemeinsamer Fluchtpunkt sind[21]. Bei allen Vergleichsmomenten sollte man also nicht den jeweiligen soziokulturellen Kontext aus den Augen verlieren, genauso wenig wie die damit verknüpften Erzählstrategien und hierbei Möglichkeiten zur Selbstdarstellung bzw. Darstellungen von Zugehörigkeit.

Was eine globale Kulturgeschichte der Diplomatie betrifft, so lässt sich das den diplomatischen Interaktionen zugrundeliegende Verständnis von Diplomatie – zugegebenermaßen sehr grob – in zwei Herangehensweisen unterteilen. Während innerhalb Europas reziproke Modelle[22] im Umgang mit dem „Anderen" dominierten, scheinen bei Kontakten europäischer diplomatischer Akteure und Akteurinnen mit außereuropäischen vornehmlich hegemoniale Modelle die Beziehungen strukturiert zu haben, wobei häufig jede Seite von ihrer eigenen Überlegenheit ausging. Christina Brauner spricht in diesem Zusammenhang von Universalitätsannahmen[23]. Welche Erzählstrategien beispielsweise von den osmanischen Gesandten im 18. Jahrhundert angewandt wurden, um die eigene Überlegenheit auch in ihren Berichten, den *sefâretnâme*, unter Beweis zu stellen, analysiert *Aydın Süer* in seinem Beitrag. Dass trotz des meist von beiden Seiten erhobenen hegemonialen Anspruchs diplomatische Beziehungen zustande kamen, hing sicher auch mit dem großen Potential symbolischer Kommunikation zusammen, die für diplomatische Beziehungen eine gängige Praxis war.

Mögliche Konflikte ließen sich umgehen, indem jede Seite den Interpretationsspielraum symbolischer Kommunikation[24] und die damit verbundene Mehrdeutigkeit nutzte. Um diese Strategie mit den Worten von Christian Windler zu verdeutlichen: „Die interkulturelle diplomatische Kommunikation beruhte auf der Fähigkeit und dem Willen der Parteien, grundsätzliche Widersprüche zu übergehen und einen traditionsgebundenen Konsens bezüglich einer Sprache und eines Zeichensystems aufrechtzuerhalten, die aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit divergierende Interpretationen erlaubten, die den unterschiedlichen Vorstellungen der

20 *Kim Siebenhüner, Sally Church,* Introduction. Autobiographical Writings in Pre-Modern Europe and Asia: A Decentred Perspective, in: The Medieval History Journal 18,2 (2015), 193–213.

21 *C. Ulbrich, H. Medick, A. Schaser,* Einleitung (Anm. 16), 3. Vgl. auch *François-Joseph Ruggiu,* The Uses of First Person Writings on the ‚Longue Durée' (Africa, America, Asia, Europe), in: *ders.* (Hrsg.), The Uses of First Person Writings (Anm. 17), 9–21, 19.

22 Zur Frage der Reziprozität als dominierendes Modell für diplomatische Vergesellschaftungen (sociabilities) in Europa, s. *Iver B. Neumann*, Euro-centric Diplomacy: Challenging but Manageable, in: European Journal of International Relations 18/2 (2016), 299–321, 305. Zur Reziprozität im Umgang mit dem „Anderen" innerhalb Europas siehe auch *Dorothea Nolde*, Entre curiosité et stéréotypes: les voyageurs comme médiateurs culturels au XVIe et XVIIe siècles, in: *Ahmed Ben Naoum* u. a. (Hrsg.), Les formes de reconnaissance de l'autre en question, Perpignan 2004, 203–212, 203.

23 *Christina Brauner,* Ein Schlüssel für zwei Truhen. Diplomatie als interkulturelle Praxis am Beispiel einer westafrikanischen Gesandtschaft nach Frankreich (1670/71), in: Historische Anthropologie 21/2 (2013), 199–226, 212.

24 *B. Stollberg-Rilinger, T. Neu,* Einleitung (Anm. 3), 11–31.

Beteiligten entgegenkamen."[25] Gerade im höfischen Kontext funktionierte eine solche Verständigung besonders gut, da die aufeinandertreffenden Seiten, Sanjay Subrahmanyam zufolge, oft implizit von eine Übereinstimmung höfischer Kulturen ausgingen, die sich in den Quellen daran festmachen lässt, dass z. B. bestimmte Hofämter selbstbewusst in den eigenen höfischen Kontext übersetzt wurden[26]. Dies traf natürlich auch für innereuropäische diplomatische Beziehungen zu, auf außereuropäischer Ebene eröffnete das Mehrdeutigkeits-Potential symbolischer Kommunikation und die implizite Annahme einer Vergleichbarkeit höfischer Kontexte jedoch aufgrund der zugrundeliegenden hegemonialen Strukturen oft erst den Spielraum überhaupt miteinander in Verhandlung zu treten.

5. EIN KALEIDOSKOPISCHER BLICK AUF DAS DIPLOMATISCHE SELBST

Ein Ergebnis unseres Sammelbandes lässt sich nach der Lektüre der Beiträge klar diagnostizieren: *Das* „diplomatische" Selbst gab es in dieser Form offenbar nicht. Sowohl durch die Diversität der Akteure und Akteurinnen[27] als auch durch die Diversität der damit einhergehenden Selbstentwürfe scheint eine Reduktion auf eine Art „klassisches" oder „idealtypisches" diplomatisches Selbst kaum möglich bzw. auch wenig zielführend. Allerdings lassen sich doch bestimmte Muster ausmachen.

Erstens gibt es immer mehr als ein Selbst. Das „diplomatische" Selbst zeichnet sich also eben gerade dadurch aus, dass es sich nicht auf einen Selbstentwurf beschränken lässt, sondern aus einer Mehrzahl von Selbstentwürfen schöpfen kann. Im Fall der „mixing roles" lohnt sich die Überlegung, ob sich für eine weitere vertiefende Untersuchung dieses Phänomens nicht das Bild des Kaleidoskops eignen würde, das bereits in der Diversitäts-, Migrations-, Dynastie- und Geschlechterforschung[28] angedacht wurde. Auf diese Weise ließen sich die verschiedenen Selbstentwürfe – wie der Reisende und Diplomat bei *Martin Bakeš* oder der Mönch und ad-hoc-Gesandte bei *Birgit Tremml-Werner* – als Facetten eines Kaleidoskops

25 *Christian Windler,* Normen aushandeln. Die französische Diplomatie und der muslimische ‚Andere' (1700–1840), in: Zeitschrift für europäische Rechtsgeschichte 24 (1997), 173–210, 203f.

26 *Sanjay Subrahmanyam*, Courtly Encounters. Translating Courtliness and Violence in Early Modern Eurasia, Cambridge / London 2012, 214. Für die Literaturempfehlung danken wir Birgit Tremml-Werner.

27 Zur Diversität der Akteurinnen und Akteure: *Birgit Tremml-Werner, Dorothée Goetze,* A Multitude of Actors in Early Modern Diplomacy, in: Journal of Early Modern History 23/5 (2019), 407–422.

28 Zu Diversität: *Christoph Maier,* ‚Leading Diversity', in: *Martin Hilb (Hrsg.)*, Neue Management-Konzepte im Praxistest, Zürich 2008, 108–119, 109; zu Ethnizität: *Prema A. Kurien*, Kaleidoscopic Ethnicity. International Migration and the Reconstruction of Community Identities in India, New Brunswick, NJ 2002, 27; zu Ethnizität und Gender: *Michelle Mitchell*, Turns of the Kaleidoscope. ‚Race', Ethnicity, and Analytical Patterns in American Women's and Gender History, in: Journal of Women's History 25 (2013), 46–73; zu Gender: *Michaela Hohkamp*, Im Gestrüpp der Kategorien. Zum Gebrauch von ‚Geschlecht' in der Frühen Neuzeit, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 2 (2002), 6–17, 7; zu dynastischer Identität: *Liesbeth Geevers, Mirella Marini,* Introduction: Aristocracy, Dynasty and Identity in Early Modern Europe, 1520–1700, in: *dies.* (Hrsg.), Dynastic Identity in Early Modern Europe. Rulers, Aristocrats and the Formation of Identities, London 2015, 1–25, 16–18.

fassen. Je nach Situation tritt die eine oder andere Facette in den Vordergrund, während die anderen weiterhin vorhanden sind, aber nur im Hintergrund präsent. Dabei lässt sich auch nicht ausschließen, dass die einzelnen Facetten auch untereinander, je nach Situation und vorherrschendem Beziehungsgeflecht, neu angeordnet und kombiniert werden können.

Wenn wir beim Bild des Kaleidoskops bleiben, lässt sich zweitens festhalten, dass ein allein auf Diplomatie fokussierter Selbstentwurf eher selten in den Vordergrund rückt. Oft überlappen sich unterschiedliche Selbstentwürfe, die je nach Situation und vorherrschendem Beziehungsgeflecht inszeniert und gelebt werden. Dabei fällt allerdings auf, dass die auf Diplomatie abzielenden Selbstentwürfe selten an erster Stelle stehen. Die Vermutung liegt nahe, dass vor Institutionalisierung und Professionalisierung der Diplomatie die Selbstdarstellung als diplomatische Akteurin / als diplomatischer Akteur ein wesentlich geringeres Potential zu Identifikations- und Repräsentationzwecken aufwies als die Selbstdarstellungen als Adliger in fürstlichen Diensten, Hofdame, Händler, Mönch etc.

Drittens stand das diplomatische Selbst verstärkt im Fokus, wenn es gesellschaftlichen Aufstieg versprach. Sehr oft wurden diplomatische Missionen als Karrieresprungbrett für weitere Hofämter wahrgenommen und hierfür bewusst eingesetzt[29]. Dies kann natürlich nur dann funktionieren, wenn der entsprechende Akteur in der Lage war, das Bild eines erfolgreichen diplomatischen Agenten zu zeichnen, also Fürstin oder Fürst von seinen diplomatischen Qualitäten zu überzeugen vermochte. So mag beispielsweise der englische Diplomat Thomas Roe, der in unserem Sammelband von *Abhimanyu Singh Arha* in den Blick genommen wird, tatsächlich geschickter agiert haben als seine Vorgänger. Es steht allerdings auch zu vermuten, dass es ihm besser gelang, seine diplomatische Mission am Mogulhof als Erfolg zu präsentieren. In jedem Fall zeigt sich Thomas Roe als einer derjenigen, die sich bewusst als Diplomaten inszenierten. Dies mag zum einen mit seinen Ambitionen zusammenhängen, denn er sah seine Mission beim Mogulfürsten Jahangir sicher als Sprungbrett für eine weitere Karriere, zum anderen wollte er sich vermutlich über diesen Selbstentwurf auch bewusst von der jesuitischen Konkurrenz abgrenzen.

Mit dem Fokus auf Selbstentwürfe bestätigen sich einige Annahmen der Kulturgeschichte der Diplomatie – wie z. B. die Rollenvielfalt – und lassen sich mithilfe der Ansätze aus der Selbstzeugnisforschung vertiefend untersuchen. Um der Vielzahl diplomatischer Selbstentwürfe in ihrer Rollenkomplexität gerecht zu werden, scheint sich das Bild des Kaleidoskops anzubieten. Das Kaleidoskop verweist zum einen darauf, dass sich die verschiedenen Selbstentwürfe und damit einhergehenden Rollen diplomatischer Akteurinnen und Akteure ständig überlappen. Zum anderen veranschaulicht das Kaleidoskop – neben dieser permanenten Gleichzeitigkeit verschiedener Entwürfe –, inwieweit unterschiedliche Facetten des Selbst in Aushandlungsprozessen in den Vordergrund rücken, während andere in den Hintergrund treten, ohne jedoch an Präsenz zu verlieren. Somit zeigt

[29] Vgl. hierzu *Andreas Pečar*, Die Ökonomie der Ehre. Der höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740), Darmstadt 2003, 41–53.

sich, dass auch die Selbstentwürfe diplomatischer Akteure und Akteurinnen einem permanenten Aushandlungsprozess unterworfen sind, den es auf der Ebene diplomatischer Verhandlungen – zwischen Einflussnahme und Verbindlichkeit – mit zu berücksichtigen gilt.

6. ÜBERBLICK

Das erste Themenfeld haben wir mit dem Titel „Verhandeln" überschrieben. Die Perspektive der praktischen Konfliktklärung einbringend, befasst sich *Corina Bastian* mit der Frage nach den Selbstentwürfen. Vor dem Hintergrund der Frage, inwieweit und wie die Geschichtswissenschaft Aussagen über die Gefühle historischer Akteure treffen und diese wissenschaftlich greifbar machen kann, macht sie Ideen aus der Mediationspraxis fruchtbar, um durch diese einen neuen Blick auf Verhandlungen in frühneuzeitlichen Briefen werfen zu können. *Lena Oetzel* befasst sich in ihrem Beitrag mit der Rolle diplomatischer Ehrkonflikte in den Selbstzeugnissen frühneuzeitlicher Gesandter. Am Beispiel der Auseinandersetzungen, die der kaiserliche Vertreter Maximilian von Trauttmansdorff mit den Vertretern Kurbayerns und Spaniens auf dem Westfälischen Friedenkongress hatte, wird eingangs gefragt, inwieweit sich diplomatiegeschichtliche Quellen als Selbstzeugnisse lesen lassen. Zudem werden der Bedeutung des symbolischen Kapitals und des Ehr- und Dienstverständnisses der Gesandten nachgegangen sowie die internen Dynamiken des kaiserlichen Bündnissystems hinterfragt. Nach Trauttmansdorff geht es im Beitrag von *Abhimanyu Singh Arha* mit einer anderen bekannten diplomatischen Persönlichkeit weiter, dem Gesandten Thomas Roe. Singh Arha nimmt Roes diplomatische Mission an den Mogulhof zum Anlass, um zum einen zu zeigen, auf welche Weise Roe sich selbst und hierbei vor allem seinen Umgang mit dem „Anderen" darstellt, und um zum anderen den Einfluss Roes auch auf indischer Seite näher zu beleuchten. So konnte Singh Arha herausarbeiten, dass Roes Reisebericht über seine diplomatische Mission und seine Darstellung des Mogulhofs Eingang in lokale Erzählungen fand.

Die Beiträge des zweiten Themenfelds rücken den Aspekt des „Erzählens" in den Fokus. Den Blick auf das untergehende byzantinische Reich richtend, befasst sich *Rike Szill* mit den Verhandlungsstrategien des Kritobulos von Imbros nach dem Fall Konstantinopels im Jahre 1453. Konkret betrachtet sie, wie Kritobulos von Imbros die eigene Rolle bei den Aushandlungsprozessen zwischen dem (post-) byzantinischen Reich und den Osmanen darstellt. Dabei werden die Intentionen und Motive dieser Selbstinszenierung sowohl in den Rahmen von Kritobulos eigenem Geschichtswerk als auch in den breiteren historischen Kontext eingeordnet und entsprechend kontextualisiert. *Marcus Stiebing* konzentriert sich in seinem Beitrag auf Johann Wilhelm Neumair von Ramsla, der im Auftrag seines Herzogs Johann Ernst des Jüngeren von Sachsen-Weimar um 1620 ein Traktat zur diplomatisch brisanten Frage nach Neutralität bzw. Assistenz verfasste. Hierbei kann Stiebing u. a. aufzeigen, dass Neumair von Ramsla dieses Traktat auch dazu nut-

zen konnte, seine Position in fürstlichen Diensten zu festigen. Von Sachsen in den skandinavischen Raum wechselnd, geht es im Beitrag von *Martin Bakeš* um die Wahrnehmung des nordischen „Anderen" in den Tagebüchern der kaiserlichen, sächsischen und brandenburgischen Gesandten. Bakeš arbeitet u. a. vergleichend heraus, inwieweit auch kollektive Fremdwahrnehmungen in den Tagebüchern vorzufinden sind, welche wiederum auch Rückschlüsse auf eine Art kollektives „Eigenes" für diese Gesandten zulassen. Mit der Frage nach kollektiven Identitätskonstruktionen beschäftigt sich auch *Aydın Süer* in seinem Beitrag. Mit Blick auf das im Niedergang begriffene Osmanische Reich untersucht er, wie die nach Europa entsandten osmanischen Gesandten des 18. Jahrhunderts in ihren Berichten einen Diskurs der osmanischen Überlegenheit pflegten.

Das dritte Themenfeld konzentriert sich auf die relationale Ebene, also welche Rolle der Aspekt „Beziehungen gestalten" spielt. Am Beispiel der kaiserlichen Botschaft in Venedig in der Mitte des 18. Jahrhunderts geht *Juliane Märker* der Frage nach der Instrumentalisierung von Gesandtschaftsberichten seitens der Botschafter nach. Anhand zweier, zeitgleich vor Ort weilender Vertreter des Kaisers – Joseph Rathgeb und Giovanni Antonio Turinetti, Marquis de Prié – wird deren Selbstdarstellung in ihren Berichten und Depeschen analysiert und miteinander verglichen. Neben der Erörterung der sichtbar werdenden Strategien bzw. Muster seitens der Botschafter wird auch nach der grundsätzlichen Bedeutung von Botschaftskorrespondenz als ein Instrument der Selbstinszenierung gefragt. Auch im Beitrag von *Christian Gründig* geht es um den Wettstreit zweier Gesandter vor dem Hintergrund der Hochzeitsverhandlungen zwischen dem französischen und dem sächsischen Hof. Die Protagonisten waren in diesem Fall der Marquis des Issarts und der Duc de Richelieu. Dabei kann Gründig illustrieren, welche unterschiedlichen Strategien die beiden ungleichen Gesandten anwandten, um in der Konkurrenzsituation zu bestehen bzw. hervorzutreten. Die Selbstinszenierung in den Gesandtschaftsberichten spielt auch hier eine zentrale Rolle. Mit Elisabeth de Valois' Aufenthalt am spanischen Hof als dritte Ehefrau des spanischen Königs Philipps II. zwischen 1560 und 1568 befasst sich der Beitrag von *Julia Heinemann*. Mittels der Art und Weise, wie die Elisabeth nahestehenden französischen Gesandten und Hofdamen in ihren Briefen über Krankheit, Schwangerschaft und Tod der jungen Königin schreiben, gaben sie auch über ihr eigenes, diplomatisches Selbst Auskunft. Ausgehend von diesem Umstand wird hinterfragt, wie die der Königin nahestehenden Akteurinnen und Akteure ihr Selbst in Beziehung zum königlichen Körper positionierten und dieser Körper damit zu einem ‚Medium der Selbst-Positionierung' avancierte.

Das vierte und letzte Themenfeld, das wir unter dem Titel „Das diplomatische Selbst?" zusammenfassen, versammelt Beiträge, die noch einmal deutlich die Rollenkomplexität diplomatischer Akteure in den Blick nehmen. *Birgit Tremml-Werner* untersucht in ihrem Beitrag vier spanische Ordensbrüder, die auf diplomatischen Missionen im ostasiatischen Raum unterwegs waren. Dabei zeigt sie sowohl die Differenzen – z. B. die sprachlichen Kompetenzen von Jesuiten und Franziskanern – als auch Ähnlichkeiten – wie das zumeist äußerst pragmatische,

den eigenen Ordensinteressen folgende Vorgehen – auf. *Marion Dotter* nimmt in ihrem Beitrag die österreichischen Konsuln im italienischen Raum am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert in den Blick. Die Konsuln wurden im Gegensatz zu der Mehrheit der Diplomaten vor Ort rekrutiert und definierten sich stark über den Handel. Inwieweit sich dieses Selbstverständnis an der Epochenschwelle zu wandeln bzw. auch im Sinne einer kollektiven Identitätskonstruktion zu erweitern beginnt, illustriert Dotter anhand der Kommunikation der k.u.k. Konsuln mit den für sie zuständigen Behörden. Mit *Rémi Dewière* begeben wir uns abschließend in den Sahara-Raum, genauer in das Bornu-Sultanat Ende des 16. Jahrhunderts. Auf den Spuren des sahelischen Botschafters Al-Ḥāǧǧ Yūsuf weist Dewière nach, dass Identitätskonstruktionen wie Mekka-Pilger oder Händler zu dieser Zeit allem Anschein nach Vorrang besaßen, um für diplomatische Dienste infrage zu kommen. Dabei kam es für den Botschafter, der sich aufgrund der Quellenlage nur in Darstellungen anderer Schreiber greifen lässt, zu einer pragmatischen Rollenpluralität in Form von „mixing roles".

I VERHANDELN

Wann gelingen Verhandlungen? Impulse aus der praktischen Konfliktklärung für die Geschichtswissenschaft

Corina Bastian

Es kommt nicht so sehr darauf an, über was, sondern mit wem man verhandelt.

Es zeigt sich in der Praxis der Konfliktklärung immer wieder: Wenn die Beziehung zwischen den Verhandlungspartnern stimmt, können auch die gegensätzlichsten Positionen in einen Konsens münden. Damit dies gelingt, müssen ihre Gefühle integriert und ihre Interessen berücksichtigt werden.

Beziehung, Gefühle, Interessen … – kann die Geschichtswissenschaft darüber Aussagen treffen? Und wenn ja, wie werden Phänomene, zu denen Historiker nur einen mehrfach vermittelten Zugang haben, wissenschaftlich greifbar? Orientiert an dieser Fragestellung möchte ich im Folgenden Ideen aus dem modernen Konzept des Konfliktmanagements und Erfahrungen aus mehreren Jahren praktischer Konfliktklärung als Mediatorin mit meiner wissenschaftlichen Untersuchung von Verhandlungen in frühneuzeitlichen Briefen zusammenbringen. In dieser Arbeit aus dem Jahr 2012[1] habe ich auf der Grundlage von frühneuzeitlichen diplomatischen Korrespondenzen untersucht, wie Verhandlungen geführt, wie Wirklichkeit konstruiert wurde und wie sich die Akteure dabei darstellten. Ziel dieses „zweiten Blicks" ist zu prüfen, ob die Impulse der Mediatorin die Perspektive der Historikerin heuristisch erweitern und vertiefen können.[2]

EINLEITUNG

Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) ging es um nicht weniger als die Vorherrschaft in Europa: Die Beziehungen zwischen den europäischen Höfen waren in diesem Zeitraum von Instabilität und wechselnden Allianzen geprägt. Darüber hinaus wurden auch die Vertreter des französischen Königs am spanischen Hof häufig ausgetauscht: insgesamt acht verschiedene Botschafter und Gesandte vertraten die Angelegenheiten Ludwigs XIV. in Madrid. Inmitten der komplizierten

1 *Corina Bastian,* Verhandeln in Briefen. Frauen in der höfischen Diplomatie des frühen 18. Jahrhunderts, Köln / Weimar / Wien 2013.

2 Der vorliegende Artikel ist aus einem Vortrag auf der Tagung „Perception and Representation. Brokers of Early Modern Diplomacy in their Self Testimony" (Wien, 06./07.10.2016) entstanden. Ich möchte den Initiator/innen der Tagung herzlich für diese Gelegenheit danken.

Verhandlungsstränge führten zwei Frauen einen regelmäßigen und ausführlichen Briefwechsel und bildeten auf diese Weise eine Konstante in den Beziehungen zwischen dem französischen und dem spanischen Hof. Beide befanden sich in größtmöglicher Nähe der Herrscher: Madame de Maintenon, die morganatische Ehefrau Ludwigs XIV., und die Princesse des Ursins, die als Erste Kammerdame das junge spanische Königspaar beriet. In ihren Briefen wird eines deutlich: Die Inhalte und die Beziehung der Briefpartnerinnen überlagern und beeinflussen sich unablässig: „Ich werde heute, Madame, auf den Brief antworten, den Sie mir die Ehre gemacht haben, am 6. dieses Monats zu schreiben, […] alles, was wir zurzeit zu verhandeln haben, ist in Wahrheit so trostlos, Madame, dass ich allen Austausch mit Spanien beenden würde, wenn ich Ihnen weniger verbunden wäre […]."[3] In ihren Zeilen vom 26. Mai 1709 stellte Madame de Maintenon die Inhalte ihres Briefes und ihre Beziehung zur Princesse in einen engen Zusammenhang: Wäre ihre Beziehung nicht so gut, würde sie den Austausch abbrechen. Der Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick postuliert im zweiten seiner fünf Axiome zur Kommunikation: „Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt, derart, dass letzterer den ersten bestimmt […]."[4] Watzlawick bringt das Faszinosum menschlicher Kommunikation auf den Punkt: Die Beziehung zwischen den kommunizierenden Personen ist ausschlaggebend für das Gelingen der Kommunikation, nicht ihr Inhalt. Kehren wir Watzlawicks Axiom um, so bedeutet dies, dass die Gründe für das Gelingen oder Scheitern von Verhandlungen weniger auf der inhaltlichen Ebene zu suchen sind als auf der Beziehungsebene. Um die Dynamik von Verhandlungen besser zu verstehen, müssen daher die zwischenmenschlichen Beziehungen in den Blick genommen werden. Deren Qualität steht in direktem Zusammenhang mit den Gefühlen und Interessen der beteiligten Personen. Diese Ebene zu integrieren, wird seit dem *emotional turn* der Geschichtswissenschaft vor rund fünfzehn Jahren[5] angeregt und zum Teil umgesetzt.[6] Das historiographische Interesse an Gefühlen verspricht durch ein Neu-Lesen der vorhandenen Quellen eine tiefere Analyse und umfassendere Deutungen sozialer

3 „Je vais répondre aujourd'hui, Madame, à la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 6 de ce mois, et que je reçue il y a huit jours, après vous avoir écrit. La poste n'était pas partie, mais je ne vis rien de pressé et tout ce que nous avons à traiter présentement est si triste qu'en vérité, Madame, je cesserais tout commerce en Espagne si je vous étais moins attachée, […]." Maintenon an Ursins, St. Cyr, 26.5.1709, in: *Marcel Loyau* (Hrsg.), Correspondance de Madame de Maintenon et de la princesse des Ursins. 1709: une année tragique, Paris 2002, 188.

4 *Paul Watzlawick, Jeanet H. Beavin, Don D. Jackson,* Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern [10]2000 (1. Auflage 1969), 56.

5 *Benno Gammerl, Bettina Hitze,* Wohin mit den Gefühlen? Vergangenheit und Zukunft des Emotional Turn in den Geschichtswissenschaften (Teil 1), in: Berliner Debatte Initial 24/3 (2013), 31–40, hier 33.

6 In Auswahl: *Margrit Pernau* (Hrsg.), Feeling Communities, in: The Indian Economic and Social History Review 54/1 (2017) (Sonderausgabe). *Otniel E. Dror, Bettina Hitzer, Anja Laukötter, Pilar León-Sanz* (Hrsg.), History of Science and the Emotions 31/1 (2016) (Sonderausgabe). *Ute Frevert, Christoph Wulf* (Hrsg.), Die Bildung der Gefühle, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Sonderheft 16 (2012). *Jan Plamper,* Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte, München 2012. *Ute Frevert,* Gefühlspolitik. Friedrich II. als Herr über die Herzen? Göttingen 2012. *Claudia Benthien, Anne Fleig, Ingrid Kasten* (Hrsg.), Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle, Köln / Weimar / Wien 2000.

Prozesse. Dabei gilt, dass das Sprechen, Schreiben und Nicht-Schreiben über die Gefühle historisch wandelbar und kulturell bedingt sind. Zugleich sind aus neurowissenschaftlicher Perspektive Gefühle universale Konstanten im Erleben der Menschen, weshalb sie als Analysekategorie mitgedacht werden müssen, wenn soziale Prozesse – wie etwa Verhandlungen – beschrieben werden.

Im folgenden Beitrag werde ich zunächst einige Begriffsklärungen vornehmen und in den historischen Kontext meines Fallbeispiels einführen (*Einleitung*). Sodann stelle ich dar, was der Mediatorin bezüglich der Verhandlungsebenen und der Selbstdarstellung der Akteure auffällt. Das Wissen um die Voraussetzungen für eine gelungene Konfliktklärung lassen Inhalt und Form der Briefe in einem anderen Licht erscheinen (*Die Perspektive des Konfliktmanagements*). Um nicht nur das Schreiben über Gefühle zu untersuchen, sondern auch eine Spurensuche zum inneren Erleben der Akteure selbst zu unternehmen, werde ich die Spuren nutzen, die sie in Form von Entscheidungen und (rekonstruierbaren) Taten hinterlassen haben (*Eine Spurensuche zum inneren Erleben*). Abschließend werde ich aufzeigen, weshalb die Ebene der Gefühle und Interessen als Analyse-Ebene der Geschichtswissenschaft unverzichtbar ist (*Schlussfolgerung*).

Begriffsklärungen

Um mit Modellen aus dem praktischen Konfliktmanagement zu arbeiten, sind zunächst einige Begriffsklärungen notwendig: Unter „Verhandlung" verstehe ich eine wechselseitige Kommunikation mit dem Ziel, eine Übereinkunft zu erreichen, wenn mit der anderen Seite sowohl gemeinsame als auch gegensätzliche Interessen bestehen. Verhandlungen sind dann erfolgreich, wenn alle Seiten das Ergebnis als ausgeglichen und fair empfinden.[7] Menschen verhandeln ununterbrochen: sowohl mit sich selbst als auch mit anderen. Sie verhandeln für sich, für andere, als Stellvertreter und meistens sogar auf allen diesen Ebenen parallel. Bezogen auf den historischen Untersuchungsgegenstand meint Verhandlung als „friedliche, ergebnisoffene Praxis"[8] mehr als nur das Aushandeln von Verträgen: Es geht um die gesamte Palette an Zielen, auf die die Außenbeziehungen frühneuzeitlicher Herrscherhöfe ausgerichtet waren, also gute Beziehungen zu schaffen und zu halten, loyale Personen an wichtigen Posten zu platzieren und die Reputation des Herrschers zu verbessern.[9] Sprachlich kann zwischen dem „Verhandeln" über einen Gegenstand und dem „Aushandeln" von Beziehungen, Machtverhältnissen und Selbstdarstellungen differenziert werden.

7 *Roger Fisher, William Ury, Bruce M. Patton,* Das Harvard-Konzept. Sachgerecht verhandeln – erfolgreich verhandeln, Frankfurt am Main / New York [21]2002 (1. Auflage: 1981), 16.

8 *Jean-Claude Waquet,* Verhandeln in der Frühen Neuzeit: Vom Orator zum Diplomaten, in: *Hillard von Thiessen, Christian Windler* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), Köln 2010, 113–131, 113.

9 Vgl. *William James Roosen*, The Age of Louis XIV. The Rise of Modern Diplomacy, Cambridge, Mass. 1976, 164f.

Verhandlungen sind (noch) keine Konflikte. Angelehnt an zwei klassische Definitionen von Friedrich Glasl und Bruno Rüttinger definiere ich soziale Konflikte als Spannungssituationen, in denen zwei oder mehrere Parteien, die voneinander abhängig sind, mit Nachdruck versuchen, scheinbar oder tatsächlich unvereinbare Interessen zu verwirklichen und sich dabei mindestens eine Partei ihrer Gegnerschaft bewusst ist und darüber unangenehme Gefühle erlebt bzw. darunter leidet.[10] Es sind drei Aspekte, die Konflikte von Verhandlungen abgrenzen und die aus Verhandlungen Konflikte entstehen lassen. Zunächst spielt die Abhängigkeit der Parteien voneinander eine Rolle: Wenn es für die Verhandlungsparteien auch alternative Verhandlungspartner gibt, kann die Verbindung im Falle des Scheiterns auch abgebrochen werden. Andernfalls erhöht sich der Druck auf die Beteiligten und damit die Wahrscheinlichkeit, dass der zweite Aspekt auftritt: unangenehme Gefühle wie Stress, Wut oder Angst, die die Wahrnehmung der Akteure einschränken und ihre Fähigkeit zur Empathie verringern.[11] Der dritte Aspekt besteht in der wahrgenommenen Unvereinbarkeit der Handlungen, Interessen und Positionen. Sollte sich die Unterschiedlichkeit ihrer Interessen aus Sicht der Verhandlungspartner im Verlauf von Verhandlungen als Unvereinbarkeit darstellen, wird die Situation in steigendem Maße als Konflikt erlebt. Wir werden sehen, dass dies in den Verhandlungen zwischen Versailles und Madrid der Fall war.

Unter Konfliktmanagement verstehe ich schließlich das Koordinieren, Führen und Begleiten eines Konfliktprozesses. Konfliktmanagement beinhaltet also Entscheidungen und Interventionen, die zu einer konstruktiven Konfliktklärung beitragen sollen.[12]

Historischer Kontext

In diesem Sinne können die Interaktionen am frühneuzeitlichen Herrscherhof nach innen und nach außen als ein umfassendes Konfliktmanagement gesehen werden. Ein besonders umsichtiges Vorgehen erforderten die Beziehungen zwischen dem französischen und dem spanischen Hof, die im Untersuchungszeitraum meines Fallbeispiels durch die prekäre Situation in Madrid geprägt und alles andere als stabil waren. Im Jahr 1700 war der spanische König Karl II. kinderlos verstorben. In seinem Testament hatte er Philippe d'Anjou, den Enkel Ludwigs XIV., zu seinem Nachfolger bestimmt, ein Kandidat aus dem Hause Bourbon. Das habsburgische Österreich präsentierte einen eigenen Kandidaten, einen Enkel Philipps IV., den Erzherzog Karl. Als Ludwig XIV. das Testament Karls II. akzeptierte, verstieß er damit gegen einen zuvor ausgehandelten Teilungsvertrag, woraufhin ihm einige

10 Vgl. *Friedrich Glasl,* Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater, Bern / Stuttgart [7]1999, 14f. Soziale Konflikte sind in Abgrenzung zu strukturellen oder intrapersonellen Konflikten zu verstehen.

11 Dies entspricht evolutionsbiologisch dem Zustand im Kampf-, Flucht- oder Erstarrungsmodus, mit dem Menschen auf Stress reagieren. Vgl. bspw. *Gerald Hüther,* Biologie der Angst. Wie aus Stress Gefühle werden, Göttingen [10]2011, 28–31.

12 Vgl. *F. Glasl*, Konfliktmanagement (Anm. 10), 20.

europäische Mächte den Krieg erklärten. Für das junge bourbonische Königspaar, Philipp V. und Maria Louisa von Savoyen, bedeutete der spanische Thron eine große Herausforderung. Finanziell, militärisch und politisch waren sie auf die Unterstützung Ludwigs XIV. angewiesen und wurden in der Anfangszeit ihrer Regierung von ihm geführt und kontrolliert. Neben dem formalen Botschafter waren in Madrid verschiedene Berater und Informanten für den französischen König tätig – unter ihnen die Princesse des Ursins.

Marie-Anne de La Trémoille (1642–1722), Princesse des Ursins, wurde von Ludwig XIV. als erste Kammerdame der spanischen Königin eingesetzt. Als *camarera mayor* stand sie dem Hofstaat der Königin vor und kontrollierte somit den Zugang zu den königlichen Gemächern – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Dabei ist der Blick auf das Alter des Königspaars aufschlussreich: Die Königin war zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit dreizehn, der König siebzehn Jahre alt, während die Princesse mit ihren beinahe sechzig Jahren von den Erfahrungen eines Lebens an verschiedenen europäischen Höfen profitierte.

Ihre hybride Stellung als gleichermaßen hofexterne wie hofinterne Akteurin machte sie zu einer Schlüsselperson für Ludwig XIV.: Fünfzehn Jahre lang konnte sie in Zusammenarbeit mit den wechselnden Botschaftern eine kontinuierliche französische Präsenz am Hof garantieren. Zugleich geriet sie mit der wachsenden Emanzipation Philipps V. von seinem Großvater zunehmend in Loyalitätskonflikte, die sich wie ein roter Faden durch ihre Korrespondenz mit Madame de Maintenon ziehen.[13]

Françoise d'Aubigné (1635–1719), Madame de Maintenon, war nach dem Tod der Königin Maria Theresia im Jahr 1683 in einer kirchlichen, aber nicht öffentlichen Zeremonie mit Ludwig XIV. getraut worden. Als morganatische Ehefrau hatte sie den Zugang zum König und seiner Patronage weitgehend monopolisiert. Wie die Princesse des Ursins verfügte auch sie über einen exklusiven Zugang zum Herrscher: Sie empfing den König allabendlich in ihren Appartements, allein oder im Rahmen von Besprechungen mit den Staatssekretären oder den Sitzungen des *conseil d'en haut*. Höfische Akteure wie fremde Gesandte nutzten sie als direkten Zugang zum König. Sie war zugleich seine wichtigste Austauschpartnerin und Beraterin.[14]

Die beiden Damen schrieben sich von Juli 1705 bis Dezember 1715 etwa wöchentlich; ein Großteil der Korrespondenz ist erhalten.[15] In ihrer Regelmäßigkeit und ihrem Umfang gleicht die Korrespondenz den Berichten der Botschafter.[16] Die Inhalte ihrer Briefe fasst Madame de Maintenon einmal folgendermaßen

13 Vgl. *C. Bastian,* Verhandeln (Anm. 1), 56–77.

14 Vgl. *ebd.*, 38–52.

15 British Library, Additional Manuscripts, vol. 20918–20920. Von Januar 1705 bis Mai 1706 liegen nur die Briefe der Princesse, von November 1706 bis Januar 1707 sowie von Januar 1710 bis Mai 1714 nur diejenigen von Madame de Maintenon vor. Aus den Briefen geht jedoch hervor, dass der Austausch beidseitig war.

16 Auf der Grundlage dieser und zahlreicher anderer Korrespondenzen nebst Traktatliteratur, Memoiren und Instruktionen habe ich die Praxis ihrer Einflussnahme auf Hofpolitik und Außenbeziehungen untersucht. Vgl. *C. Bastian*, Verhandeln (Anm. 1), 28–32.

zusammen: „[D]ie großen Ereignisse ziehen alle Aufmerksamkeit auf sich: Spanien, Frankreich, der Krieg, der Frieden, die Hungersnot, das Befinden der gekrönten Häupter, dies alles, Madame, liefert genug Stoff zum Nachdenken und Besprechen."[17] Maintenon und Ursins diskutierten über den Kriegsverlauf, strategische Entscheidungen und die laufenden Verhandlungen. Im Mittelpunkt ihrer Briefe stehen der französische König, das spanische Königspaar nebst Angehörigen beider Hofgesellschaften. Dominant sind Nachrichten über die politische und militärische Lage der französischen und der spanischen Krone. Über eine detaillierte Analyse ihrer Korrespondenz innerhalb der Gesamtheit der Beziehungsstränge zwischen Versailles und Madrid konnte ich zeigen: Die Korrespondenz der beiden Frauen war integraler Bestandteil der diplomatischen Beziehungen beider Höfe und wurde als ein besonders effizienter Kanal genutzt. Ihre Einflussnahme geschah nicht heimlich, sondern parallel und im Wissen der zentralen Akteure, d. h. der Herrscher, der Minister, der Gesandten, der Botschafter und der höfischen Elite. Ihre Korrespondenz diente der Information, der Netzwerkpflege und der Selbstinszenierung. Die legitimatorischen Diskurse, derer sie sich bedienten, referieren auf Norm- und Wertvorstellungen der höfischen Gesellschaft. Ihre Korrespondenz ist eine Beispiel für eine Verhandlungspraxis, die vor dem Hintergrund einer höfischen Kultur der Diplomatie zu sehen ist.[18]

AUS DER PERSPEKTIVE DES KONFLIKTMANAGEMENTS

Drei Verhandlungsebenen

Madame de Maintenon und die Princesse des Ursins verhandelten beständig miteinander – über konkrete Fragen wie den Umfang der Truppenunterstützung, über strategische Fragen militärischer und politischer Art. Sie verhandelten darüber, ob der spanische König seine Armee an der Front persönlich anführen sollte oder nicht, welchen Status die Königin während ihrer Regentschaften haben sollte, sie verhandelten Patronage-Anfragen für Hofdamen und die Auswahl von Beratern, Gesandten und Botschaftern. Dabei verhandelten sie für sich selbst und als Vertreterinnen der Herrscher zugleich. Parallel dazu handelten sie ihre Beziehung zueinander, ihre Selbstdarstellungen sowie die Reputation dritter Personen miteinander aus. Um dieses Dickicht an gleichzeitigen Verhandlungssträngen zu ordnen, ist eine Systematik aus dem praktischen Konfliktmanagement hilfreich: die Unterscheidung von Mikro-, Meso- und Makroebene.[19] In der Mikro-Ebene geht es um die direkte Beziehung zwischen zwei oder mehreren Einzelpersonen. Die Meso-Ebene umfasst soziale Gebilde mittlerer Größenordnung, d. h. Kleingruppen, zwi-

17 „[L]es grands événements prennent toute l'attention: L'Espagne, la France, la guerre, la paix, la famine, l'état des têtes couronnées, tout cela, Madame, fournit assez de matière de penser et de parler." Maintenon an Ursins, St. Cyr, 22.9.1709, in: *M. Loyau*, Correspondance (Anm. 3), 288.

18 Vgl. *C. Bastian*, Verhandeln (Anm. 1), 421f., 428f.

19 In Anlehnung an Glasls Konfliktrahmen: *F. Glasl*, Konfliktmanagement (Anm. 10), 60–64.

schen denen oft keine direkten Beziehungen mehr möglich sind. Die Kommunikation erfolgt hier zumeist über Mittelspersonen, die als Vertreter auftreten. Dies bringt weitere Verhandlungen mit sich: Die Vertreter müssen sich innerhalb der eigenen Gruppe legitimieren, und es gilt, Ziele und Werte der Gruppen immer wieder neu zu verhandeln. Auf der Makro-Ebene werden schließlich gesamtgesellschaftliche Fragen verhandelt, wie es etwa in öffentlichen Medien geschieht.

Madame de Maintenon und die Princesse des Ursins verhandelten auf diesen drei Ebenen parallel: Sie verhandelten ihre Beziehung zueinander: „Können wir uns vertrauen, sprechen wir offen, wie wichtig sind wir füreinander?" Das Aushandeln über die jeweilige Selbstdarstellung entspricht der Mikro-Ebene. Sie traten als Stellvertreterinnen ihres jeweiligen Herrscherhauses auf und verhandelten konkrete politische bzw. militärische Fragen und Entscheidungen: Etwa die erwähnte Unterstützung durch französische Truppen oder auch die Wahl des nächsten französischen Botschafters sind Beispiele für die Meso-Ebene. Über ihre Selbstdarstellungen legitimierten sie sich gegenüber ihrer Briefpartnerin, aber auch gegenüber jenen, die „mitlasen", denen aus der Korrespondenz vorgelesen wurde: dem spanischen Königspaar, dem französischen König, dem Botschafter, dem ein oder anderen Minister. Diese Selbstdarstellungen konstruierten sie strategisch: wahlweise als einflussreiche Akteurinnen, Beraterinnen und Vertraute der Herrscher oder „schwache, unwissende Frauen" – je nachdem, wie es ihrer Argumentation dienlich war: So bezeichnete sich Madame de Maintenon als eine „zur Politik unfähige Frau"[20], wenn sie einer allzu ambitionierten Patronage-Anfrage der Princesse nicht nachkommen wollte oder konnte (Meso-Ebene). Schließlich verhandelten sie – auf der Makro-Ebene – über allgemeine Deutungen der Geschehnisse wie etwa über die Frage, wie stabil die Herrschaft des jungen Königspaars einzuschätzen sei, wie der Ausgang einzelner Schlachten zu interpretieren sei oder über die grundsätzliche strategische Entscheidung, ob Frankreich Friedensverhandlungen aufnehmen oder den Krieg weiterführen sollte. Beide Frauen waren an ihrem jeweiligen Hof „Meinungsführerinnen" und so wurde ihre Korrespondenz zu einem wichtigen Kanal der königlichen Propaganda.

Diese Verhandlungen schlugen von dem Zeitpunkt an in Konflikte um, als sich Philipp V. zunehmend von seinem Großvater Ludwig XIV. emanzipierte und der spanische Hof kein „Satellit Versailles"[21] mehr war. Die Interessen divergierten immer stärker und erschienen den Beteiligten mehr und mehr unvereinbar. Der Abbruch der Beziehungen stand mehrmals zur Debatte. Die Korrespondenz der beiden Frauen ist dabei ein Spiegel dieser sich verändernden Beziehungen, die sich von einer dynastisch verbundenen Interessensgemeinschaft zu einer konkurrierenden und konfliktiven Beziehung wandelte, in der alle Seiten zunehmend enttäuscht und frustriert waren, zugleich aber voneinander abhängig blieben. Blickt man mit der Brille des Mediators auf ihre Briefe, genauer auf ihre Selbstdarstellungen, so wird deutlich, dass die beteiligten Akteure unablässig versuchten, diese

20 Maintenon an Ursins, Versailles, 17.3.1712, BL Add. Ms. 20920, fol. 99.

21 Vgl. *John Lynch,* Bourbon Spain. 1700–1808, New York / Oxford 1989, 46.

Konflikte zu klären und die Verhandlungen aufrecht zu erhalten, indem sie ihre Beziehung zu stabilisieren versuchten.

Die Selbstdarstellung der Akteure

Der „zweite Blick" auf die Selbstdarstellungen der beiden Frauen lässt erkennen, dass diese nach der Logik der Voraussetzungen für das Gelingen von Verhandlungen funktionierten.

Eine Voraussetzung besteht darin, dass die „richtigen" Personen an den Verhandlungen beteiligt sind, das heißt jene, die die Entscheidungsbefugnis in den zu verhandelnden Fragen haben oder auf die die entscheidende Person hört.[22] Dabei kann es sich auch um Stellvertreter mit einem expliziten Auftrag handeln.[23] Bezüglich der Selbstdarstellungen der beiden Frauen fällt auf, dass es den beiden stets wichtig war, sich als die „richtige" Ansprechperson zu portraitieren: Beide stellten sich als Inhaberin von Macht dar, sei es durch ihre Nähe zur Herrscherperson, oder durch ihren starken Einfluss auf andere entscheidende Personen: „Der König hat immer den gleichen Mut, die gleiche Ausgeglichenheit und die gleiche Gesundheit; aber ich fürchte, dass sein Inneres aufgewühlt ist."[24] Mit diesen Worten wies Madame de Maintenon nach der Kapitulation Lilles im Oktober 1708, als es galt, Stabilität und Zuversicht zu zeigen, sich selbst als Vertraute des Königs und Kennerin seines „Inneren" die wohl einflussreichste Position am Hof zu, in der größtmöglichen Nähe zum Herrscher. Auch gelegentliche, fast beiläufige Verweise auf ihre räumliche Nähe zum König hatten diesen Effekt: Sie sei bei der Ankunft der Post gerade vom Staatssekretär für Finanzen gekommen und nun könne der König selbst jeden Moment eintreffen.[25] Sie habe kaum Zeit allein, da der König häufig bei ihr sei[26] oder in ihren *appartements* mit seinen Ministern arbeitete.[27] Maintenon zeigte auf diese Weise ihre alltägliche Position in der Nähe der Entscheidungsträger.[28] Der Subtext lautet stets: Ich bin ihm nahe – räumlich und emotional.

22 *Christoph Besemer,* Mediation. Die Kunst der Vermittlung in Konflikten, Karlsruhe 2009, 88.

23 Vgl. *F. Glasl*, Konfliktmanagement (Anm. 10), 105f.

24 „Le Roi a toujours le même courage, la même égalité et la même santé; mais je crains bien que le dedans soit agité." Maintenon an Ursins, St. Cyr, 28.10.1708, BL Add. Ms. 20919, fol. 66.

25 „J'arrive de chez M. Desmarets où j'ai diné, et le Roi va venir dans un moment. De sorte, Madame, que je ne puis qu'accuser la réception de votre lettre […]." Maintenon an Ursins, Marly, 10.11.1710, BL Add. Ms. 20920, fol. 10; ähnlich: Maintenon an Ursins, Versailles, 11.2.1714, BL Add. Ms. 20920, fol. 208.

26 Bspw.: „Le Roi est souvent chez moi et j'aime fort à être seule dans les temps dont je puis disposer." Maintenon an Ursins, Fontainebleau, 17.7.1712, BL Add. Ms. 20920, fol. 118; ähnlich: Maintenon an Ursins, St. Cyr, 27.11.1712, BL Add. Ms. 20920, fol. 135.

27 Aufschlussreich ist auch, wie die Marquise die Umstände beschrieb, unter denen sie vom Sieg des Maréchal de Berwick im Jahr 1707 erfahren hatte: Sie sei allein mit dem König gewesen, als Chamillart mit der Nachricht eingetroffen sei. Die Lebendigkeit der Szene sowie die Spontaneität der Reaktionen und Gefühlsäußerungen sollte erneut die Vertrautheit der Personen und die Intimität der Beziehungen verdeutlichen: Maintenon an Ursins, St. Cyr, 8.5.1707, BL Add. Ms. 20918, fol. 251.

28 Vgl. auch: Maintenon an Ursins, St. Cyr, 7.8.1706, BL Add. Ms. 20918, fol. 96.

In den Briefen der Princesse des Ursins stand ebenfalls ihre Nähe zum Königspaar im Mittelpunkt ihrer Selbstdarstellung.[29] Der Nahbereich des Herrschers war ein Raum politischer Entscheidung, wodurch die Berichte über persönliche und intime Bereiche des Königspaars zu einer wirkungsvollen Inszenierung der eigenen Machtposition wurde. Der ersten Kammerdame oblag die Kontrolle der Türen und die Verwaltung der Schlüssel für den Palastbereich der Königin.[30] Diese Zugangskontrolle zeigt sich im übertragenen Sinne darin, dass die Princesse die Hofdamen ernannte und Patronage-Anfragen filterte. Ausschlaggebend war dabei, dass die Princesse des Ursins das „vollständige Vertrauen" der Maria Luisa genoss, weshalb sie den Begriff der *confiance entière* in ihren Briefen refrainartig wiederholte. Die Princesse des Ursins inszenierte sich außerdem als unverzichtbare Beraterin[31] des Königspaars und als „Kollegin"[32] des jeweiligen Botschafters. Ihr Alter und ihre Erfahrung waren wichtige Kriterien, genau wie bei Madame de Maintenon war es jedoch ebenso vor allem ihre Nähe zum Königspaar, auf die sich ihr Einfluss gründete. Bei der Princesse lautete der Subtext: Die entscheidenden Personen vertrauen mir und arbeiten eng mit mir zusammen.

Die beiden Frauen stellten sich weiterhin als Kennerinnen der Gefühle der Herrscher, der *sentiments du Roi* bzw. *de la Reine*, das heißt als „Wissende" dar, die über die ausschlaggebenden Informationen verfügten und die richtigen Ratschläge geben konnten. So ließ Madame de Maintenon in ihren Briefen stets durchscheinen, wie gut und umfassend sie informiert sei: „Ich glaube, dass sich kein einziger Umstand meiner Kenntnis entzieht."[33] Auf diese Weise betonte Madame de Maintenon ihre Rolle als exklusive Informantin, die aufgrund ihrer Nähe zum Herrscher über vollständige, sichere und aktuelle Nachrichten verfügte. Beide Frauen erwähnten auch ihre zahlreichen Korrespondenzen mit anderen europäischen Herrschern, Militärs, Kirchenmännern und weiteren einflussreichen Personen,[34] derart, dass deutlich wurde: Ich bin mit den wichtigen Personen im Austausch, ich weiß Bescheid, und es lohnt sich, mit mir zu verhandeln. Kurz: Sie stellten sich für ihr jeweiliges Gegenüber als die „richtigen" Ansprechpartner für die anstehenden Verhandlungen dar.

Eine weitere Voraussetzung für eine nachhaltige Konfliktklärung besteht darin, dass die Konfliktparteien ein vitales Interesse an der Klärung des Konfliktes und

29 Bspw.: Ursins an Maintenon, Madrid, 18.9.1707, BL Add. Ms. 20918, fol. 330.

30 *María Victoria López-Cordón Cortezo*, Entre damas anda el juego. Las camareras mayores de Palacio en la edad moderna, in: *Carlos Gómez-Centurión Jiménez* (Hrsg.), Monarquía y corte en la España moderna, Madrid 2003, 123–152, 131.

31 Bspw.: Ursins an Maintenon, Madrid, 30.10.1705, BL Add. Ms. 20918, fol. 34. Sie beriet die beiden auch hinsichtlich militärischer Befehlshaber, etwa hier: Ursins an Maintenon, Madrid, 12.9.1707, BL Add. Ms. 20918, fol. 325; oder hier: Ursins an Maintenon, o.O., 2.7.1714, BL Add. Ms. 20920, fol. 244.

32 Bspw.: Ursins an Maintenon, Madrid, 23.10.1705, BL Add. Ms. 20918, fol. 32. In Anlehnung an François de Callières, der in seinem Traktat „De la manière de négocier avec les souverains" (1716) darauf hinweist, dass ein Botschafter einen *habile collègue* brauche. Vgl.: Ausgabe in *J.-C. Wacquet,* Callières (Anm. 8), 196.

33 „Je crois qu'il ne m'en échappe aucune circonstance." Maintenon an Ursins, Versailles, 10.2.1710, BL Add. Ms. 20919, fol. 273–274.

34 Vgl. *C. Bastian* (Anm. 1), Verhandeln in Briefen, 211–234.

ihrer Beziehung zur anderen Konfliktpartei haben. Oft wird von der notwendigen „Freiwilligkeit" für eine konstruktive Konfliktbearbeitung gesprochen – was nicht dasselbe ist: Konfliktklärung funktioniert auch, wenn sie angewiesen wird – sofern ein Interesse zur Klärung vorhanden ist. Was waren die Interessen der beiden Frauen, was stand für sie auf dem Spiel?

Handlungsleitend war in frühneuzeitlichen Monarchien der Wille des Herrschers, er stellte die Staatsräson dar. Politischen Akteuren ging es darum, glaubhaft zu machen, dass sie nach dem Willen des Herrschers handelten. Somit fielen die persönlichen Interessen der Akteure und jene ihres Herrschers meist zusammen. Madame de Maintenon hatte eine enge Beziehung zu Philipp V., sie war an seiner Erziehung maßgeblich beteiligt gewesen. Sie war es, die Maria Luisa von Savoyen als seine Frau ausgewählt hatte. Und auch der Vorschlag, dass die Princesse des Ursins deren erste Kammerfrau würde, kam von ihr.[35] Mit anderen Worten: Das Dreigespann aus Königspaar und Kammerdame in Madrid war „ihr Projekt". Sie hatte ein vitales Interesse daran, dass sich Philipp V. und Maria Luisa in Madrid halten konnten.

Die Princesse des Ursins hatte mit der mächtigen Position der *camarera mayor* ein großes Ziel erreicht: endlich auch formal im Dienst des Königs eingesetzt zu werden.[36] Für sie war der Erfolg der bourbonischen Herrschaft in Madrid existentiell: Ihre doppelte Loyalität – dem französischen König und dem spanischen Königspaar gegenüber – stellte zu Beginn ihres Aufenthalts am spanischen Hof noch kein Problem dar. Mit zunehmender Emanzipation Madrids von Versailles wurde dies schwieriger, denn die Divergenzen und Konflikte nahmen zu.

Das erklärte Ziel Ludwigs XIV. war lange die „Einheit der beiden Kronen", d.h. die Einheit zwischen den beiden Herrscherhäusern. Maintenon und Ursins bekundeten dieses Interesse immer wieder: „Niemand auf der Welt hat sich je so sehr gewünscht und wünscht sich noch immer eine vollkommene Einheit zwischen dem Allerchristlichsten König und den Katholischen Königen [dem französischen König und dem spanischen Königspaar, A.d.V.]"[37], schrieb etwa die Princesse des Ursins am 24. November 1709, einem Moment, an dem ihre eigene Position instabiler denn je war und die Interessen beider Höfe immer unvereinbarer erschienen.

In ihrer Selbstdarstellung war es beiden Frauen wichtig zu zeigen, dass ihr Interesse an der gemeinsamen Sache groß war und dass sie sich mit Haut und Haar engagierten, um dieses Ziel zu erreichen. Der Subtext an ihr Gegenüber lautete: Wir haben das gleiche Ziel, mit mir lohnt sich die Verhandlung.

35 Vgl. *Ebd.*, 63–65.

36 „Me voilà enfin parvenue, Sire, à me voir employée une fois en ma vie pour le service de mon Roi et de mon bienfaiteur." Ursins an Ludwig XIV., Rom, 21.6.1701, AAE CP Rome 421, fol. 433.

37 „Personne au monde, madame, n'a tant désiré et ne désire plus que moi une union parfaite entre Leurs Majestés Très Chrétienne et Catholiques." *M. Loyau*, Correspondance (Anm. 3), 338.

Die Fiktion des persönlichen Gesprächs

Die Offenheit der Gesprächspartner ist eine weitere unverzichtbare Voraussetzung für gelingende Verhandlungen.

Madame de Maintenon betonte stets ihre Offenheit und ihre Aufrichtigkeit: „Ich kenne keine Vorsicht. Ich gehe geradeaus, ich liebe nur das Gute." Geschick, Manipulation und Verstellung entsprächen nicht ihrer Persönlichkeit.[38] Ihren Worten könne die Princesse vertrauen. „Ich spreche ganz frei zu Ihnen,"[39] versichert sie ihr häufig. Auch die Princesse gab vor, ohne jede Verstellung zu schreiben. Es sei ihr unmöglich, nicht ohne Umschweife alles zu sagen, was sie denke, auch wenn es abträglich sein könnte.[40]

Solche Aussagen müssen vor dem Hintergrund der adeligen Briefkultur des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts gelesen werden. Die „Preziosität"[41] diente dem Adel im 17. Jahrhundert zur sozialen Distinktion. Als Handlungsgrundlage und sozialer Habitus zugleich war sie eingebettet in das Persönlichkeitsideal der *honnêteté*. Zugleich sollte die veredelte Form der preziösen Sprache ganz natürlich, ohne Anstrengung und eben gerade nicht erarbeitet erscheinen.[42] Madame de Maintenon nutzte die Verpflichtung zum Ungekünstelten auch, um ihr Schweigen zu rechtfertigen: Weil sie die Princesse niemals täuschen wolle und zu viel zu sagen habe, sage sie lieber überhaupt nichts;[43] oder weil es – wie im anfangs zitierten Beispiel – nicht möglich sei, frei heraus ihre Meinung zu sagen, würde sie manchmal am liebsten jeden Austausch mit Spanien abbrechen.[44]

Nicht fehlendes Vertrauen, sondern schlicht die Kommunikationssituation hindere die beiden an vollständiger Offenheit. Insbesondere Madame de Maintenon verwies immer wieder darauf, dass sie aufgrund der Entfernung und der Unsicherheit der Briefe nicht alles schreiben könne: „Adieu, Madame, es ist ein großer Zwang, es nicht wagen zu können, frei gegenüber einer Person zu sprechen, in die man vollständiges Vertrauen hat."[45] Informationen, die aus individuellen Brief-

38 „Je vais droit; je n'aime que le Bien. Je n'écris guère de choses que je fusse fachée qu'on lut. J'ai toujours eu une conduite très franche et je ne m'en suis pas mal trouvée. Il me semble qu'il y a autant d'habileté dans la droiture qu'il y a de la vertu. Je comprends pourtant bien que je ne serais pas capable de traiter des affaires où il faudrait de l'adresse, des insinuations, des tours et des détours; ainsi n'est pas mon personnage." Maintenon an Ursins, Versailles, 19.1.1707, BL Add. Ms. 20918, fol. 172.

39 „Je suis fort libre avec vous, parce que tout ce qui se passe entre vous et moi ne va pas plus loin." Maintenon an Ursins, Versailles, 19.3.1714, BL Add. Ms. 20920, fol. 214.

40 Ursins an Maintenon, Buen Retiro, 29.10.1708, BL Add. Ms. 20919, fol. 63.

41 Zur Preziosität vgl. *Roger Lathuillière*, La préciosité. Étude historique et linguistique, Paris 1966.

42 Vgl. *Herbert Steiner,* Der Chevalier de Méré (Univ. Diss), Zürich 1930, 39. Jean Mesnard hat nachgewiesen, dass Madame de Maintenon zeitweise eine Art Schülerin des Chevalier de Méré (*1607, †1684), eines der wichtigsten Brieftheoretikers dieser Zeit, war: vgl. *Jean Mesnard,* Françoise d'Aubigné et le Chevalier de Méré, in: *Alain Niderst* (Hrsg.), Autour de Françoise d'Aubigné, Marquise de Maintenon. Actes des Journées de Niort 23–25 mai 1996 (Albineana), Paris 1999, 193–215, 197f.

43 Vgl. Maintenon an Ursins, St. Cyr, 16.2.1710, BL Add. Ms. 20919, fol. 276.

44 Vgl. Maintenon an Ursins, St. Cyr, 19.8.1714, BL Add. Ms. 20920, fol. 270.

45 „Adieu, Madame, c'est une grande contrainte de n'oser parler librement à une personne en qui l'on a une entière confiance." Maintenon an Ursins, Marly, 24.4.1712, BL Add. Ms. 20920, fol. 105f.

wechseln stammten, galten generell als sicherer als gedruckte, „anonyme" Nachrichten.[46] Es lag also stark im Interesse der Korrespondenten, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen, wenn sie glaubhaft wirken wollten.

Vertrauen und „Vertrautheit" erzeugten sie auch über die Inszenierung ihrer gemeinsamen Freundschaft: „Ich werde sicherlich keine Mühe haben, Madame, Ihnen die Freundschaft, die Sie fordern, zu bewahren, der Sie nur eine Dauer von fünf Jahren geben. Die meine ist deutlich älter […]."[47] Mit diesen Worten bestätigte die Princesse des Ursins Madame de Maintenon ihre Freundschaft – eines von vielen Beispielen, in denen die beiden Frauen ihre Beziehung zueinander thematisierten. Sie bezeichneten sich als *amies* und ihre Beziehung zueinander als *amitié*[48]. Diese Bezeichnung verrät im frühneuzeitlichen Kontext weniger etwas über die emotionale Qualität einer Beziehung als etwas über ihre Form.[49] Den Begriff verwendeten Maintenon und Ursins in erster Linie für Personen, die den gleichen oder einen höheren sozialen Status als sie selbst hatten. Bedienstete wie der königliche Leibarzt oder die Hebamme, wurden nicht als „Freunde" bezeichnet – auch wenn die Vertrautheit der Beziehung dies aus heutiger Sicht nahegelegt. Von „Freundschaft" zu sprechen, brachte im Sinne der Patronage Regeln, Grenzen und Verpflichtungen mit sich, es erinnerte die Gesprächspartner aber auch an die Gleichrangigkeit ihrer Beziehung. Das Propagieren der gemeinsamen Freundschaft schuf einen Raum, in dem beide darauf verzichten konnten, ständig ihren Rang zu behaupten,[50] einen Frei-Raum, in dem Gemeinschaft, Verbindung und Vertrauen entstehen konnten.[51]

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die beiden Frauen fortlaufend ihre Freundschaft betonten und eine Atmosphäre der Offenheit und des Vertrauens inszenierten. Ruft man sich Watzlawicks zweites Axiom in Erinnerung, demzufolge der Beziehungsaspekt den Inhaltsaspekt bestimmt, wird deutlich, inwiefern die beiden Damen auf diese Weise den Boden für die zu führenden Verhandlungen bereiteten oder wie sie sich während ihrer Verhandlungen unablässig die Hand schüttelten.

46 Vgl. *Franz Mauelshagen*, Netzwerke des Nachrichtenaustauschs. Für einen Paradigmenwechsel in der Erfoschung der „neuen Zeitungen", in : *Johannes Burkhardt, Christine Werkstetter* (Hrsg.), Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München 2005, 409–425, 425.

47 „Je n'aurai pas de peine certainement, M[adam]e, à vous converser l'amitié que vous me demandez et à laquelle vous ne donnez qu'une date de cinq ans. La mienne est bien plus ancienne, […]." Ursins an Maintenon, o.O., 24.2.1710, BL Add. Ms. 20919, fol. 279.

48 Bspw.: Maintenon an Ursins, Marly, 12.5.1713, BL Add. Ms. 20929, fol. 162.

49 Ausgehend vom Quellenbegriff definiere ich Freundschaft in Anlehnung an Christian Kühner als Beziehung zwischen denjenigen, die sich gegenseitig als Freunde bezeichneten: *Christian Kühner,* Freundschaft im französischen Adel des 17. Jahrhunderts, in: discussions 2 (2009) – Adel im Wandel (16.–20. Jahrhundert)/La noblesse en mutation (XVIe–XXe siècles), URL: http://www.perspectivia.net/content/publikationen/discussions/2-2009/kuehner_freundschaft, Absatz <2>, [Zugriff: 05.06.2017].

50 Vgl. *Klaus van Eickels*, Freundschaft im (spät)mittelalterlichen Europa: Traditionen, Befunde und Perspektiven, in: *Klaus Oschema* (Hrsg.), Freundschaft oder ‚amitié'? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert), Berlin 2007, 23–34, 25.

51 *Ute Frevert* (Hrsg.), Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003, 51.

EINE SPURENSUCHE ZUM INNEREN ERLEBEN

Transformation durch echten Kontakt

Es gibt einen Punkt, an dem es sich entscheidet, ob eine Konfliktklärung gelingt und die Konfliktparteien gemeinsam nach einer Lösung suchen und ihre Beziehung nachhaltig gefestigt wird. Der Austausch zwischen den Konfliktparteien findet dann nicht mehr auf der Ebene der Positionen statt – „ich will dies und auf keinen Fall das – das war falsch, das ist richtig", sondern auf der Ebene von Interessen und Bedürfnissen. Die Verbindung dieser beiden Ebenen verdeutlicht das Eisbergmodell anschaulich: Sichtbar sind „über der Wasseroberfläche" die Positionen, die Strategien, die Menschen entwickeln, um sich bestimmte Bedürfnisse zu erfüllen. Im Konfliktfall scheinen diese Strategien unvereinbar: Aus der Sicht der Parteien sind sie daher entweder richtig oder falsch. Anders verhält es sich mit dem wesentlich größeren Anteil, den sechs Siebtel, die „unter der Wasseroberfläche" verborgen sind: Gefühle und Bedürfnisse sind allen Menschen gemein. Die Menschen haben die gleichen Bedürfnisse, nur nicht im gleichen Maße. Bedürfnisse können zueinander in Konkurrenz stehen (auch intrapersonell), jedoch kann ein Bedürfnis über mehr als eine Strategie erfüllt werden: Das Bedürfnis nach Anerkennung erfüllt sich der eine über einen großen Freundeskreis, die andere über beruflichen Erfolg. Sind Bedürfnisse erfüllt, stellen sich angenehme Gefühle ein (Zufriedenheit, Glück, Entspannung, Freude, Ruhe …). Bleiben Bedürfnisse unerfüllt, folgen unangenehme Gefühle (Stress, Genervtsein, Wut, Angst, Enttäuschung, Neid, …). Im Konfliktfall prallen die Strategien (oder Positionen) der Konfliktparteien aufeinander. Entscheidend ist dabei, dass der Blick auf die unvereinbaren Strategien entzweit, während der Blick auf die Bedürfnisse, die allen Menschen gemein sind, verbindet: Selbst wenn die Strategie des anderen unverständlich ist, sein Bedürfnis nach Anerkennung ist nachvollziehbar. Eine mediative Konfliktklärung setzt daher auf der Ebene der Bedürfnisse an: um Verständnis füreinander zu ermöglichen und alternative Strategien zur Erfüllung der Bedürfnisse aller Beteiligten zu finden – den Konsens.[52]

Gelingt diese Klärung auf der Ebene der Interessen und Bedürfnisse, kommen die Konfliktparteien miteinander in einen „echten Kontakt". Die Fachliteratur bezeichnet diesen Moment des gegenseitigen Verstehens als Transformation.[53] Ohne diese „Berührung" können keine nachhaltigen Lösungen gefunden und keine Beziehungen geklärt werden. Überträgt man diese Überlegungen auf die Verhandlungen frühneuzeitlicher Herrscher, zeigt sich folgende Beobachtung in einem neuen Licht: Immer wenn es besonders schwierig wurde, begnügte sich Ludwig XIV. nicht mehr damit, seine Anweisungen dem Botschafter und der Princesse des Ursins mitzuteilen, sondern schickte einen außerordentlichen Gesandten nach

52 Siehe bspw.: *Christoph Thomann, Christian Prior*, Klärungshilfe 3. Das Praxisbuch, Hamburg 2007, 277–286.

53 Vgl. *Christian Bähner, Monika Oboth, Jörg Schmidt:* Konfliktklärung in Teams und Gruppen. Praktische Anleitung und Methoden zur Mediation in Gruppen, Paderborn 2008, 45f.

Madrid, den er persönlich instruiert hatte – eine übliche Praxis. Einerseits hatte das etwas damit zu tun, dass der Postweg als unsicher galt.[54] Andererseits schätzte man die Chance, mit dem Verhandlungspartner einig zu werden, im persönlichen Kontakt ungleich höher ein, was umso mehr gilt, wenn es um echtes Verständnis füreinander und einen Moment der Transformation geht.

Kein Brief ersetzt den persönlichen Kontakt – aber der persönliche Kontakt kann in Briefen inszeniert werden: Die Briefe, die man schreibt, sind Gespräche mit Abwesenden, fasst Antoine de Courtin in seinem „Traité de la civileté" von 1671 über den preziösen Stil zusammen. Dieser Schreibstil zielt insbesondere darauf, den Text so lebendig wie möglich zu machen: etwa durch starke Gefühlsäußerungen, die Betonung der Authentizität und der Ehrlichkeit. Durch die Satzstruktur und den Einsatz bestimmter Stilmittel[55] sollte die Präsenz des Briefpartners so erlebbar wie möglich werden, um den fehlenden persönlichen Kontakt auszugleichen und den Argumenten letztlich mehr Überzeugungskraft zu verleihen. Ziel ist also die Fiktion des persönlichen Gesprächs.

In einer mediativ vermittelnden Gesprächsführung kommt insbesondere eine Kommunikationstechnik zum Einsatz, die zugleich auch einer inneren Haltung entspricht: das Aktive Zuhören, die praktische Umsetzung einer empathischen Haltung dem anderen gegenüber.[56] Das aktive Element dieser Technik besteht im Spiegeln der gehörten Aussage. Die zuhörende Person wiederholt die Aussagen ihres Gesprächspartners mit eigenen Worten, so dass dieser sich einerseits *inhaltlich* verstanden fühlt. Zugleich werden die Gefühle und Bedürfnisse benannt (die die Person selbst vielleicht gar nicht explizit genannt hat), so dass sie sich auch auf der *emotionalen* Ebene verstanden fühlt. Ein Beispiel aus der Praxis soll dies veranschaulichen: Zwei Teamkollegen ignorieren sich seit Monaten. In der Mediation sagt der eine: „Du bist Dir doch sogar zu fein dazu mich zu grüßen!" Die Mediatorin hört aktiv zu: „Sie haben erlebt, dass Sie Ihr Kollege nicht gegrüßt hat und das macht Sie wütend …?" Bestätigt der Sprecher „Ja, genau!", könnte sie noch weiter formulieren: „Ihnen ist ein respektvoller Umgang auf Augenhöhe wichtig …?" Stimmt auch diese Einschätzung mit dem Erleben der Konfliktpartei überein, wird diese sich wahrscheinlich aufatmend zurücklehnen – ihre Gefühle und Bedürfnisse sind benannt, sie fühlt sich verstanden und entspannt sich. Einerseits vermittelt diese Kommunikationstechnik also Sicherheit: die mitteilende Person erfährt nicht nur, *dass*, sondern auch *was* die zuhörende Person verstanden hat. Andererseits verschafft das Aktive Zuhören der mitteilenden Person Entlastung: Ihre Gefühle und ihre Bedürfnisse werden benannt, was ihr suggeriert: Es ist in Ordnung, wie es Dir geht und was Du brauchst. Dies ist der Grund, weshalb Empathie nachweislich

54 Vgl. *Siegfried Grillmeyer,* Habsburgs langer Arm ins Reich. Briefspionage in der Frühen Neuzeit, in: *Klaus Beyrer* (Hrsg.), Streng. Geheim. Die Welt der verschlüsselten Kommunikation. Ausstellung im Museum für Post und Kommunikation (7.10.1999–27.2.2000), Frankfurt am Main / Heidelberg 1999, 55–68, 55–57.

55 Typische Stilmittel wie die Periphrase oder die Hyperbole, eindrucksvolle sprachliche Bilder durch Metapher, Metonymie und Allegorie, und der Einsatz von Überraschungen wie Oxymoron, Antithese oder Pointe etc.

56 Vgl. *Ch. Besemer,* Mediation (Anm. 22), 200–204.

Stress abbaut.[57] Des Weiteren schafft Aktives Zuhören eine Verbindung zwischen den Gesprächspartnern, so dass Vertrauen entstehen kann.

Werfen wir einen Blick in die Korrespondenz der beiden Frauen. Madame de Maintenon begann ihren Brief vom 12. Dezember 1711 mit diesen Worten: „Es ist wahrhaftig erstaunlich, Madame, dass Sie unter all den verschiedenen Rollen, die Sie erfüllen, nicht zusammenbrechen. Sie haben alle Angelegenheiten Europas im Kopf; Sie interessieren sich sehr für zwei Könige. Die Wiedereinsetzung des dritten ist Ihnen nicht gleichgültig. Sie sind alle Unterstützung, aller Rat und alle Freude einer großen Königin; Sie leisten Ihr und einem wertvollen Kind in allen Details Ihren Dienst."[58]

Madame de Maintenon mutmaßt zunächst, wie es der Princesse des Ursins gehen muss *(dass Sie unter all den verschiedenen Rollen […] nicht zusammenbrechen)*, fasst dann mit ihren eigenen Worten die Inhalte zusammen, die die Princesse in ihrem letzten Brief behandelt hatte *(alle Angelegenheiten Europas, zwei Könige, Wiedereinsetzung des dritten)*, beschreibt ihren Einsatz bei Hof *(Sie sind alle Unterstützung, aller Rat und alle Freude einer großen Königin)*. Implizit benennt sie die Gefühle der Princesse: ihre Belastung *(zusammenbrechen)*, der Druck, der auf ihr lastet *(alle Unterstützung, aller Rat, alle Freude einer großen Königin / wertvolles Kind)*. Und sie benennt ihre Bedürfnisse, das, was der Princesse wichtig ist: ihr Interesse für die politischen Entwicklungen und ihre Rolle als oberste Kammerfrau zur vollständigen Zufriedenheit der Königin und damit zugleich auch ihres „Auftraggebers", des französischen Königs Ludwigs XIV. zu erfüllen. Vermutlich nickte die Princesse des Ursins bei der Lektüre innerlich und lehnte sich entspannt zurück: „Ja, genau so ist das. Sie hat mich verstanden". Damit ist sie in einer denkbar förderlichen Stimmung für die weitere Lektüre des Briefes. Madame de Maintenon hat durch ihren Einstieg eine Brücke gebaut und die Voraussetzung dafür geschaffen, dass sich die Princesse des Ursins ihrem Brief mit einer positiven und entspannten Haltung widmet und offen für ihre Argumente ist.

Diese Form des Zusammenfassens des gelesenen Briefes findet sich häufig zu Beginn der Briefe der beiden Frauen. Aber sie wendeten diese Technik auch in kontroversen Diskussionen an: „Es stimmt, dass …" (*il est vrai que …*), woraufhin die Mitteilung des Gesprächspartners wiederholt wurde, um sodann kommentiert oder ergänzt oder mit einer Gegendarstellung fortgeführt zu werden *(mais …)*. Dies entspricht der Vorgehensweise, die Gesandten und Botschaftern zur Verfassung ihrer

57 Vgl. etwa: *G. Hüther,* Biologie der Angst (Anm. 11), 90–102. *Erik van den Brink, Frits Koster,* Mitfühlend leben. Mit Selbst-Mitgefühl und Achtsamkeit die seelische Gesundheit stärken. Mindfulness-Based Compassionate Living – MBCL, München 2013, 33–38.

58 „Il est vrai, Madame, qu'il est surprenant que vous ne succombiez pas à tous les différents personnages que vous remplissez. Vous avez dans la tête toutes les affaires de l'Europe; vous vous intéressez à deux rois bien vivement. Vous n'êtes point indifférente au rétablissement du troisième [du Roi d'Angleterre, A.d.V.]. Vous êtes tout le secours, tout le conseil et tout l'agrément d'une grande Reine; vous êtes dans tous les détails de son service et de celui d'un précieux enfant." Maintenon an Ursins, Marly, 12.10.1711, BL Add. Ms. 20920, fol. 23.

Depeschen anempfohlen wurde[59] – aus einem pragmatischen Grund: Wegen der unsicheren Zustellungsbedingungen und des Spionagerisikos waren Empfangsbestätigungen von großer Bedeutung. Dass die Inhalte Abschnitt für Abschnitt – in der Reihenfolge des zu beantwortenden Brief – aufgegriffen wurden, sollte sicherstellen, dass der richtige, vollständige Brief eingegangen war. Außerdem nennt die Traktatliteratur als einer der wichtigsten Eigenschaften eines Gesandten oder Botschafters die Fähigkeit, aufmerksam und intensiv zuzuhören. Die Kunst der Verhandlung sei es, sich in die Situation und den „Geisteszustand" des Verhandlungspartners hineinzuversetzen, und seine Gefühle und Interessen vollständig zu verstehen,[60] was nichts anderes als eine Umschreibung von Empathie darstellt.

Es kann festgehalten werden, dass sich eine Entsprechung des Aktiven Zuhörens als strukturierendes und stilistisches Element in den Briefen der beiden Frauen finden lässt. Mit dieser Art, sich auf die gemeinsame Kommunikation „einzuschwingen", wurde Sicherheit vermittelt, Verständnis suggeriert und Vertrauen gebildet. Struktur und Stil der Briefe unterstützten somit, was die beiden Briefpartnerinnen beständig beschworen: Ehrlichkeit, Vertrauen und Offenheit. Diese Art, in Resonanz mit dem Gesprächspartner zu gehen, trägt schließlich ebenfalls zur Fiktion des persönlichen Gesprächs bei.

Der Konsens auf Schloss Marly

Verhandlungen sind dann nachhaltig, wenn es gelingt, in der Lösung die Interessen aller Beteiligten zu berücksichtigen. Dann wird außerdem die Beziehung der Beteiligten gestärkt, so dass spätere Störungen kompensiert werden können. Umgekehrt können eine nachhaltige Lösung und die Stabilität einer Beziehung auf eine solche gelungene Verhandlung hinweisen. Diese beiden Indikatoren sollen bei der Spurensuche nach den Gefühlen der Akteure als Fährte dienen.

Das Treffen auf Schloss Marly zwischen Ludwig XIV., Madame de Maintenon und der Princesse des Ursins im Sommer 1705 könnte ein solches gelungenes Klärungsgespräch gewesen sein. Im Januar 1705 fanden dort an mehreren Tagen stundenlange Gespräche zwischen den beiden Frauen und Ludwig XIV. statt,[61] das berichten unterschiedliche Quellen. Was ging diesen Gesprächen voraus? Machtpolitische Querelen unter den französischen Akteuren in Madrid hatten die politischen Geschäfte blockiert. Im April 1704 wurden der französische Botschafter, die Princesse des Ursins und ihre gesamte *entourage* aus Madrid abberufen, mit der Begründung, sie habe „ganz allein regieren wollen"[62] – das Vertrauen in die

59 Vgl. bspw. bei Wicquefort im Kapitel „X. Des Lettres ou Depesches": *Abraham van Wicquefort*, L'ambassadeur et ses fonctions, 2 Bde., Köln 1690, Bd. 2, 102–113 (digitale Version: www.gallica.bnf.fr).

60 Etwa bei François de Callières: *J.-C. Waquet,* Callières (Anm. 8), 105f.

61 Siehe bspw. *Philippe de Courcillon de Dangeau,* Journal de la cour de Louis XIV, hrsg. v. *Eudore de Soulié,* 19 Bde., Paris 1854–60, Bd. 10, 229–231.

62 Bspw.: „[…] que d'avoir voulu gouverner toute seule et rendre les ambassadeurs du Roi inutiles […]." Maintenon an Maria Luisa, Fontainebleau, 5.10.1704, AAE M&D Espagne 128, fol. 58–60.

Princesse war erschüttert. Königin Maria Luisa stellte sich daraufhin quer – sie wollte ihre Kammerdame zurück –, so dass der Stellvertreter des Botschafters Ludwig XIV. bat, die Maßnahme rückgängig zu machen.[63] Ohne die Princesse des Ursins könne man in Madrid nichts ausrichten, lautete seine Begründung.[64] Er erreichte, dass die Princesse von Madame de Maintenon und Ludwig XIV. persönlich in der Sommerresidenz empfangen wurde. Die Inhalte dieses Dreiergesprächs auf Marly sind nicht zu rekonstruieren. Das Ergebnis war jedenfalls, dass die Princesse zurück nach Madrid durfte und zwar mit einem Botschafter ihrer Wahl: Ludwig XIV. hatte seine Meinung um 180 Grad gewendet. Eine weitere Folge bestand darin, dass der sporadische Briefwechsel zwischen Maintenon und Ursins auf Wunsch des französischen Königs von nun an als regelmäßige Korrespondenz geführt wurde.[65] Die Princesse wurde so zu der Vertreterin Ludwigs XIV. in Madrid, die neben den wechselnden Botschaftern und Gesandten Kontinuität garantierte. Dieses Modell – Ursins als feste Größe, Botschafter ihrer Wahl – wurde fast zehn Jahre beibehalten, bis Königin Maria Luisa starb und die Princesse des Ursins bei der zweiten Frau Philipps V. in Ungnade fiel und Madrid verlassen musste. Doch auch danach blieb die Verbindung zwischen Maintenon und Ursins bestehen: Maintenon zog ihre Patronage für die Princesse trotz dieses Karriereabbruchs nicht zurück. Die beiden Damen korrespondierten bis über den Tod Ludwigs XIV. im Jahr 1715 hinaus.

Darüber hinaus wurde das Treffen in Marly in der Korrespondenz zu einer Art Bewährungsgeschichte der Freundschaft der beiden Frauen, zu einem „Gründungsmythos" ihrer Beziehung, der ihnen in schwierigen Situationen immer wieder als gemeinsamer Nenner diente. Mal vertrauensstiftend, mal warnend erinnerte Madame de Maintenon an die „Absprache", die sie damals im Beisein des Königs geschlossen hätten.[66] Auch diente die Erinnerung der Harmonisierung: Wenn der Dissens zu stark wurde, schrieb man sehnsüchtig über diese Gespräche, und vergewisserte sich, dass man in Marly gewiss einer Meinung wäre, man hielt die Fiktion eines Konsens' aufrecht.[67]

Was war geschehen? Da in den Quellen keine Aussagen über den Inhalt dieser Gespräche zu finden sind, kann nur die Darstellung des Ereignisses und ihre strategische Verwendung untersucht werden. Die Gespräche selbst bleiben eine Leerstelle. Aus Sicht der Mediatorin stellen die (überraschende) nachhaltige Lösung und die stabile Beziehung jedoch Spuren dar, die auf einen echten Kontakt hinweisen, bei der die Beteiligten Verständnis füreinander und eine gemeinsame Lösung fanden. Etwas hatte sich zwischen ihnen transformiert, ihr gegenseitiges Vertrauen war wiederhergestellt, weshalb ihre Beziehung in der Folge trotz aller kommenden Auseinandersetzungen stabil blieb. Die gemeinsame Lösung bestand darin, die Princesse als Vertrauensperson Ludwigs XIV. zurück nach Madrid zu schicken,

63 Vgl. Gramont an Ludwig XIV., Madrid, 1.10.1704, AAE CP Espagne 142, fol. 203.
64 Vgl. Gramont an Ludwig XIV., Madrid, 14.10.1704, AAE CP Espagne 142, fol. 231.
65 Vgl. Ursins an Maintenon, St. Jean de Luz, 14.7.1705, BL Add. Ms. 20918, fol. 5.
66 Vgl. Maintenon an Ursins, Fontainebleau, 10.10.1707, BL Add. Ms. 20918, fol. 338.
67 Bspw: Maintenon an Ursins, St. Cyr, 21.10.1708, BL Add. Ms. 20919, fol. 303.

mit einem Botschafter an ihrer Seite, mit dem sie gut zusammenarbeiten konnte. Dieser Konsens war erreicht worden, da die Interessen und Bedürfnisse beider Seiten berücksichtigt worden waren. Die Bedürfnisse Ludwigs XIV. waren: Kontinuität, Verlässlichkeit und Effizienz. Seine Interessen bestanden darin, sich auf seine Berater in Madrid verlassen zu können; sie sollten an einem Strang ziehen und in seinem Sinne Einfluss nehmen. Mit der Korrespondenz verfügte er über ein Kontrollinstrument. Die Bedürfnisse der Princesse des Ursins waren Respekt, Anerkennung und Freiheit im Sinne von Handlungsspielräumen. Ihre Interessen bestanden darin, ihren „Kollegen", den Botschafter selbst bestimmen zu können und dass ihr Ruf in Madrid rehabilitiert wurde, was durch ihren triumphalen Einzug erfolgte.[68] Die Spurensuche über die überraschende Entscheidung Ludwigs XIV. und die Beobachtung der stabilen Beziehung der beiden Frauen machen eine Aussage über das Erleben der Akteure während der gemeinsamen Gespräche plausibel.

SCHLUSSFOLGERUNG: GEFÜHLE UND INTERESSEN IN DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Können Historiker nun über die Gefühle der Akteure eine Aussage treffen? Eine Gegenfrage: Können sich Menschen denn im persönlichen Kontakt über ihre Gefühle verständigen?

Es sei hier an das klassische Kommunikationsmodell von Sender und Empfänger erinnert: Wenn Person A einer Person B etwas mitteilen möchte, so verschlüsselt A ihr inneres Bild durch einen sprachlichen Code (wobei A davon ausgeht, dass B den Code kennt). B nimmt die Äußerung auf, entschlüsselt nach ihrem Wissen und entwickelt darüber ihr eigenes inneres Bild. Auch wenn A und B von ihrer Kommunikation sagen: wir haben uns verstanden (weil etwa eine entsprechende Antwort oder Handlung resultiert), werden diese beiden inneren Bilder immer unterschiedlich sein. Mit anderen Worten: „Kommunikation ist zu verstehen als wechselseitige Konstruktion von Bedeutung."[69] Viele Faktoren beeinflussen, welche Bedeutung konstruiert wird: Persönliche Erfahrungen, sprachliche Gewohnheiten, kulturelle Prägung, momentane Stimmung, die Beziehung zwischen A und B, ihre Erwartungen an die Kommunikation … – und all diese Faktoren unterscheiden sich bei den Gesprächspartnern. Selbst dann, wenn direkt miteinander kommuniziert wird, ist es also ziemlich unwahrscheinlich, dass sich die Bilder in den Köpfen gleichen. Und wenn dann aus Missverständnissen Konflikte entstehen, spitzt sich dieser Sachverhalt noch zu: Aus Verunsicherung halten die Personen umso fester an ihrer Sicht der Dinge. Daher ist die Hauptaufgabe eines Mediators auch das Übersetzen: Die Konfliktparteien gehen in der Regel davon aus, dass ihre

68 Vgl. *C. Bastian*, Verhandeln (Anm. 1), 293. Ob Madame de Maintenon als Vermittlerin fungierte, kann angesichts der dünnen Informationslage nicht beantwortet werden. Als Mediatorin halte ich es für sehr plausibel.

69 *Gerhard Roth,* Fühlen, Denken, Handeln. Die neurobiologischen Grundlagen des menschlichen Verhaltens, Frankfurt am Main 2001, 364.

Sicht der Dinge die richtige ist, und dass es nur *diese* Wirklichkeit gibt. Sie unterscheidet sich jedoch oft in fundamentaler Weise von der Sichtweise ihres „Gegners". In der Mediation geht es darum, von der einen zur anderen Wirklichkeit zu übersetzen und wenn möglich gegenseitiges Verständnis zu erzeugen. Dabei ist auch die Mediatorin keine vollkommen leere Plattform, sondern bringt unweigerlich sich und ihre eigene Sichtweise hinein.

Die Übersetzungsleistung einer Mediatorin ähnelt also stark der Übersetzung, die ein Historiker bei seiner Arbeit mit den Quellen leistet. Vielleicht geschehen in der direkten Kommunikation sogar noch mehr „Übersetzungsfehler" als in der Übersetzung der Quellen, da sich der Historiker in der Regel der Notwendigkeit der Decodierung bewusst ist. Wenn wir also das Risiko eingehen, selbst über unsere Gefühle miteinander zu kommunizieren, kann auch der Historiker das Wagnis eingehen, über die Gefühle und Interessen seiner Akteure zu schreiben – mit aller notwendigen Bescheidenheit. Mediatoren wissen, dass sie immer nur Hypothesen aufstellen, die die Konfliktparteien jederzeit widerlegen können. Für Historiker gilt dementsprechend das „Veto-Recht der Quellen", um es mit den Worten Reinhard Kosellecks zu sagen.

Wohlwissend, dass jede Kommunikation das Risiko der Übersetzungsfehler birgt, sollte akteurszentrierte Geschichtsschreibung nicht davor zurückscheuen, auch über die Gefühle und Interessen der Akteure Aussagen zu treffen. Auch Geschichtsschreibung stellt immer eine Übersetzung dar und bildet nie die Wirklichkeit der Akteure ab, ganz gleich ob es sich um die scheinbar objektive Ebene der Ereignisse oder um die subjektive Ebene der Gedanken und Gefühle handelt. Jede geschichtswissenschaftliche Aussage entspricht zunächst dem inneren Bild der Historiker und weicht vom tatsächlichen inneren Erleben der Akteure ab. Ob nun Aussagen über Ereignisse, Handlungen und Gedanken oder – gewagter – über Gefühle und Interessen getroffen werden, es bleiben immer Übersetzungen individuell konstruierter und sprachlich codierter Bilder. Daher meine ich: Gefühle und Interessen sind konstituierend für den Verlauf von Verhandlungen und die Entwicklung von Konflikten und können daher maßgeblich zu ihrem Verständnis beitragen. Wenn wir als Historiker Kommunikation analysieren, sollten wir es uns schlicht nicht leisten, die Gefühle und Interessen unserer Akteure nicht einzubeziehen und auf diese grundlegende Analyseebene zu verzichten.

Diplomatische Ehrkonflikte als Selbstzeugnisse frühneuzeitlicher Gesandter. Maximilian von Trauttmansdorffs Auseinandersetzungen mit Kurbayern und Spanien auf dem Westfälischen Friedenskongress

Lena Oetzel

1. EINLEITUNG

> „Wiederigenfahls müeste ich zu rett- und vertheidigung meiner ehren mit andern sachen umb mich werffen, deren ich lieber geübrigt pliebe“[1],

erklärte Maximilian Graf Trauttmansdorff, kaiserlicher Prinzipalgesandter auf dem Westfälischen Friedenskongress, sichtlich empört gegenüber Reichsvizekanzler Ferdinand Siegmund Graf Kurz von Senftenau im Dezember 1646. Grund waren die angeblichen Verleumdungen, die der kurbayerische Geheime Rat Mändl am Kaiserhof über ihn verbreitet habe. Derart entschieden, ja emotional, äußerte sich Trauttmansdorff selten, weder gegenüber dem Kaiser noch gegenüber seinen anderen Briefpartnern. Meist waren seine Briefe – wie die kaiserlichen Korrespondenzen aus Münster und Osnabrück generell – von äußerster Sachlichkeit geprägt. Im Vordergrund standen die Information des Kaisers über die Verhandlungen, die Bitte um weitere Weisungen und das politische Geschehen in Wien und Ungarn.

Allerdings wäre es verkürzt, diplomatische Korrespondenzen als rein „sachliche“ und „objektive“ Berichterstattung zu lesen. Vielmehr waren sie von verschiedenen Faktoren geprägt, wie der Schreibsituation, dem biographischen Hintergrund und den Interessen des Schreibers, den aktuell vorherrschenden Diskurstraditionen, der spezifischen Mission und dem Verhältnis zwischen Sender und Empfänger.[2] Entsprechend ist – wie es sich dieser Sammelband zum Ziel

[1] Trauttmansdorff an Kurz, Münster, 07.12.1646, in: Acta Pacis Westphalicae (APW), hrsg. von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e.V. durch Konrad Repgen (†) und Maximilian Lanzinner. Die Kaiserlichen Korrespondenzen, Bd. 5: 1646–1647, bearb. v. *Antje Oschmann*, Münster 1993 (APW II A 5), 289–290, 290.

[2] Vgl. *Arno Strohmeyer u. a.* (Hrsg.), Die Medialität des Briefes. Diplomatische Korrespondenz im Kontext frühneuzeitlicher Briefkultur [Münster, voraussichtlich 2022]. Hier besonders die Einleitung. Strohmeyer nennt außerdem die Selbstoffenbarung des Schreibenden und die Rezeption der Briefe. Generell hat das Interesse an den medialen Aspekten der Diplomatiegeschichte zugenommen: *Thomas Dorfner, Thomas Kirchner, Christine Roll* (Hrsg.), Berichten als kommunikative Her-

setzt – wiederholt angeregt worden, diplomatische Korrespondenzen als Selbstzeugnisse zu lesen.[3] Dies ist weder unproblematisch noch einfach: Christina Antenhofer und Mario Müller weisen darauf hin, dass in Briefen lediglich Konstruktionen des Selbst zu finden seien, da der Sender sein Schreiben mit bestimmten Intentionen verfasse, also evtl. lüge, täusche oder sich verstelle.[4] Allerdings gilt dies für Selbstzeugnisse generell, auch bei einem Reisebericht, einer Autobiographie oder einem Tagebuch findet sich nur ein (bewusst oder unbewusst) inszeniertes Selbst.[5] Deshalb wird auch von „Ich-Konstruktionen" gesprochen.[6] Nichtsdestotrotz bleibt es schwierig, diplomatiegeschichtliche Quellen als Selbstzeugnisse zu lesen, allein schon weil die „Subjektebene der Verfasser […] nicht offen"[7] liegt, sondern vielfach hinter einer suggerierten Objektivität, die den Fokus auf die spezifische Mission legt, verborgen bleibt. Dennoch muss eine Diplomatiegeschichtsschreibung, die eine akteurszentrierte Perspektive einnimmt, wie dies die Neue Diplomatiegeschichte tut,[8] versuchen, die Person des Gesandten hinter den diplomatischen Inhalten hervorzubringen.

ausforderung. Europäische Gesandtenberichte der Frühen Neuzeit in praxeologischer Perspektive (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 16), Köln / Weimar / Wien 2021. *Peter Hoeres, Anuschka Tischer* (Hrsg.), Medien der Außenbeziehungen von der Antike bis zur Gegenwart, Köln / Weimar / Wien 2017. *Nadir Weber,* Lokale Interessen und große Strategie. Das Fürstentum Neuchâtel und die politischen Beziehungen der Könige von Preußen (1707–1806) (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 7), Köln / Weimar / Wien 2015, bes. 189–242.

3 Vgl. u. a. *Arno Strohmeyer*, Religion – Loyalität – Ehre. ‚Ich-Konstruktionen' in der diplomatischen Korrespondenz des Alexander von Greiffenklau zu Vollrads, kaiserlicher Resident in Konstantinopel (1643–1648), in: *Katrin Keller* u. a. (Hrsg.), Adel und Religion in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie (=Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 68), Köln / Weimar / Wien 2017, 165–181, 169–171. *Christine Vogel*, Osmanische Pracht und wahre Macht. Zur sozialen Funktion von Differenzmarkierungen in diplomatischen Selbstzeugnissen des späten 17. Jahrhunderts, in: *Claudia Ulbrich* u. a. (Hrsg.), Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 20), Köln / Weimar / Wien 2012, 315–333, 319. *Peter Burschel*, Topkapı Sarayı oder Salomon Schweiggers Reise ans Ende der Zeit, in: *Andreas Bähr* u. a. (Hrsg.), Räume des Selbst. Selbstzeugnisforschung transkulturell (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 19), Köln / Weimar / Wien 2007, 29–40, 31–32. *Ders.,* Das Eigene und das Fremde. Zur anthropologischen Entzifferung diplomatischer Texte, in: *Alexander Koller* (Hrsg.), Kurie und Politik. Stand und Perspektiven der Nuntiaturberichtsforschung (=Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 87), Tübingen 1998, 259–270.

4 Vgl. *Christina Antenhofer, Mario Müller*, Briefe in politscher Kommunikation. Einführung, in: *dies.* (Hrsg.), Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert, Göttingen 2008, 9–30, 21–22.

5 Vgl. u. a. *Andreas Rutz*, Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen, in: Zeitenblicke 1/2 (2002), 1–19, bes. 12–14.

6 Ebd. *Strohmeyer*, Religion (Anm. 3), 170f., passim.

7 Ebd., 171.

8 Vgl. für den sehr umfangreichen Forschungsstand grundlegend *Hillard von Thiessen, Christian Windler* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), Köln / Weimar / Wien 2010. Mit Blick auf die Forschungen zum Westfälischen Friedenskongress vgl. *Dorothée Goetze, Lena Oetzel,* Der Westfälische Friedenskongress zwischen (Neuer) Diplomatiegeschichte und Historischer Friedensforschung, in: H-Soz-Kult 20.12.2019, 1–77, www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-4137 (03.11.2020).

Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich plädieren für die Verwendung des Begriffs *Person* anstatt *Individuum / Individualität*, da letztere stark mit westlichen Vorstellungen vom modernen Individuum verknüpft seien.[9] Der Personenbegriff dagegen sei variabel und verstehe, zurückgehend auf den französischen Soziologen und Anthropologen Marcel Mauss, Person als eine historisch und kulturell geprägte Kategorie, die einem entsprechenden Wandel unterliege.[10] Folglich ist die Person in ihrer Eingebundenheit in die Gesellschaft und über ihre Gruppenzugehörigkeiten zu verstehen. Damit rücken die verschiedenen Beziehungen der Person, also ihre Rollen, in den Fokus.[11] Letztlich sind es das spezifische Zusammenspiel der verschiedenen Rollen und die Art und Weise, wie diese ausgefüllt werden, über die sich die „Person" für Historiker:innen greifen lässt.

Liest man aus einer solchen Perspektive die kaiserlichen Korrespondenzen vom Westfälischen Friedenskongress, verwundert es nicht, dass die Person des Gesandten besonders dann zum Vorschein kommt, wenn – wie das eingangs zitierte Beispiel zeigt – seine Ehre angegriffen wurde,[12] denn Ehre konnte als „Medium […], durch das soziale Wertschätzung zugeteilt oder entzogen und so die soziale Reputation einer Person innerhalb der Gemeinschaft festgelegt wird"[13], dienen. Für einen adligen Gesandten und Höfling wie Trauttmansdorff war dieses symbo-

9 Jancke und Ulbrich arbeiten zwar nicht mit diplomatiegeschichtlichen Quellen, dennoch lassen sich ihre Überlegungen übertragen: Vgl. *Gabriele Jancke*, Persons, the ‚Autobiographical Person' and Cultural Concepts of the Person, in: The Medieval History Journal 18/2 (2015), 346–377, 350, 359–362. *Dies., Claudia Ulbrich*, Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, in: *dies.* (Hrsg.), Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung (=Querelles, 10), Göttingen 2005, 7–27, 7–9.

10 Vgl. *Marcel Mauss*, Eine Kategorie des menschlichen Geistes. Der Begriff der Person und des ‚Ich', in: Marcel Mauss: Soziologie und Anthropologie, II. Gabentausch. Soziologie und Psychologie. Todesvorstellungen. Körpertechniken. Begriff der Person, München / Wien 1975, 223–252. Hierzu: *Jancke, Ulbrich*, Individuum (Anm. 9), 23f. *Gabriele Jancke*, ‚Individuality', Relationships, Words about Oneself: Autobiographical Writing as a Resource (Fifteenth-Sixteenth Centuries) – Konrad Pellikan's Autobiography, in: *Franz-Josef Arlinghaus* (Hrsg.), Forms of Individuality and Literacy in the Medieval and Early Modern Periods (=Utrecht Studies in Medieval Literacy, 31), Turnhout 2015, 151–175, 157–160.

11 Vgl. *Jancke*, Persons (Anm. 9), 362. Eva Kormann spricht von heterologen Selbstkonzeptionen. *Eva Kormann*, Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 13), Köln 2004. Alexander Jendorff hält am Individualitätsbegriff fest, wählt aber ebenfalls einen Zugang, der die Gruppenzugehörigkeit betont: *Alexander Jendorff*, Eigenmacht und Eigensinn. Zum Verhältnis von Kollektivität und Individualität im alteuropäischen Adel, in: Historische Zeitschrift 292/3 (2011), 613–644, 617. Ähnlich bereits: *Natalie Zemon Davis*, Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France, in: *Thomas C. Heller / Christine Brooke-Rose* (Hrsg.), Reconstructing Individualism: Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought, Stanford / Calif. 1986, 53–63.

12 Andere Themenfelder, bei denen die Person des Gesandten besonders hervortritt, sind u. a. Krankheiten, Todesfälle, Schulden und der Wunsch den Kongress zu verlassen. Vgl. *Lena Oetzel,* Der Tod und die Gesandten. Tod als politischer und persönlicher Faktor auf dem Westfälischen Friedenskongress, in: *Dorothea Nolde / Julia Gebke* (Hrsg.), Der diplomatische Körper. Frühneuzeitliche Diplomatie als Körperpolitik (=Special Issue: Frühneuzeit-Info, 29) 2018, 75–87.

13 *Sibylle Backmann, Hans-Jörg Künast*, Einführung, in: *Sibylle Backmann* u. a. (Hrsg.), Ehrkonzepte in der frühen Neuzeit: Identitäten und Abgrenzungen (=Colloquia Augustana, 8), Berlin 1998, 13–26, 15.

lische Kapital[14] unerlässlich, da sich hieraus wesentlich sein Handlungsspielraum auf dem Kongress sowie gegenüber dem Kaiser ableitete.

Interessanterweise waren es gerade die Auseinandersetzungen mit den kaiserlichen Verbündeten Kurbayern, Kurköln und Spanien, die Trauttmansdorff als besondere Bedrohung seiner Ehre wahrnahm, weshalb sie im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen. Von hier kam wiederholt Kritik an seinen Verhandlungsfähigkeiten und seinem angeblich mangelnden Engagement. Zudem werden Trauttmansdorffs Reaktionen auf den Versuch des kaiserlichen Geheimen Rats Dr. Justus Gebhardt, die Friedensverhandlungen im Zuge der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Frankreich und Bayern nach Ulm zu verlegen, herangezogen. Seine Reaktionen geben einen seltenen, aber lebhaften Einblick in Trauttmansdorffs Ehr- und Dienstverständnis.

Damit will die folgende Analyse erstens der Frage des Sammelbandes nachgehen, inwieweit sich diplomatiegeschichtliche Quellen als Selbstzeugnisse lesen lassen. Zweitens wird der Bedeutung des symbolischen Kapitals und des Ehr- und Dienstverständnisses der Gesandten nachgegangen sowie drittens ein Blick in die internen Dynamiken des kaiserlichen Bündnissystems geworfen. Damit rückt das Spannungsfeld von Mikro- und Makropolitik in den Blick, mit anderen Worten: Welche Rolle spielte die Person des Gesandten mit ihren Vorlieben und Abneigungen für die Verhandlungen? Hierzu werden im Folgenden zunächst einige Überlegungen zum Konzept der Ehre im Zusammenspiel mit den verschiedenen Rollen, die die Gesandten auszufüllen hatten, angestellt. Anschließend folgt ein kurzer Überblick über den hier im Mittelpunkt stehenden Gesandten Trauttmansdorff, bevor schließlich seine Ehrkonflikte anhand seiner Korrespondenzen mit dem Kaiserhof detailliert untersucht werden.

2. DIE EHRE IM GEFLECHT DIPLOMATISCHER ROLLEN

Untersucht man Ehre im diplomatiegeschichtlichen Kontext, stellt sich (beinahe) zwangsläufig die Frage: Wessen Ehre? Man stößt auf das Phänomen, dass frühneuzeitliche Gesandte verschiedene Rollen auszufüllen hatten. Dabei ist eine soziale Rolle zu verstehen als ein „Bündel normativer Verhaltenserwartungen, die von einer Bezugsgruppe oder mehreren Bezugsgruppen an Inhaber bestimmter sozialer Positionen herangetragen werden."[15] Denn natürlich waren die Gesandten nicht nur Diener ihrer Herren, sondern standen auch in anderen sozialen Verbindungen, die je eigene Anforderungen an sie stellten, d. h. sie waren Adlige, Fami-

[14] Zum symbolischen Kapital grundlegend: *Pierre Bourdieu*, Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt am Main 2001, 309–315.

[15] *Rüdiger Peuckert*, Rolle, soziale, in: *Johannes Kopp / Bernhard Schäfers* (Hrsg.), Grundbegriffe der Soziologie, 10. Aufl., Wiesbaden 2010, 243–246, 243. Sowie: *Ingo Schulz-Schäffer*, Rolle, soziale, in: *Johannes Kopp / Anja Steinbach* (Hrsg.), Grundbegriffe der Soziologie, 11. Aufl., Wiesbaden 2016, 290–293.

lienoberhäupter, Klienten oder Patrone, etc.[16] Folglich konnte es um die Ehre des Dienstherren, die eigene Standesehre, die Ehre der Familie, die Ehre des Patrons, etc. gehen. Die Zeitgenossen waren sich dieser – potentiell konfliktträchtigen – Rollenvielfalt durchaus bewusst.[17] Abraham de Wicquefort hat in seinem berühmten Traktat „L'ambassadeur et ses fonctions" (1681) zwischen der Rolle als *ministre publique* und derjenigen des *honneste homme* unterschieden. Mathias Köhler greift dies in seiner Dissertation zum Kongress von Nimwegen (1676–79) auf und verbindet es mit Überlegungen der modernen Rollentheorie: Dabei differenziert er zwischen der Rolle als *ministre publique* und dem Rollenset des *honneste homme*, das die verschiedenen möglichen Rollen eines Adligen zusammenfasst.[18] Die unterschiedlichen Rollen mussten nicht zwangsläufig in Widerspruch zueinander geraten; tatsächlich sind sie strukturell oft kaum zu differenzieren.[19] Schließlich bestand zunächst eine gewisse Interessengleichheit zwischen dem Gesandten als *honneste homme* und den Wünschen des Dienstherren: Der Erfolg als *ministre publique* wirkte sich positiv auf das symbolische und soziale Kapital als *honneste homme* aus.[20] Dennoch konnte es zu Konflikten zwischen den verschiedenen Rollen kommen bzw. es konnte notwendig werden, sich zwischen den Verhaltenserwartungen und Normen der verschiedenen Rollen zu entscheiden – ein Umstand, den die Zeitgenossen durchaus erkannten.[21]

Fragen der Ehre berührten den frühneuzeitlichen Gesandten in all seinen Rollen – denn Ehre kann verstanden werden als „histor[isch] wandelbares, komplexes Regelsystem wechselseitiger Wertzumessung, das maßgeblich sowohl individuelle Selbstachtung als auch rollen- und gruppenspezifische Wert- und Rangvorstellungen und damit entsprechende Verhaltenserwartungen erzeug[t]"[22]: Einerseits

16 Vgl. u. a. *Hillard von Thiessen*, Diplomatie vom type ancien. Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens, in: *ders. / Christian Windler* (Hrsg.), Akteure (Anm. 8), 471–503. *Ders.*, Switching Roles in Negotiation. Levels of Diplomatic Communication between Pope Paul V Borghese (1605–1621) and the Ambassadors of Philip III, in: *Stefano Andretta* u. a. (Hrsg.), Paroles de négociateurs. L'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Âge à la fin du XIXe siècle (=Collection de l'École française de Rome, 433), Rom 2010, 151–172.

17 Vgl. *Thiessen*, Switching Roles (Anm. 16), 157.

18 *Matthias Köhler*, Strategie und Symbolik. Verhandeln auf dem Kongress von Nimwegen (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 3), Köln / Weimar / Wien 2012, 159f.

19 Wicquefort sieht im Idealfall keinen Widerspruch. Vgl. Ebd., 173–176. *Tilman Haug,* Zweierlei Verhandlung? Zur Dynamik ‚externer' und ‚interner' Kommunikationspraktiken in den Beziehungen der französischen Krone zum Alten Reich nach 1648, in: *Arndt Brendecke* (Hrsg.), Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte (=Frühneuzeit-Impulse, 3), Köln / Weimar / Wien 2015, 536–547, 539.

20 *Köhler*, Strategie (Anm. 18), 192.

21 Vgl. u. a. *Thiessen*, Switching Roles (Anm. 16), 157. *Ders.,* Normenkonkurrenz. Handlungsspielräume, Rollen, normativer Wandel und normative Kontinuität vom späten Mittelalter bis zum Übergang zur Moderne, in: *Arne Karsten / Hillard von Thiessen* (Hrsg.), Normenkonkurrenz in historischer Perspektive (=Zeitschrift für Historische Forschung. Beihefte, 50), Berlin 2015, 241–286, 252f. *Köhler*, Strategie (Anm. 18), 192.

22 *Wolfgang E. J. Weber,* Ehre, in: Friedrich Jaeger (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 3: Dynastie – Freundschaftslinien, Stuttgart 2006, Sp. 77–83, 77. Vgl. zu Ehre in der Frühen Neuzeit die Arbeiten von Martin Dinges: *Martin Dinges*, Die Ehre als Thema der Stadtgeschichte: Semantik im Übergang vom Ancien Régime zur Moderne, in: Zeitschrift für historische Forschung 16/4 (1989),

war es seine Aufgabe, die Ehre seines Dienstgebers zu schützen und notfalls zu verteidigen. Damit einher ging die Durchsetzung von dessen Ehrpolitik. Gleichzeitig ging es ihm um die Wahrung und Verteidigung seiner „persönlichen" Ehre, die sich wesentlich aus seinem Stand als Adliger und seiner Familienzugehörigkeit ableitete, aber auch geprägt war von seinem Selbstverständnis als *ministre publique*.[23] Ehre diente dabei als ein Medium, das durch die Generierung von symbolischem Kapital dazu beitrug, die soziale und gesellschaftliche Stellung einer Person festzulegen.[24] Sowohl als Adliger, der seine Position in der höfischen Gesellschaft behaupten musste, als auch als Gesandter, dem von den Verhandlungspartnern sowie von seinem Dienstherren Vertrauen entgegengebracht werden musste, um seine Rolle als *ministre publique* ausfüllen zu können, waren Reputation und symbolisches Kapital unerlässlich.[25] Jeder Angriff auf seine Ehre gefährdete seine Glaubwürdigkeit und damit seinen Handlungsspielraum; sowohl mit Blick auf den Verhandlungspartner als auch mit Blick auf die eigene Stellung am Heimathof und das Verhältnis zu seinem Dienstherrn.

Am Beispiel einer Auseinandersetzung zwischen dem französischen Gesandten Charles Colbert, Marquis de Croissy, und dem schwedischen Gesandten Bengt Gabrieli, Graf Oxenstierna, auf dem Kongress in Nimwegen hat Köhler gezeigt, wie aus einem Ehrkonflikt zwischen zwei Gesandten als *honnestes hommes* ein Zeremonialkonflikt werden konnte.[26] In diesem Fall wirkte sich ein Konflikt in der Rolle des *honneste homme* negativ auf die Rolle als *ministre publique* aus. Umgekehrt konnte ein gefühlter Angriff auf die Dienstrolle auch als Angriff auf die Rolle als *honneste homme* verstanden werden, d. h., eine Unstimmigkeit in den Verhandlungen konnte zu einem Ehrkonflikt zwischen den Gesandten führen. Mitunter hatte dies taktische Gründe, um das Gegenüber bei den Verhandlungen unter Druck zu setzten.[27] Köhler spricht deshalb auch von „Konflikte[n] ‚im Medium der Ehre'" anstatt von „Konflikte[n] *um* Ehre"[28].

An dieser Stelle soll es nicht um die Verzahnung von Verhandlungen, taktischen Überlegungen und – wahrgenommenen – Angriffen auf die Ehre des Gesandten gehen. Vielmehr soll das Augenmerk auf der Verknüpfung von „dienstlicher" Ehre und der Ehre des *honneste homme* (als Rollenset jenseits der Dienstrolle) in der

409–440. *Ders.*, Ehrenhändel als ‚Kommunikative Gattungen'. Kultureller Wandel und Volkskulturbegriff, in: Archiv für Kulturgeschichte 75/2 (1993), 359–393. Sowie die Sammelbände: *Sibylle Backmann u. a.* (Hrsg.), Ehrkonzepte (Anm. 13). *Klaus Schreiner, Gerd Schwerhoff* (Hrsg.), Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (=Norm und Struktur, 5), Köln 1995.

23 Vgl. *Strohmeyer,* Religion (Anm. 3), 177.

24 Vgl. *Backmann, Künast,* Einführung (Anm. 13), 15.

25 Vgl. *Esteban Mauerer*, Geld, Reputation, Karriere im Haus Fürstenberg. Beobachtungen zu einigen Motiven adeligen Handelns im barocken Reich, in: Zeitenblicke 4/2 (2005), 1–30, 1. *Klaus Graf*, Adelsehre, in: Friedrich Jaeger (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 1: Abendland – Beleuchtung, Stuttgart 2005, Sp. 54–56. *Jendorff*, Eigenmacht (Anm. 11), 618.

26 Vgl. *Köhler*, Strategie (Anm. 18), 239–249.

27 Vgl. Ebd., 332–337. *Jean-Claude Waquet*, Kommentar zur Sektion ‚Praktiken des Verhandelns', in: *Brendecke* (Hrsg.), Praktiken (Anm. 19), 571–577, 573.

28 *Köhler*, Strategie (Anm. 18), 332.

Selbstdarstellung im Rahmen der internen kaiserlichen Kommunikation liegen: Welches Bild zeichnete Trauttmansdorff von sich selbst angesichts solcher Konfliktfälle? Warum reagierte er besonders sensibel auf Angriffe aus dem eigenen Bündnissystem?

3. TRAUTTMANSDORFF, DER KAISER UND DIE KAISERLICHEN VERBÜNDETEN

Joachim Whaley erklärte: „If there was one hero at Münster and Osnabrück, it was Count Maximilian von Trauttmansdorff."[29] Zeitgenossen wie moderne Historiker:innen sind sich einig, dass Trauttmansdorff die prägende Figur in Westfalen war.[30] Tatsächlich war er während seiner Anwesenheit in fast alle Verhandlungsstränge eingebunden und verfügte für einen frühneuzeitlichen Diplomaten über einen ungewöhnlich großen Handlungsspielraum. Dies lässt sich vor allem durch sein enges Verhältnis zu Kaiser Ferdinand III. erklären, dem er bereits seit dessen Jugend diente.[31] Am Kaiserhof stellte er – institutionell verankert durch das Amt des Obersthofmeisters – die Schlüsselfigur dar, wollte man Zugang zu Ferdinand erlangen. Entsprechend wurde Trauttmansdorffs Entsendung nach Münster und Osnabrück international als klares Signal für den kaiserlichen Friedenswillen gewertet und seine Ankunft im November 1645 leitete den Beginn der substantiellen Verhandlungen ein. Als er im Juli 1647 den Kongress vorzeitig verließ, führte dies zu einer zwischenzeitlichen Krise. Allerdings blieb er auch nach seiner Rückkehr nach Wien eng in das Verhandlungsgeschehen eingebunden.[32]

Trauttmansdorffs Stellung und sein ungewöhnlich großer Handlungsspielraum spiegeln sich in dem dichten Briefwechsel mit dem Kaiser wider, dem er oft – zu-

29 *Joachim Whaley*, Germany and the Holy Roman Empire, Bd. 1: From Maximilian I to the Peace of Westphalia 1493–1649 (=Oxford History of Early Modern Europe, 1), Oxford 2012, 623. In seinem Standardwerk zum Westfälischen Friedenskongress bezeichnete Fritz Dickmann Trauttmansdorff als „Schöpfer des Friedens". *Fritz Dickmann*, Der Westfälische Frieden, hrsg. von *Konrad Repgen*, 6. Aufl., Münster 1992, 195.

30 Vgl. u. a. *Magnus Ulrich Ferber*, Graf Maximilian von Trauttmansdorff und Dr. Isaak Volmar. Handlungsmöglichkeiten adliger und bürgerlicher Diplomaten im Vergleich, in: *Maria-Elisabeth Brunert / Maximilian Lanzinner* (Hrsg.), Diplomatie, Medien, Rezeption. Aus der editorischen Arbeit an den Acta Pacis Westphalicae (=Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte e.V., 32), Münster 2010, 231–251, 240.

31 Vgl. *Mark Hengerer*, Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne (=Historische Kulturwissenschaft, 3), Konstanz 2004, 437–438. Hans Wagner nannte Trauttmansdorff das „Alter Ego" des Kaisers. *Hans Wagner*, Die kaiserlichen Diplomaten auf dem Westfälischen Friedenskongreß, in: *Erich Zöllner* (Hrsg.), Diplomatie und Aussenpolitik Österreichs: 11 Beiträge zu ihrer Geschichte (=Schriften des Institutes für Österreichkunde, 30), Wien 1977, 59–73, 63.

32 Vgl. *Konrad Repgen*, Maximilian Graf Trauttmansdorff – Chefunterhändler des Kaisers beim Prager und beim Westfälischen Frieden, in: *Guido Braun / Arno Strohmeyer* (Hrsg.), Frieden und Friedenssicherung in der Frühen Neuzeit. Das Heilige Römische Reich und Europa. Festschrift für Maximilian Lanzinner zum 65. Geburtstag (=Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte e.V., 36), Münster 2013, 210–228.

sätzlich zu den Relationen der gesamten Gesandtschaft – mehrmals täglich schrieb. Diese Briefe sind nicht weniger sachlich und verhandlungsorientiert als die offiziellen Gesandtschaftsschreiben, enthalten aber – genau wie seine Schreiben an den Reichsvizekanzler – mitunter deutlichere Wertungen und eröffnen damit eine etwas andere Perspektive auf die Verhandlungen. Zudem verfügte er über eine Geheiminstruktion, an deren Konzeption er selbst beteiligt gewesen war. Hier wurde der Rahmen der möglichen Zugeständnisse abgesteckt, die der Kaiser bereit war zu tragen. Dies erweiterte Trauttmansdorffs Handlungsspielraum im Vergleich zu seinen Kollegen insofern, als er über exklusives Wissen verfügte und autorisiert war, im Notfall weitgehende Kompromisse zu schließen.[33]

Trotz dieser Ausnahmestellung Trauttmansdorffs fehlen bislang größere Studien zu seiner Person. Lediglich eine unveröffentlichte Wiener Dissertation beschäftigt sich mit seiner Rolle als Patron; hinzu kommen kürzere biographische Skizzen.[34] Insofern versteht sich dieser Aufsatz auch als ein Beitrag, das Desiderat Trauttmansdorff zu füllen.

Angesichts seiner herausgehobenen Position verwundert es nicht, dass die Kritik der kaiserlichen Verbündeten – insbesondere Spaniens und Kurbayerns – an der kaiserlichen Verhandlungsführung sich stark auf Trauttmansdorff konzentrierte. Allerdings spielten auch persönliche Animositäten eine Rolle, wie gerade das Verhältnis zum spanischen Prinzipalgesandten Graf Peñaranda zeigt. Denn obwohl Trauttmansdorff von Seiten Dritter oft als Parteigänger Spaniens bezeichnet worden war,[35] war sein Verhältnis zu Peñaranda ausgesprochen konfliktreich.

33 Vgl. *Mark Hengerer,* Kaiser Ferdinand III. (1608–1657). Eine Biographie (=Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs, 107), Wien 2012, 235. *Leopold Auer,* Die Ziele der kaiserlichen Politik bei den Westfälischen Friedensverhandlungen und ihre Umsetzung, in: *Heinz Duchhardt* (Hrsg.), Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte (=Historische Zeitschrift Beihefte Neue Folge, 26), München 1998, 143–173, 158. Grundlegend zu den Handlungsspielräumen der Gesandten am Westfälischen Friedenskongress das Habilitationsprojekt der Autorin: „Im Geflecht der Interessen. Kaiserliche und reichsständische Gesandte am Westfälischen Friedenskongress (1643–1649)". Zu den unterschiedlichen Strängen der kaiserlichen Berichterstattung vgl. *Dorothée Goetze,* Brief ist nicht gleich Brief. Die Nebenberichte der kaiserlichen Gesandten beim Westfälischen Friedenskongress, in: *Strohmeyer* u. a. (Hrsg.), Medialität (Anm. 2).

34 *Ferber,* Graf Maximilian (Anm. 30). *Repgen,* Maximilian (Anm. 32). *Brigitte Lernet,* Maximilian von Trauttmansdorff. Hofmann und Patron im 17. Jahrhundert, unveröffentlichte phil. Diss., Universität Wien 2004. *Lothar Höbelt,* „Unser Mann in Münster". Graf Maximilian Trauttmansdorff (1584–1650), in: Geschichtsverein für Kärnten 2 (2015), 25–30. *Lena Oetzel,* Die Flexibilität von Sprache: Maximilian Graf Trauttmansdorffs Korrespondenzen auf dem Westfälischen Friedenskongress im Spannungsfeld von Religion und Politik, in: *Arno Strohmeyer / Lena Oetzel* (Hrsg.), Historische und systematische Fallstudien in Religion und Politik vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert (=Salzburger interdisziplinäre Diskurse, 9), Frankfurt am Main 2017, 117–149. Vgl. zum Forschungsdesiderat Trauttmansdorff: *Michael Kaiser,* Trauttmansdorff – ein Desiderat, http://dkblog.hypotheses.org/388 (03.11.2020).

35 Vgl. *Luís Casado Tercero,* A Fluctuating Ascendancy – The „Spanish Party" at the Imperial Court of Vienna (1631–1659), in: *Rubén González Cuerva / Valentina Caldari* (Hrsg.), The Secret Mechanisms of Courts: Factions in Early Modern Europe (=Librosdelacorte.es, Monográfico, 2), 54–67, 56. *Michael Rohrschneider,* Kongressdiplomatie im Dienste der Casa de Austria: Die Beziehungen zwischen den spanischen und den kaiserlichen Gesandten auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1648), in: Historisches Jahrbuch 127 (2007), 75–100, 91–92, Anm. 70.

Laut Mark Hengerer verstanden sich die beiden gegenseitig als „Hauptprobleme habsburgischer Politik“[36]. Dennoch wäre es vereinfachend, die Probleme der beiden nur mit einer persönlichen Abneigung zu erklären; gerade Trauttmansdorff war meist um Kooperation und Deeskalation bemüht. Es ist bezeichnend, dass er selbst ihr Verhältnis als „baldt wol, baldt ubel“[37] beschreibt. Tatsächlich fußten die Konflikte durchaus auf inhaltlichen Differenzen: Zum einen unterschieden sich die Interessenlagen der beiden Habsburger Linien zum Teil grundlegend. Zum anderen zeigten sich die Spanier wiederholt mit Trauttmansdorffs Verhandlungsführung nicht einverstanden, was u. a. an mangelnder Kommunikation lag. Gerade im Kontext der Elsass-Verhandlungen im Frühjahr / Sommer 1646 war das Vorgehen der Kaiserlichen nicht immer mit Spanien abgesprochen, so dass Spanien einen kaiserlichen Alleingang befürchtete. Trauttmansdorff wurde persönlich hierfür verantwortlich gemacht, anstatt die Schuld beim Kaiser zu suchen.[38]

Auch Kurbayern, der wichtigste kaiserliche Verbündete unter den Reichsständen, kritisierte Trauttmansdorffs Vorgehen. Kurfürst Maximilian I.[39] und seine Gesandten und Räte warfen dem kaiserlichen Prinzipalgesandten regelmäßig vor, falsche Prioritäten zu setzen. Anstatt zu einer möglichst raschen Einigung mit Frankreich zu gelangen, was für die bayerischen Territorien von Vorteil (aber nicht im Sinne des spanischen Partners) gewesen wäre, favorisierte Trauttmansdorff zunächst eine Einigung mit den Reichsständen, auch auf Kosten von Zugeständnissen an die Protestanten.[40] Maximilian I. hielt dies für unklug und entsandte den

36 *Hengerer*, Kaiser (Anm. 33), 249. Vgl. auch *Grete Mecenseffy*, Habsburger im 17. Jahrhundert. Die Beziehungen der Höfe von Wien und Madrid während des Dreißigjährigen Krieges, in: Archiv für österreichische Geschichte 121/1 (1955), 1–91, 81, 85f.

37 Trauttmansdorff an Kurz, Münster, 04.06.1646, in: APW. Die Kaiserlichen Korrespondenzen, Bd. 4: 1646, bearb. v. *Hubert Salm, Brigitte Wübbeke-Pflüger*, Münster 2001 (APW II A 4), 274.

38 Vgl. *Michael Rohrschneider*, Ignoranz und Fehlwahrnehmungen als Strukturprobleme der spanischen Gesandtschaft auf dem Westfälischen Friedenskongress, in: *Martin Espenhorst* (Hrsg.), Unwissen und Missverständnisse im vormodernen Friedensprozess (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Beiheft, 94), Göttingen 2013, 89–107, 100–102. *Ders.,* Kongressdiplomatie (Anm. 35), 87–90. Auch: *Lena Oetzel,* Zwischen Dynastie und Reich. Rollen- und Interessenkonflikte Ferdinands III. während der Westfälischen Friedensverhandlungen, in: *Katrin Keller / Martin Scheutz* (Hrsg.), Die Habsburgermonarchie und der Dreißigjährige Krieg (=Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 73) Wien 2020, 161–176. *Arno Strohmeyer,* Einheit der Casa de Austria? Habsburgs Dynastizismus im Dreißigjährigen Krieg, in: ebd., 143–160.

39 Vgl. zu Maximilian I. von Bayern allg. u. a.: *Andreas Kraus*, Maximilian I. Bayerns großer Kurfürst, Graz 1990. *Dieter Albrecht*, Maximilian I. von Bayern 1573–1651, München 1998. Mit Schwerpunkt auf die Westfälischen Friedensverhandlungen: *Gerhard Immler*, Kurfürst Maximilian I. und der Westfälische Friedenskongress. Die bayerische auswärtige Politik von 1644 bis zum Ulmer Waffenstillstand (=Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 20), Münster 1992. *Dorothée Goetze*, Kaiserliche und bayerische Bündnispraxis in der Schlussphase des Westfälischen Friedenskongresses, in: *Braun / Strohmeyer* (Hrsg.), Frieden (Anm. 32), 259–290.

40 Vgl. *Karsten Ruppert*, Die kaiserliche Politik auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1648) (=Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte e.V., 10), Münster 1979, 146. *Immler*, Kurfürst (Anm. 39), 214. Vgl. zu Trauttmansdorffs Vorgehensweise und den kaiserlichen Zielen u. a.: *Auer*, Ziele (Anm. 33), 158.

bayerischen Hofkammerpräsidenten Dr. Johann Mändl an den Kaiserhof, um dort direkt auf die kaiserliche Politik einzuwirken.[41]

Diese sich zum Teil widersprechenden Interessenlagen und Spannungen im kaiserlichen Bündnissystem bilden den Hintergrund für die hier im Fokus stehenden Ehrkonflikte Trauttmansdorffs.[42] Ergänzend werden die Kritik des Kurkölner Repräsentanten Wartenberg sowie die Bemühungen des kaiserlichen Geheimen Rats Dr. Justus Gebhardt, die Verhandlungen nach Ulm zu verlegen, herangezogen. Als Grundlage dienen die Korrespondenzen Trauttmansdorffs mit Ferdinand III. und Reichsvizekanzler Kurz.[43] Entsprechend liegt das Hauptaugenmerk auf der Art und Weise, wie Trauttmansdorff dem Kaiser und Kurz von den Angriffen auf seine Ehre berichtete und dadurch versuchte, sich über die räumliche Distanz hinweg am Wiener Hof zu positionieren.

4. TRAUTTMANSDORFFS EHRE

In seinen Briefen an Ferdinand III. und Reichsvizekanzler Kurz wird deutlich, wie sehr Trauttmansdorff die ständige Kritik von den kaiserlichen Bündnispartnern Spanien und Bayern als Belastung empfand: „Laidt ist mier aber, daß ich andern allen hir (wie sie sagen) satisfaction thue, ausser denen, gegen welche ich michs am höchsten befleise; die wollen mit mier nicht zufriden sein."[44] Dies behindere die Verhandlungen. Er beklagte sich beim Kaiser, wie schwierig die Zusammenarbeit mit Peñaranda sei, denn „wan ich ihm in einer sach ein obiection thue, vermeint er gleich, ich seye anderer meinung, bekhlagt sich dessen beym Volmar; ia zu einer ieden sach zu sagen, wär leicht, aber Euer Kaiserliche Majestät undt dero hauß dienst leidets nicht."[45] Er rechnete geradezu mit immer neuer Kritik – sowohl von spanischer als auch von bayerischer Seite: Peñaranda werde sicherlich wieder „böse relationen schikhen […], die zu müßverstandt unter beyden linien khunen ursach geben; aber deus veritas est."[46] Es störte ihn also nicht nur, dass Peñaran-

41 *Immler*, Kurfürst (Anm. 39), 220.

42 Grete Mecenseffy beschreibt Trauttmansdorffs Situation als „Kreuzfeuer zwischen dem bayrischen Drängen nach schrankenloser Nachgiebigkeit und der spanischen starren Ablehnung der französischen Forderung". *Mecenseffy*, Habsburger (Anm. 36), 83.

43 Diese liegen großteils ediert vor: APW, Die Kaiserlichen Korrespondenzen (Anm. 1), Bd. 1–10, Münster 1969–2015 (APW II A). Die Bände 1–5 und 7–8 sind online zugänglich: http://apw.digitale-sammlungen.de (03.03.2017). Zusätzlich wurden auch nichtedierte Schreiben berücksichtigt, die überwiegend in Wien im Haus-, Hof-, und Staatsarchiv (Reichskanzlei, Friedensakten [RK FrA]) bzw. im Familienarchiv Trauttmansdorff (Klattau TA) liegen.

44 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 01.01.1647, in: APW II A 5 (Anm. 1), 365. Ähnlich: Trauttmansdorff an Kurz, Münster, 07.12.1646, in: ebd., 290; Trauttmansdorff an Kurz, Osnabrück, 22.02.1646, in: APW. Die Kaiserlichen Korrespondenzen, Bd. 3: 1645–1646. bearb. v. *Karsten Ruppert*, Münster 1985 (APW II A 3), 275.

45 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 05.12.1645, in: APW II A 3 (Anm. 44), 11. Ähnlich: Trauttmansdorff an Ferdinand III., Osnabrück, 18.06.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 349: „Wie schwer mir aber bey solcher beschaffenheit zu negotiiren seye".

46 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 11.04.1646, in: APW II A 3 (Anm. 44), 497. Ähnlich: Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 22.05.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 210: „Wan

da oder die bayerischen Gesandten ihn direkt kritisierten, sondern dass sie ihre schlechte Meinung über ihn an ihren Heimathöfen verbreiteten, von wo aus sie nach Wien getragen wurde.[47] Dies konnte nicht nur die Beziehungen zu den kaiserlichen Verbündeten belasten, gleichzeitig schwang Trauttmansdorffs Sorge um seine Stellung und Reputation am Kaiserhof mit. Durch die lange Abwesenheit war seine Position im Wiener Machtgefüge instabiler als gewöhnlich. Zwar blieb er in engem Austausch mit Ferdinand und ließ sich über Dritte über die Situation am Hof informieren, doch konnte er auf Einflüsterungen gerade von spanischer Seite am Kaiserhof nur verzögert reagieren.[48]

Zudem scheint ihn – laut seiner Darstellung – die Kritik durchaus belastet zu haben. Wiederholt schreibt er „Mier ist leidt“[49], „es schmerzt mich wol tieff“[50] oder es „ficht mich an“[51], wenn er über eine erneute Beschwerde Peñarandas oder Kurbayerns berichtete. Damit verließ er die Ebene der scheinbar sachlichen Berichterstattung und verdeutlichte Ferdinand mit ungewöhnlich klaren Ich-Botschaften seine Perspektive auf die Situation.[52]

Dass Trauttmansdorff sich trotz seines Vertrauensverhältnisses zum Kaiser, diesem gegenüber zurückhielt, zeigt das eingangs zitierte Beispiel der Anschuldigungen des bayerischen Geheimen Rats Mändl. Dieser war von Kurfürst Maximilian an den Kaiserhof geschickt worden, um dort Einfluss auf die kaiserliche Politik zu nehmen. Im November 1646 beschuldigte er Trauttmansdorff im Gespräch mit verschiedenen kaiserlichen Räten, sich über das bayerische Kriegsleid lustig gemacht zu haben.[53] Als der kaiserliche Prinzipalgesandte hiervon erfuhr, war er derart aufgebracht, dass er zusätzlich zur offiziellen Relation mehrere Briefe an den Kaiser und den Reichsvizekanzler verfasste. Dies ermöglicht es, seine Reaktionen zu vergleichen.[54] An Ferdinand III. schrieb er:

ich mit Frankhreich eher alß Spanien mit Hollandt schliesse (so in gueten terminis stehet), wierdt conte de Penneranda wider auf mich fulminiren“.

47 Vgl. Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 18.05.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 194.

48 Wie sehr er bedacht war, seine Position am Kaiserhof abzusichern, zeigt sich z. B. daran, dass er darauf bestand, dass Khevenhüllers Ernennung zum Obersthofmeister neu ausgestellt wurde, um zweifelsfrei klarzustellen, dass dieser das Amt lediglich als Vertretung Trauttmansdorffs innehatte. Vgl. *Hengerer,* Kaiser (Anm. 33), 246. Vgl. zur Problematik der Abwesenheit für Gesandte u. a. *ders.,* Kaiserhof (Anm. 31), 477f. *Andreas Pečar,* Die Ökonomie der Ehre. Der höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740) (=Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2003, 44–45.

49 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 11.04.1646, in: APW II A 3 (Anm. 44), 497.

50 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 11.05.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 161.

51 Trauttmansdorff an Kurz, Osnabrück, 22.02.1646, in: APW II A 3 (Anm. 44), 275.

52 Vgl. *Friedemann Schulz von Thun*, Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation, Reinbek bei Hamburg 2008, 79–80.

53 Vgl. zu dieser Anschuldigung: Ferdinand III. an Trauttmansdorff, Preßburg, 20.11.1646, Beilage D: Protokoll der Konferenz deputierter Räte (Khevenhiller, Schlick, Kurz. Gebhardt) mit Mändl, [Preßburg] 1646 [November 6], in: APW II A 5 (Anm. 1), 215.

54 Leider lässt die Überlieferungslage dies nicht auf breiterer Basis zu, dennoch erscheint dieses Beispiel in seiner Prägnanz aussagekräftig.

> „Daß ich des feindts einbruch in Bayern gelacht sol haben, ist der Mändl übel bericht; hete solche nugas khünen zurukhlassen. […] Ich dien seinem churfürsten hir so embsig, alß ichs vor Ostereich thuen khundt (dan daß ist Euer Kaiserlicher Majestät allergnädigster befelch). Er sorgt etwan, ich werde ein gnadt dort suchen – dessen er wol versichert ist, das ich khein gedankhen darauf habe –, da wolt er gern meine merita auf einmal außleschen."[55]

Entschieden wies er den Vorwurf zurück und betonte seinen Einsatz für die bayerischen Interessen – ganz im Sinne der kaiserlichen Befehle. Mehr noch, er diskreditierte seinen Kritiker, indem er diesem vorwarf, ihn aus Konkurrenzdenken zu verleumden, weil Mändl fürchte, der bayerische Kurfürst könne Trauttmansdorff einen Posten anbieten. Dennoch ist der Kontrast zum Schreiben an den Reichsvizekanzler Kurz augenfällig:

> „Wie mir nun dieses angeben sehr frembdt und unvermuethet vorkombt, das von leüthen, die verstandt haben und wollen haben, dergleichen sachen geglaubt, schweigen vorgegeben werden solten, meine actiones auch alhie zu ihrer churfürstlichen durchlaucht dienst weit ein anders ausweisen und menniglich, sowohl freundt alß feindt, mir das zeugnuß geben mueß, das ich in keiner sachen weniger gewichen […] alß in behaubtung ihrer churfürstlichen durchlaucht interesse, also mueß ich dieß angeben anderst nicht alß ein boßhaffte calumniam achten und solche auf ihren authorem retorquiren, der dan nimmermehr erweisen wirdt, daß von mir dergleichen gehört worden."

Kurz und die anderen kaiserlichen Räte sollten Mändl in seinem Namen widersprechen, „wiederigenfahls müeste ich zu rett- und vertheidigung meiner ehren mit andern sachen umb mich werffen, deren ich lieber geübrigt pliebe."[56] Obwohl Trauttmansdorff sich in beiden Briefen abfällig über Mändl äußerte, ging er in seinem Schreiben an Kurz deutlich weiter. Er polemisierte gegen Mändl und betonte, dass er solch üble Nachrede nicht auf sich beruhen lassen könne, sondern notfalls seine Ehre selbst verteidigen müsse.

Die Diskreditierung Mändls verstärkte seine Selbstdarstellung als pflichtbewusster, aber leidgeprüfter Diener, der während der Ausführung des kaiserlichen Willens wiederholt zu Unrecht verleumdet werde. Gerade auch in der Beschreibung seiner Konflikte mit Peñaranda griff er auf eine derartige „asymmetrische Argumentationsstruktur"[57] zurück, die ihn in einem positiven Licht erscheinen ließ: Peñaranda sei „undgedultiger alß eher nie", hieß es in einem Schreiben vom 4. Juni 1646, aber „ich hab mit gedult alleß beantwortet, daß Euer Kaiserliche Majestät den könig begeren einzuschliessen […]."[58]

55 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 07.12.1646, in: APW II A 5 (Anm. 1), 281.

56 Trauttmansdorff an Kurz, Münster, 07.12.1646, in: APW II A 5 (wie Anm. 1), 290.

57 *Reinhart Koselleck*, Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: *ders.*, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1979, 211–259, 216.

58 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 04.06.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 270. Ähnlich: Trauttmansdorff an Ferdinand III., Osnabrück, 07.02.1647, in: APW II A 5 (Anm. 1), 469: „Vielleicht werde ich alß simplex et sine spiritu (also schreit mich Penneranda an Euer Kaiserlicher Majestät hoff, in Hispanien, Italia undt aller orten auss) mit Gottes gnadt noch merehr de eventu

An den bisher zitierten Beispielen lassen sich zwei zentrale Aspekte der Selbstdarstellung Trauttmansdorffs ausmachen: Einerseits inszenierte er sich als treuer Diener, der bereit war, im kaiserlichen Dienst eine Menge ungerechtfertigter Anfeindungen zu ertragen, der aber dabei andererseits an die Grenzen seiner Belastbarkeit gebracht wurde. Gleichzeitig diskreditierte er seine Kritiker und deren Vorwürfe als ungerechtfertigt, was seine Position zusätzlich stärkte. Entsprechend schilderte er seinen Umgang mit der Kritik: Geduld im Dienste des Kaisers war das Schlüsselwort. Egal welchen Provokationen Trauttmansdorff ausgesetzt sei, er werde seine Geduld „zu[m] schaden Euer Kaiserlichen Majestät“[59] nicht verlieren. Gerade gegenüber Peñaranda war er sichtlich – laut seiner Darstellung – um Deeskalation bemüht. So zog er beispielsweise im Mai 1646 den spanischen Sekundargesandten Dr. Antoine Brun hinzu, damit dieser Peñaranda seine – Trauttmansdorffs – Position erläutere, ohne dass ihre persönlichen Unstimmigkeiten die Verhandlungen belasteten.[60] Im Juni bedankte er sich wiederum bei Kurz für die Unterstützung in der Auseinandersetzung und das kaiserliche Schreiben an Peñaranda, hielt es jedoch für klüger, es vorerst zurückzuhalten, da ihr Verhältnis so wechselhaft sei, dass es im falschen Moment die Lage nur verschlimmern würde.[61] In beiden Fällen demonstrierte Trauttmansdorff überlegtes Handeln, das sein eigenes Befinden zugunsten der Verhandlungen zurückstellte.

Dennoch gab es Beleidigungen, die Trauttmansdorff nicht bereit war hinzunehmen – sowohl mit Blick auf die kaiserliche Ehre als auch auf seine eigene. Im April 1647 etwa trug ihm der erzherzoglich österreichische Gesandte Wolkenstein zu, der kurkölnische Gesandte und Bischof von Osnabrück, Wartenberg, habe die kaiserliche Delegation und insbesondere Trauttmansdorff beschuldigt, den katholischen Glauben in den Verhandlungen mit den Protestanten zu verkaufen. Dies empörte Trauttmansdorff derart, dass ihm die Verteidigung Wolkensteins nicht genügte, sondern er selbst Stellung beziehen müsse, „zu handthabung ir Kaißerlicher majestätt reputation und der sachen selbst warhaffter bewandtnuß“[62]. Anstatt der kaiserlichen Delegation den „gebühreden danck“ zu zollen, würden sie „solchergestalt ungütlich betadlet werden“[63]. Hier ging es Trauttmansdorff um die Ver-

huius tractatus accendirt haben, alß sie praesupponirt. Es wär auch besser, er wurde confundirt alß ich; mein confusion wär mit khrieg, seine mit dem friden, aber interim armiren khan nuer nuzen“.

59 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 11.05.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 161.

60 Vgl. Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 25.05.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 221. Vgl. *Rohrschneider,* Kongressdiplomatie (Anm. 35), 91–92.

61 Vgl. Trauttmansdorff an Kurz, Münster, 04.06.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 274: „Bedancke mich zuvorderist des tragenden trewherzigen mitleidens und muß bekennen, das, je mehr, je näher man in die enge kombt, je beschwerlicher undt erger die contrasti werden. […] Gegen den herrn grafen Penneranda etwaß zu anden, weyln wier baldt wol, baldt ubel miteinander zufrieden seind, finde ich nit rathsam, daß directe von ihrer Kaiyserlichen majestätt auß ahn ihne etwas geschrieben, sondern daß mir solch schreiben hieher geschickt werden möchte, gestalt mich dessen pro re nata zu gebrauchen.“

62 Trauttmansdorff, Lamberg, Krane und Volmar an Ferdinand III., Osnabrück, 04.04.1647, Beilage Trauttmansdorff an Wolkenstein, in: APW. Die kaiserlichen Korrespondenzen, Bd. 6/1: März–Juli 1647, bearb. v. *Antje Oschmann, Magnus Ulrich Ferber unter Mithilfe von Christiane Neerfeld und Christina Schmücker,* Münster 2011 (APW II A 6/1), 48.

63 Ebd., 49.

teidigung der kaiserlichen Ehre und damit verknüpft um die der kaiserlichen Delegation als Ganzes. Beides ließ sich nicht voneinander trennen. Im Unterschied zu den vorherigen Beispielen musste Trauttmansdorff sich dieses Mal aber nicht nach innen positionieren, sondern eben die kaiserliche Ehre nach außen verteidigen.

Dass kaiserliche Ehre und Interessen nicht immer deckungsgleich mit der Ehre der kaiserlichen Gesandten waren, zeigt der Konflikt Trauttmansdorffs mit den spanischen Vertretern am Wiener Hof. Der dortige Gesandte Terranova hatte nicht nur selbst an Trauttmansdorff geschrieben, sondern dem Kaiser ein Gutachten übergeben, in dem er ihn und seine Verhandlungsführung kritisierte. Trauttmansdorff, der hierüber informiert worden war, bedankte sich beim Kaiser, dass dieser ihn verteidigt habe, allerdings seien Vorwürfe geäußert worden,

> „die nit allein in facto sich also nit enthalten, sonderen auch ein trewer minister, wan er anderst sein aydt und pflicht recht in obacht nehmen will, dergestalt ungeandet auf sich nit ersitzen noch uber sich gehen lassen kan, […] also werden Ewer Kayserliche Mayestät mich hoffenltich allergnedigst fur entschuldigt halten, wan ich ohne nachtheil Ewer kayserlicher Mayestät und dero hochloblichen ertzhauses dienstes diese malignitet zu rettung meiner ehren auch meinesorths zu seiner zeit gebührendt ande."[64]

Trauttmansdorff erkannte den potentiellen Konflikt zwischen seiner Rolle als kaiserlicher Diener und als *honneste homme*. Zwar wurde er in seiner Ehre als Diener des Kaisers angegriffen, aber es berührte ihn darüber hinaus. Folglich genügte es ihm nicht, den Schutz des Kaisers in Anspruch zu nehmen, obwohl dies für die Verteidigung seiner dienstlichen Ehre (und Position) eigentlich hätte ausreichen sollen. Vielmehr wollte er selbst aktiv werden. Dies konnte aber zu einer Eskalation des Konflikts führen, die den kaiserlichen Interessen geschadet hätte. Trauttmansdorff versprach deshalb, zwar seine Ehre zu verteidigen, aber ohne dass dies seinen Dienst am Kaiser beeinträchtige. Wie ihm dies gelingen wollte, erläuterte er nicht. Seine Versicherung verdeutlicht erstens den potentiellen Rollenkonflikt. Ähnliche Beteuerungen tauchen wiederholt auf und zeigen, wie sehr sich Trauttmansdorff dieser Problematik bewusst war und wie wichtig es ihm war, keinen Zweifel an seiner Rolle als treuer Diener aufkommen zu lassen.[65] Zweitens zeigt dieses Beispiel eindrücklich, dass ein (Ehr-)Angriff auf die Rolle als *ministre publique* ebenso als Angriff auf die Ehre als *honneste homme* verstanden werden konnte.

Hier – wie auch bei den vorherigen Beispielen – zeigt sich Trauttmansdorffs Wunsch nach Anerkennung; dabei strebte er nicht nur nach der des Kaisers – auch wenn dessen Dank natürlich einen besonderen Stellenwert hatte[66] –, sondern nach

64 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Osnabrück, 18.06.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 349.

65 Vgl. Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 11.05.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 161.

66 Vgl. Trauttmansdorff an Ferdinand III., Osnabrück, 18.06.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 348: „Daß nun Ewer Kayserliche Mayestät sich meiner alß ihres trewgehorsamisten geringen dieners in dieser meiner überschweren verrichtung so allergenedigst annehmen, dasienige, waß auß deroselben offt widerholten gemessenen befelch ich gehandtlet, nochmahls approbiren und die ursachen dessen nit allein gedachtem Spanischen pottschaffter, sonderen auch dem könig selbsten zu gemüth führen unnd beybringen lassen wollen, solches, neben dem es Ewer Kayserlicher Mayestät

der der kaiserlichen Verbündeten. Gerade angesichts der ständigen schlechten Reden über ihn am Kaiserhof, von denen er durch seine „Abwesenheit im Interaktionssystem Hof“[67] nur zeitverzögert erfuhr und entsprechend verspätet und vermittelt reagieren konnte, erschien dies notwendig. Der Wunsch nach Anerkennung beinhaltet dabei zwei sich ergänzende Aspekte: Zum einen wollte Trauttmansdorff, dass insbesondere Peñaranda und der bayerische Kurfürst seine Bemühungen und Verdienste – auch für ihre Interessen – anerkannten und ihm dankten.[68] Zum anderen wollte er, dass seine Kritiker ihren Irrtum eingestanden und ihre Vorwürfe bereuten. Im Februar 1646 äußerte er Kurz gegenüber: „Aber ich wil ihr churfürstlichen durchlaucht durch meine dienst nöten, das ihr disses schreiben gereuen sol unndt eher der april vergehet, mier anderst werden zuschreiben.“[69] Trauttmansdorffs Verhandlungsführung und seine Einschätzung der jeweiligen Lage seien untadelig. Dies müssten auch Maximilian von Bayern und Peñaranda erkennen, ja wenn sie gleich seinen Rat befolgten, wären die Verhandlungen einfacher.[70] In diesem Sinne schrieb er Kurz über die Gravaminaverhandlungen mit den Reichsständen im Juli 1646: „Eß kombt also ie lenger, ie mehr auf dasyenige auß, was ich zu anfang und jedesmahls gesagt, das die gravamina am ersten abgehandelt werden muessen. Hetten die herrn Churbayerische und andere diesem vor sechs oder sieben monat gefolgt, so möchte man nunmehr schon geschlossen haben.“[71] Solche Versicherungen dienten natürlich auch der Legitimation gegenüber dem Kaiserhof. Dort sollte kein Zweifel daran aufkommen, dass Trauttmansdorff der richtige Mann für die Friedensverhandlungen sei.

Zudem ist – aus diesen und anderen Äußerungen – ersichtlich, dass Trauttmansdorff den Wunsch hatte, seine Aufgabe – Frieden zu schließen – erfolgreich zu beenden und hierfür den gebührenden Ruhm zu erhalten. So schrieb er dem Kaiser im Oktober 1646: „Ich wolt gern, wanß Gott gefiel, diesen friden gar zu schliessen undt solchen schluß zu Euer Majestät Kayserlichen füssen […] zu bringen.“[72] Dass der Abschluss des Friedens für Trauttmansdorff eine Frage der Ehre war, zeigt sich deutlich an seinen Reaktionen auf den Versuch des kaiserlichen Geheimen Rats Dr. Justus Gebhardt, die Friedensverhandlungen im Zuge der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Bayern und Frankreich nach Ulm

unnd dero hochlöblichen ertzhauses dienst und conservation furnemblich betrifft, gereicht auch mir zu höchster consolation und thue mich derowegen hiemit allergehorsamist bedanckhen“.

67 *Pečar*, Ökonomie (Anm 48), 45.

68 Vgl. z. B. Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 01.06.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 266: „Ich verhoffe, er [Peñaranda] werde mit mier wol zufriden sein, daß ich ihm so vil zeit gegeben unndt angetriben“.

69 Trauttmansdorff an Kurz, Osnabrück, 22.02.1646, in: APW II A 3 (Anm. 44), 275.

70 Vgl. z. B. Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 05.10.1646, in: APW II A 5 (Anm. 1), 93; Trauttmansdorff an Kurz, Münster, 19.03.1646, in: APW II A 3 (Anm. 44), 429.

71 Trauttmansdorff an Kurz, Münster. 10.07.1646, in: APW II A 4 (Anm. 37), 415.

72 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Münster, 05.10.1646, in: APW II A 5 (Anm. 1), 94. Entsprechend schwer fiel ihm die Abreise im Juli 1647, die er zwar selbst u. a. aus gesundheitlichen Gründen gefordert hatte, gleichzeitig hatte er sie immer wieder verschoben, um nicht die Verhandlungen zu behindern. In diesem Sinne vgl. Trauttmansdorff an Kurz, Münster 1647 Juni 28, RK FrA Fasz. 50a Konv. B, fol. 125. Vgl. zu seiner Abreise: *Ferber*, Graf Maximilian (Anm. 30), 240–241.

zu verlegen. Empört schrieb er dem Kaiser: Es sei eine „praesumptio […], daß fridenwerkh von hinen wollen nach Ulm zu ziehen, Oxestirn undt mich degradiren, Gebharden undt einem militem bey der armata daß werkh anvertrauen. Es scandalisiert alle, die darvon hören. Es wissens aber alle gesandte, so hir sein, er [Gebhardt] wierdt Euer Kaiserlicher Majestät eher ein landt alß ich ein dorff vergeben."[73] Nicht nur sei Gebhardt nicht so qualifiziert wie er, vielmehr empfand Trauttmansdorff ein solches Vorgehen als Herabsetzung. Interessanterweise argumentierte er sowohl im Namen seiner als auch im Namen der Ehre des schwedischen Gesandten Johan Oxenstierna. Es sei nicht akzeptabel, „daß ein ander ihme [Oxenstierna] die ehr, den friden zu schliessen, hinwegnehmen solte"[74]. Zwar ist hier nur von Oxenstierna die Rede, doch schwingt deutlich mit, dass er ebenso wenig wollte, dass jemand anderer seinen Ruhm erhalte. Insofern bedeutete Friedenschließen nicht nur durch die permanenten Anfeindungen eine Bedrohung für die eigene Ehre, sondern natürlich auch einen möglichen Zugewinn an symbolischem Kapital, auf den Trauttmansdorff nicht verzichten wollte.

5. SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Anders als in klassischen Selbstzeugnissen, wie etwa autobiographischen Schriften, bleibt die Stimme des Autors jenseits seiner Rolle als Gesandter in diplomatischen Korrespondenzen meist verdeckt. Entsprechend schwierig ist es, die „Person" des Gesandten zu greifen. Die Schilderung von Ehrkonflikten, wie Trauttmansdorff sie in seinen Briefen an den Kaiser und den Reichsvizekanzler beschreibt, hat sich als ein Moment erwiesen, in dem diese Stimme erkennbar in den Vordergrund tritt, anstatt – wie sonst üblich – von den Inhalten der Verhandlungen übertönt zu werden.

Dass es sich in diesem Fall um Auseinandersetzungen innerhalb des eigenen Bündnisses und nicht mit dem politischen Gegner handelt, ist kein Zufall. Zwar äußerte sich Trauttmansdorff auch gelegentlich empört über das Verhalten der Franzosen und Schweden, doch verwendete er dabei selten derart klare Ich-Botschaften wie bei den hier geschilderten Konfrontationen mit Spanien und Kurbayern. Derartige Ehrkonflikte im eigenen Bündnissystem lösten offensichtlich einen erhöhten Legitimationsbedarf aus: Die Abwesenheit des Gesandten vom Hof in einem auf personalen Beziehungen basierenden System stellte ein potentielles Risiko dar. Andere Adlige konnten ihren Einfluss stärken und so die Position des sich auf diplomatischer Mission befindlichen Gesandten schwächen. Im Falle Trauttmansdorffs waren es weniger andere kaiserliche Diener, die er als Bedrohung empfand, sondern die kaiserlichen Verbündeten Kurbayern und Spanien. Diese konnten auf mehreren Ebenen agieren: zum einen hatten sie natürlich Vertreter in Westfalen, mit denen Trauttmansdorff täglich in Kontakt stand, zum anderen verfügten sie über eigene Kanäle an den kaiserlichen Hof, konnten also im Wiener Machtgefüge nach ihren jeweiligen Möglichkeiten agieren. Weder Bayern noch Spanien waren

73 Trauttmansdorff an Ferdinand III., Osnabrück, 15.04.1647, in: APW II A 6/1 (Anm. 62), 135.
74 Ebd., 137.

zufrieden mit der Vorgehensweise Trauttmansdorffs und versuchten, seine Position am Wiener Hof in seiner Abwesenheit zu schwächen. Entsprechend entschieden reagierte Trauttmansdorff auf ihre Kritik und war in seinen Schreiben an den Kaiser und den Reichsvizekanzler bemüht, erstens seine Kritiker zu diskreditieren und zweitens sich selbst als treuen, pflichtbewussten und kompetenten Diener darzustellen. Er musste zeigen, dass er die an ihn gestellten Rollenerwartungen erfüllte und sich seiner Position als würdig erwies.

Dieses Bemühen wiederum ermöglicht uns einen ungewöhnlich klaren Blick auf die Person Trauttmansdorff, wie er die ihm zugewiesene Rolle als Diener und Vertreter des Kaisers ausfüllte und verteidigte, aber auch wie er versuchte, diese mit seiner Rolle und seinem Selbstverständnis als Adliger in Einklang zu bringen. Letzteres erforderte, dass er gewisse Beleidigungen nicht akzeptierte und persönlich hierauf reagierte, selbst wenn ihn dies in Konflikt mit den Anforderungen als kaiserlicher Interessenvertreter brachte. Indem er diesen Zwiespalt dem Kaiser schilderte, betonte er seine Ergebenheit und stärkte seine Position.

Ehrkonflikte eröffnen natürlich nur einen spezifischen, von den jeweiligen Umständen geprägten Ausschnitt auf die Person des Gesandten, aber sie zeigen erstens, wie dieser sich in einer bestimmten Konfliktsituation legitimierte und seinen Handlungsspielraum verteidigte und zweitens, wie er dabei seine verschiedenen Rollen in Einklang zu bringen versuchte. Insofern sind sie ein vielversprechendes Untersuchungsfeld, will man diplomatische Quellen als Selbstzeugnisse lesen und sich so frühneuzeitlichen Gesandten annähern.

The Embassy of Sir Thomas Roe. European Diplomacy in Islamicate[1] Asia and Changing World Order

Abhimanyu Singh Arha

> "… I was a stranger and ignorant of their Customes, but I was not ignorant that I was a kings Ambassador, and not of the qualety of seruants ; that his majestie had placed mee and saw me now: if I did amisse he was fittest to find faulte: if it were his pleasure I should go home, I was ready but one foot back I would not …[2]"

The above extract is taken from a highly interesting episode mentioned in Sir Thomas Roe's memoir wherein Asaf Khan, one of the most powerful Mughal nobles in the court of Jahangir raised tacit objection to a purported act of impudence but had to face a stubborn and diplomatically defiant stance on behalf of the English plenipotentiary. This incident occurred at Ajmer on March 26th, AD 1616[3] and it declared unambiguously that Roe would not remain a passive spectator to Mughal courtly politics. On this and numerous other such occasions mentioned in Roe's travelogue, the reader is adequately informed about actions and choices of this European diplomat while traversing through seventeenth century Islamicate India. The use of the adjective 'Islamicate' here connotes the all-inclusive socio-cultural sphere of Islamic polity in medieval India.

The agency, utility and power of diplomacy was augmented manifolds in the fifteenth and sixteenth century Europe with the onset of the Age of Mercantile Adventurism and Colonialism. Chartered companies forayed into foreign lands and embarked upon the challenging task of securing a foothold in the lucrative

1 *Marshall Hodgson,* The Venture of Islam, Vol. I, Chicago 1975, 59, https://archive.org/stream/ŁeVentureOfIslamClasicalAgeVol1MarshallHodgson/Łe_Venture_of_Islam_Clasical_Age_Vol-1_Marshall-Hodgson_djvu.txt (18.05.2017).. Hodgson coined the term 'Islamicate' and he defines it as, "'Islamicate' would refer not directly to the religion, Islam, itself, but to the social and cultural complex historically associated with Islam and the Muslims, both among Muslims themselves and even when found among non-Muslims."

2 *Thomas Roe*, The Embassy of Sir Thomas Roe to the Court of the Great Mogul, 1615–1619, as Narrated in His Journal and Correspondence, Vol. I, ed. by *William Foster,* London 1889, 151, http://www.rarebooksocietyofindia.org/book_archive/196174216674_10154601333196675.pdf (07.03.2017).

3 *Ibid*. During late evening of that date, Thomas Roe was admitted into the *Guzal khana* or the privy chambers of the Emperor and soon enough, he came to occupy a position of high eminence in close proximity to the Emperor's throne. Asaf Khan resented this act and did all he could to ensure that Roe is compelled to acknowledge and accept his lower status in the Mughal hierarchy. However, the latter's refusal to budge or yield to the ill designs of a potentate was graciously sanctioned by the Emperor himself and thus, it was Roe who prevailed in this spat with Asaf Khan.

and rich-dividend yielding Asian trade. The 'business of diplomacy' during these initial centuries assumed an aggressive role as the profit-motive of the European merchants would not satisfy itself with mere participation but domination of Asian trade and commerce. Empowered by royal charters issued to them, the European trading companies assumed state-like prerogatives such as the right to wage wars on foreign soil, enter into political agreements with the ruling sovereign on Asian lands, and finally to occupy and administer territories. The initial ride was not smooth as the journey from making a modest beginning as a trading company from Europe to its establishment as a conventional state with overriding powers was formidable with many ups and downs[4]. If the tactful as well as coercive intervention in local politics, which was carried out in the subsequent phases of colonial expansion is considered elemental to the establishment of colonial hegemony, then it cannot be denied that the procurement of initial trading rights and concessions were the foundations of the ensuing glory and prosperity.

The English East India Company's rise to power in India also follows the above mentioned trajectory. Without getting into a regurgitation of facts and exhaustive analysis of this historical event, suffice would it be to highlight here that the embassy of Sir Thomas Roe happens to be a milestone in the entire history of the establishment of English paramountcy in India[5]. Sir Thomas Roe was an ambassador of the English monarch, James I, and he stayed at the Court of Mughal Emperor Jahangir from AD 1615 to 1618. He was dispatched with the main aim of advancing British trade interests. The most important components of his job were, firstly, to obtain a royal decree conforming the concessions and privileges bestowed upon the English merchants by the Mughal establishment and, secondly, to secure permission and protection for an East India Company factory at Surat.

The choice of an English 'self-testimonial' diplomatic journal is highly pertinent to the study of autobiographical writings hailing from the post-Renaissance period bearing in mind the schema of the study of this subject in Europe[6]. In addition to that, the rich account of Roe's embassy offers a multi-faceted picture of the 'East' with a self-narration pregnant with diverse meanings, interpretations and constitutions.

4 *Lauren Benton, Adam Clulow*, Legal Encounters and the Origin of Global Law in: *Jeremy H. Bently / S. Subrahmanyam / Merry E. Wiesner-Hanks* (Ed.), The Cambridge World History, Vol. VI, Part 2, Cambridge 2015, 85.

5 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, ix. In the preface, the reader can discern William Foster's laudatory assessment of the significance and value of Roe's embassy in "the history both of England and of India …".

6 *Kaspar von Greyerz*, Ego-Documents: The Last Word?, in: German History, 2010, Vol. 28/3, 273–282, 273, 274. Drawing a rich historiographical sketch of the study of Ego-documents, Greyerz states that as compared to continental historians, there is a dearth of historians in Britain who have grappled with this theme. He charts out the course of development of the subject right from the beginnings made in this field by a Dutch group of historians headed by Rudolf Dekker to the recent findings in research works and conferences. He laments the near absence of multi-disciplinary and interconnected research in Britain, which is being carried out in mainland European countries such as the Netherlands, Switzerland, Germany, France, Spain and Italy.

The voice of the 'self' in Roe's account gets amplified in several important dimensions that his narration delves into. Of these, two merit a nuanced and multi-faceted comprehension namely the task of diplomacy that he steadfastly was committed to and his perceptions about the religious atmosphere in South Asia. The present research shall focus primarily on these two subjects. Speaking about Roe's perceptions about the religious atmosphere in South Asia, one of the central questions raised in this study pertains to arriving at the 'personhood'[7] of the ambassador and understanding the cultural concepts of his person. A unique methodological feature employed in this paper is the comparative study of vernacular sources. The local Rajasthani sources will be introduced in a subsequent section in order to counter-confirm Roe's narrative and to analyze diplomatic court rituals in the light of cultural history of politics[8]. Barbour[9] admits in his book that his analytical treatment of Roe in one of the chapters of his books lacks corresponding authenticity check on Roe's observations about India from the perspective of India itself. Thus, the usage of vernacular sources will offer a subaltern perspective to the history of diplomacy.

The Embassy of Sir Thomas Roe holds special significance for several reasons. Roe embarked upon a journey to India at a time when the nascent East India Company was struggling to carve out a niche for itself in the Asian waters. His predecessors were unable to display fine diplomatic acumen before his arrival and could not achieve concessions that the Company needed desperately[10]. Largely speaking, the embassy of Roe was considered a success because he was able to obtain an Imperial Mughal *firman*[11] after two years of his arrival in India issued by Emperor Jahangir (AD 1605–1627) who was well-disposed towards the English diplomat. Through the means of his exhaustive, extant and detailed journal and relevant correspondence, Roe was also able to impress a large section of the British audience at home. He was able to portray his achievements earned at the Mughal court adeptly

7 *Gabriele Jancke*, Persons, the 'Autobiographical Person' and Cultural Concepts of the Person. Early Modern Self-narratives from German-speaking Areas in a Transcultural Perspective, in: The Medieval History Journal, 2015, Vol. 18/2, 346–377, 367.

8 Cultural history of politics would focus on the social and cultural contexts of political life. In relation to this paper, an emphasis on cultural history of European diplomacy would simply mean to introduce another, highly essential, perspective to the study of diplomatic ceremonial and symbolism– the regional Rajput courtly discourse. Its importance lies in the fact of its character being non-European and non-Mughal.

9 *Richmond Barbour*, Before Orientalism. London's Theatre of The East, 1576–1626, Cambridge 2003, 147.

10 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, iii.

11 A *Firmān* was a royal decree, mandate or order issued by the Mughal sovereign. The word *Firmān* or *farmān* is a Persian word meaning "decree" or "order". In the Mughal state administration and judiciary, the *firmān* was the highest and most infallible correspondence issued by the state. It assumed the top status as compared to other forms of orders and correspondences such as *Sanad*, *Parwānā*, *Rukkā, Dastak* etc. There was another category of royal orders called *Nishān,* which held a higher esteem and sanction than the *Firmān* because it bore the palm print of the Emperor and was thus his personal signature.
Jahangir did eventually grant Thomas Roe that much sought-after *firmān,* which conformed the trading privileges of the East India Company within the Mughal dominions.

advertising his personal capabilities by emphasizing on his performance amidst oddities and adverse climate. The success of Roe is also established by his significant diplomatic career subsequent to his return to England from India[12]. He was entrusted with diplomatic missions headed to the Ottoman Empire and Poland. In 1624, he earned the distinction of concluding a treaty with Algiers[13], according to which he secured the liberation of several hundred English captives. However, the claim to success of this emissary in itself raises several questions[14]. While from one point of view we can argue that it was Roe's diplomatic astuteness, which earned him the Mughal *firman*, the other holds that despite obtaining the concessions and privileges, he stayed foreign and remote in his perceptions of the Mughal Empire judging it by prejudiced European prism[15].

Roe's journal straddled between two worlds: that of the European courtly diplomacy and the customs of the gigantic Asian empire of the grand Mughals[16]. The Portuguese were the first European colonial power that established its dominance over the waters of the Indian Ocean and held their sway throughout the sixteenth century, extending it up till the mid-seventeenth century. They were also the first ones to foster cordial relations with the Mughal court. Eventually, the British were able to outmaneuver them at every front. By the end of the seventeenth century, they made it amply clear that not only were they the dominant European power in the sub-continent but also the prime contenders for ruling entire India after the disintegration of Mughal Empire. In this whole exercise, it cannot be denied that the role of British diplomats such as Roe was highly commendable. The practices of pre-colonial diplomacy needs to be examined here in the sense that apart from negotiating with the political elite for obtaining trade concessions, how and to what extent was it also responsible for accelerating cultural contact between the two worlds? In this capacity, the present study becomes useful in outlining and understanding the interactions between European and Asian cultures, focusing on the European self-awareness during these intercultural contacts.

12 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, lvi.

13 *Michael J. Brown*, Itinerant Ambassador, The Life of Sir Thomas Roe, Lexington 1970, 140.

14 *Sanjay Subrahmanyam*, Frank Submissions: The Company and the Mughals between Sir Thomas Roe and Sir William Norris, in: *H.V. Bowen* et al. (Ed.), London 2002, 69–96, 77–79. *Audrey Truschke*, Deceptive Familiarity: European Perceptions of Access at the Mughal Court, in: *Dries Raeymaeker / Sebastiaan Derks* (Ed.), The Key to Power? The Culture of Access in Princely Courts, 1400–1750, (=Series: Rulers and Elites. Studies in Governance), Vol. 8, Leiden 2016, 65–99, 87.

15 The importance and significance attached by Roe to his embassy at the Mughal court and his claims to success and that of equality of status for the English monarch in the eyes of Jahangir appear to be naïve when we consider the complete omission of any reference to his embassy in *Tuzuk-i-Jah*. *angiri* (the autobiography of Mughal Emperor Jahangir in Persian language and also referred to as *Jahangirnama*).

16 The Mughal Empire had assumed massive glory and opulence by the time Jahangir ascended the throne. It was one of the richest, largest and strongest empires of the known world in those times competing with the Ottomon Empire in Turkey and Safavid Empire in Iran. For more on Mughal history, see, *Sanjay Subrahmaniam / Muzaffar Alam* (Ed.), The Mughal State, 1526–1750, New Delhi 1998. *John F. Richards,* The Mughal Empire, The New Cambridge History of India, Vol. 1, Pt. 5, Cambridge 1993.

I. BACKGROUND OF THE EAST INDIA COMPANY

Before we set out in our methodological examination of Roe's text, it would be appropriate to know the background against which Roe's embassy was dispatched to India.

The English merchants had been trading with India under the auspices of the crown since AD 1505. The English trading enterprise was highly encouraged by the capture of Portuguese Carracks in the late sixteenth century: one by Sir Francis Drakes and another by Sir John Burroughs[17]. These Carracks were laden with a rich cargo comprising of spices, silks, pearls, gold, porcelain and a few other such commodities. Around the same time, the Levant Company, which was started as a merchant company trading with Ottoman Empire, made a side expedition to India. This development also had an encouraging effect on the English merchants who had set their eyes on the lucrative trade of India.

The English defeat of the Spanish Armada in 1588 initiated an era of British naval superiority on a global scale, which led to a proportionate expansion in overseas trade. The Company established 'factories' at major port-towns on the Indian coastline, like Surat. However, trade could not be carried on at this point without gaining permission from the local Indian government. Here comes into play the role of diplomacy. In the initial years of trading activity, the English East India Company entered into trading agreements with the local government, which were precarious, ambiguous and susceptible to constant change. This caused a great deal of difficulty and uncertainty for the merchants of the Company. In order to overcome this lacuna, the English East India Company, with various amounts of endorsement from the English Crown, began to send ambassadors to the Mughal Court with the aim of arriving at a more permanent, substantial and long-lasting trade settlement[18].

The first embassy was sent by the English to the Mughal court even before the establishment of the East India Company and it comprised of two merchants, namely, John Eldred Leeds and John Newberry and another traveler named Ralph Fitch. The next embassy was that of John Mildenhall, However, Mildenhall was not a designate ambassador as he was endorsed neither by Queen Elizabeth nor by the East India Company. According to Sir William Foster[19], Mildenhall decided to undertake the long and arduous journey to India to try his luck.

Mildenhall's character and subsequent actions eroded the dignity, grace and status of a diplomat. Some scholars are of the opinion that he visited India twice and that his first visit was as an officially designated ambassador by Queen Elizabeth. There is scarce evidence for this first embassy and according to Carlson, its

17 *Ethan Carlson*, Power, Presents and Persuasion. Early English Diplomacy with Mughal India, in: *Jeffrey Shiau* (Ed.), Emory Endeavors. Transnational Encounters in Asia, Vol. 4, 2012, 8–26, 12, http://history.emory.edu/home/documents/endeavors/volume4/EmoryEndeavors4Complete.pdf (18.05.1017).

18 For a history of these early embassies sent to the Mughals from England see: *William Foster* (Ed.), Early Travels in India, 1583–1619, London 1921, 1–50.

19 *William Foster*, Early Travels (fn. 18), 48.

existence is questionable[20]. Another commentator, Ram Chandra Prasad[21], is also critical of the personality of Mildenhall. Prasad points out that when Mildenhall decided to go to India, he was already on a trade mission. He ran off with the goods of the trade mission, possibly poisoning two or three Englishmen and also earned disrepute by converting from Protestant to Catholic faith for his convenience.

Mildenhall reached India in 1603[22] after which he registered spectacular and rapid success at the Mughal Court. He was granted audience by Emperor Akbar upon whom he bestowed several rich gifts. Though Mildenhall was successful in earning favorable response from Akbar as well as his successor, Emperor Jahangir (while facing an offensive attitude from the Portuguese Jesuits) yet he could not obtain any long-lasting or permanent trade agreement or even a respectable trade concession. Next in the chain of events, the East India Company sent William Hawkins as its official ambassador who reached India on August 24th 1608[23].

Hawkins failed miserably too. Though he was treated with honour by Emperor Jahangir, he was unable to register any diplomatic success. His failure can be attributed to several factors: the persistent opposition by the Portuguese Jesuits, animosity with Mukarrab Khan (one of the most powerful nobles in the Empire) who sided with the Jesuits, the paucity of expensive gifts that he had to offer and to some extent his personal inefficiency[24]. Before the arrival of Sir Thomas Roe, three more ambassadors visited the court of the Grand Mughal, namely Canning, Kerridge and Edwards[25]. These three men not only completely failed in their performance but also lowered the esteem of the English nation and that of the Company in the eyes of the Mughal elite. Nicholas Withington, who was a member of the East India Company in India, was appalled at the under-performance of these three ambassadors and was particularly vehement in his criticism for Edwards whom he knew personally[26]. Thus, it was against this diplomatic background that Roe set out on his journey to India. His task was made all the more difficult by the attitude and actions of his predecessors and he carried the burden of an inflated expectation on his shoulders. Even Nicholas Withington, who knew that Roe would be the next English ambassador to India, expressed his hope in his journal exclaiming that Roe, "by his worthye carriage will redeeme the great dishonour"[27] caused by the previous embassies.

20 *Ethan Carlson*, Power, Presents and Persuasion (fn. 17), 15.
21 *Ram Chandra Prasad*, Early English Travellers in India, Delhi 1965, 70–71.
22 *William Foster*, Early Travels (fn. 18), 49.
23 Ibid., 62.
24 *Ethan Carlson*, Power, Presents and Persuasion (fn. 17), 10–11, *Ram Chandra Prasad*, Early English Travellers in India (fn. 18), 70–71.
25 *Richmond Barbour*, Before Orientalism (fn. 9), 148.
26 *William Foster*, Early Travels (fn. 18), 231.
27 Ibid.

II. TRAVELOGUES AS (AUTOBIOGRAPHICAL) SOURCES FOR THE HISTORY OF DIPLOMACY

It is interesting to note, as observed by several expert scholars in this field, that European diplomats at the Mughal Court had to discover their own tried-and-tested pathways and channels to serve their purpose and aim[28]. The courtly etiquettes, politics of access and the manner of impressing upon the royalty, which were ingrained into them in the European homeland found little use in the ostentatious courts of Eastern Empires[29]. These had to be reinvented most of the times. It is evident in the self-testimonies of these very diplomats that one of the most challenging tasks before them was how to tread cautiously while walking the tightrope and keeping a balance between European Courtly culture and Indian sensibilities[30].

Roe was able to secure an appointment with Emperor Jahangir at Ajmer after a long and arduous journey. Thereafter, he sought regular audience from the king, which began to be readily given to him as he mentions in his memoirs. He was soon able to enter the Emperor's intimate circles and became an invited dignitary to the drinking parties of Jahangir[31]. This proximity, however, could also not earn immediate favor for the emissary from the monarch because of the former's lack of proficiency in the spoken language of the realm[32]. Roe himself acknowledged the dire necessity for him to devise new strategies in order to break free from this situation of stalemate[33]. Next, he took recourse to the practice of presenting gifts to the emperor.

The study of Roe's diplomacy offers various strands of thoughts when we take into account the complexities involved in the art of courtly gift-giving. Several articles were lavished by the English emissary on Jahangir in the hope of earning his pleasure, which would, in turn, lead him to smoothly sanction a factory at Surat in Gujarat. However, Roe failed miserably in this task initially. The opulence and

28 *Richmond Barbour*, Power and Distant Display. Early English 'Ambassadors' in Moghal India, in: Huntington Library Quarterly, 1998, Vol. 61/3–4, 343–368, 344, http://artsonline.monash.edu.au/global-history/files/2012/11/Barbour_Power-and-Distant-Display.pdf (19.05.2017). Carlson also states that the Mughals had diplomatic relations only with the Persians, Ottoman Turks and Uzbeks. Of them, they considered the Uzbeks as barbarous and thus treated only the Persians and Turks as equals. In this diplomatic hierarchy, the English and other European diplomats were marginalized. *Ethan Carlson*, Power, Presents and Persuasion (fn. 17), 12.

29 *Richmond, Barbour*, Power and Distant Display (fn. 28), 362. The gift-giving by the Company proved meager as compared to the ostentatious display of Eastern courts.

30 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 108. Throughout his embassy at Mughal court, Roe preserved his stance of saluting the emperor as per the English etiquette. Despite the cross-cultural divide between the two diplomatic worlds, Roe's performance as a diplomat in the Mughal court had attained some sophistication and flair as he increasingly began to gauge the imperial courtly culture correctly and behave accordingly. Focusing on the performative aspect of Roe's diplomacy, it cannot be denied that he was breaking new ground. For instance, Roe mentions the high status accorded to him by Jahangir when the latter admitted him to the closest proximity to the throne. *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 394.

31 Ibid., 301, 302.

32 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 145.

33 *Michael J. Brown*, Itinerant Ambassador (fn. 13), 61.

richness of the Mughal Court offered a stark contrast to the inferiority, paucity and low material worth of the English gifts. English gifts came to be assigned such a low esteem that at times, the Mughal elite was observed mocking them condescendingly[34]. Despite this shortcoming, gift-giving continued unabated and Roe kept on bestowing novel items on Jahangir. As Audrey Truschke rightly concludes, the practice of bequeathing presents was an integral part of courtly culture both in India and Europe.

Truschke goes on to say that according to Bernard Cohn, the initial failure of Roe's embassy in impressing Jahangir with appropriate gifts was due to the fact that the former misjudged the 'Mughal scale of value'. Ania Loomba contradicts him by pointing out that despite the low-value gifts of Roe, Jahangir quite well-received them suggesting that the Mughal court gave ample importance to the symbolic value of the gifts, which is proven by his conduct towards Roe. Apart from mentioning both these arguments, Truschke[35] supports Loomba's argument by highlighting Jahangir's predilection for novelties and artistic specimen[36]. She goes on to inform that Roe presented a series of small yet exotic gifts to Jahangir. In March 1616, Roe presented a small box of crystals to the emperor, which the latter esteemed so fascinating that he assigned a greater fascination to it than a diamond gifted to him earlier that day[37]. A few months later, Roe again gifted a finely crafted pendant to Jahangir. Just after a lapse of ten days from this event, we learn that Roe was inducted into Jahangir's inner circle with a ceremony that involved a gift of a painting by Jahangir to Roe. Next, we learn that within a month after this exchange of items, Roe began deliberations with the emperor related to issuing a royal order granting trading privileges to the English in Surat[38].

So, what should be gathered from the above arguments? At the first look, it appears that Loomba, Flüchter and Truschke, have diminished the diplomatic worth of Roe in the eyes of the Mughal elite by overemphasizing his exoticness. Later, however, Truschke makes a few very pertinent observations. She states that Roe's diplomatic access had three stages. Firstly, he was granted audience from Jahangir in the public court. Secondly, he was admitted to the late night gatherings of

34 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, xvii. Asaf Khan actually returned a gift given to him by Roe because of its paltry value. *Audrey Truschke*, Deceptive Familiarity (fn. 14), 91.

35 Ibid. , 92.

36 *Antje Flüchter*, Diplomatic Ceremonial and Greeting Practice at the Mughal court, in: *Wolfram Drews / Christian Scholl* (Ed.), Transkulturelle Verflechtungsprozesse in der Vormoderne (=Das Mittelalter. Perspektiven mediavistischer Forschung. Beihefte 3). Berlin / Boston 2016, 89–120, 116. Flüchter compares the embassy of Sir Thomas Roe with the Siamese embassy received at the court of Louis XIV. Thus, reiterating the fact that the Mughal court perceived Roe as a mere 'exotic traveller' and his preeminence was only due to his curious and amusing function. We mention Flüchter here because of her similar views to that of Truschke.

37 *Audrey Truschke*, Deceptive Familiarity (fn. 14), 92. *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 144.

38 *Audrey Truschke*, Deceptive Familiarity (fn. 14), 92. The immediate success of Roe's gifts has been questioned systematically by Carlson. He points out the arguments put forth by scholars like Barbour, Woodfield and Loomba according to which the Mughal court esteemed English gifts more due to their novelty than their material worth. *Ethan Carlson*, Power, Presents and Persuasion (fn. 17), 24.

Jahangir, which were more informal with the emperor and his selected members of the inner circle, liberally consuming liquor and opium. Thirdly, as mentioned above, Roe succeeded in entering the inner circle of the emperor, which followed an exhibitionist ceremony. The first two levels or stages of imperial access did not yield any substantial favor or gain from Jahangir. In fact, even William Hawkins had become one of Jahangir's companions in his bouts of late night drinking but he was not able to obtain from Jahangir what the Company was aspiring. Truschke rightly opines that it was the third level of access, a 'sort of discipleship program', which lent Roe enough credibility and influence to pursue English commercial interests[39]. Taking this into consideration, two deductions can be made unambiguously. Firstly, Roe's personal capabilities and his diplomatic acumen are on display here[40]. Secondly, if we assume that Jahangir and the entire Mughal dispensation was receiving this embassy in complete oblivion to global maritime politics, we are slipping into the Euro-centric purview of transcultural entanglement and interaction[41]. Thus, it is a rather over-simplified assumption.

Another highly important question raised here by Truschke is whether Roe's success should be attributed to his intuitive insight into the fascination and favourable disposition of Jahangir to European gift articles exhibiting fine, peculiar and ornamental craftsmanship or was he just gaily playing into imperial fancies and preferences? Did Roe fully caliber the exact effect and impact of his gifts on Jahangir and then proceed to gain trade concessions from him? She is of the opinion that too much should not be read out of this exchange of gifts between the two. At several instances, the reader can easily glean different perspectives of Jahangir and Roe. She eloquently mentions that we should take into account the 'chasms of culture and language that separated the two men'[42]. Invoking Roe's personality here again, we get a cue that answers the above question tilting towards the English emissary's resolute spirit. Thomas Roe had proved his sound, moderating yet bold personal traits in the British Parliament as well[43]. Thus, it comes as no surprise that he was astute, adamant and in possession of a high self-esteem and an indefatigable spirit while dealing also with the Mughal court and the diverse pressures therein which were exerted on him[44]. The extract from Roe's journal and the episode,

39 *Audrey Truschke*, Deceptive Familiarity (fn. 14) , 93.

40 *Filippo de Vivo*, Archives of Speech. Recording Diplomatic Negotiation in Late Medieval and Early Modern Italy, in: European History Quarterly, 2016, Vol. 46/3, 519–544, 535. To quote Vivo: "Diplomatic negotiation too was to some extent a performative art."

41 *Jahangir*, Emperor of Hindustan, 1569–1627. The Jahangirnama: Memoirs of Jahangir, Emperor of India, *W.M. Thackston* (Ed.), New York 1999, 165, https://archive.org/details/jahangirnamamemo00jaha (12.06.2017). The mention of English victory in Jahangir's memoir offers us a glimpse into Mughal appraisal of maritime politics. This reference needs to be examined in more light.

42 *Audrey Truschke*, Deceptive Familiarity (fn. 14), 93.

43 *Andrew Thrush*, The Personal Rule of James I, 1611–1620, in: *Thomas Kogswell / Richard Cust et al.* (Ed.), Politics, Religion and Popularity in Early Stuart Britain, Cambridge 2002, 98.

44 There are innumerable instances which describe in detail the harrowing time that the English emissary suffered at the hands of Mughal officials and Court grandees. Roe's account and his letters are replete with remonstrance on account of mishandling of his self. However, he withstood these misdemeanors with fortitude. To give an example out of many, his persistent insistence on recover-

which is mentioned at the beginning of this paper offers an excellent account of this spirit. It functions as a tool to unearth how the diplomat represents and practices the concept of his personage.

In this episode, the reader is offered a theatrical display of the Mughal court where characters are acting and enacting dramatically and treading along the ostentatious stage. The Englishman is shown as assertive and resolute facing the odds of Oriental 'duplicity' at the hands of a nobleman (Mukarrab Khan) and is finally delivered by the heavy-handed intercession of the benevolent monarch. Apparently, this extract is most useful for our examination because it directly brings into play the personhood of the diplomat through the means of his actions.

Roe's Observation of Mewar Affair

Roe's reading of the Indian diplomatic ceremonial and its symbolic significance gets amply highlighted when we look at his description of Jahangir's reception of Prince Karan[45]. It was through comprehension of this Mughal reception and the relative position bestowed upon the young prince by the Emperor in the court that Roe could fully gauge and understand the geo-politics of Mughal-Mewar confrontation[46]. Writing precisely two hundred years later, another English diplomat, Colonel James Tod, highlighted in minute detail the very same diplomatic ceremonial[47]. The following treatment delves into what Flüchter refers to as "Comparable studies regarding pre-colonial inter-cultural encounters at superior Asian courts", which in her understanding is highly coveted for a deeper grasp of transcultural practices[48].

The submission of the Mewar prince before Jahangir was a much sought-after and celebrated event in the politics of Hindustan during the seventeenth century. Jahangir was fully acquainted with the importance of this ceremony and according to his autobiography, it is clear that it exemplified the best of imperial grace and magnanimity in its disposition towards the Mewar scion[49]. In order to understand

ing the amount due to the Company from Zulfiqar Khan, a high Mughal official. At one point, Roe did not shy away from complaining about Zulfiqar's financial irregularities to Asaf Khan. *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 157–158.

45 Prince Karan was the scion of the kingdom of Mewar and the grandson of Maharana Pratap who had waged a long-drawn out war against Akbar. Mewar represented an inveterate regional resistance to centrifugal Imperial expansion in India.

46 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 111, 145, 151.

47 *James Tod*, Annals and Antiquities of Rajasthan, Vol. I, New Delhi 2011, 289–291.Tod also testifies to the fact that Jahangir's amiable and courteous demeanor towards the young prince, which was displayed in the former's ritual reception of the latter was commensurate with the pre-eminence of the house of Mewar among all the kingdoms of Hindustan or India. In Tod's words, this diplomatic behavior, "shows his (Jahangir's) sense of the superiority of the chief of all the Rajpoots, by placing the heir of Mewar, even above all the princes of his own house, 'immediately on his right hand'".

48 *Antje Flüchter*, Diplomatic Ceremonial (fn. 36), 117.

49 *Jahangir*, Jahangirnama (fn. 41), 165–167.

the full significance of this event at the Mughal court, which occurred on March 12th 1615[50], it would be helpful to take a cursory glance on Mughal-Mewar history.

By the turn of the sixteenth century, politics of North-India was in a volatile state as the Delhi Sultanate was petering towards decline and a political vacuum was being created. The kingdom of Mewar emerged as one of the strongest regional kingdoms of Hindustan under Rana Sanga during this time. The same very political vacuum offered opportunities to both Mewar, under the rule of Sanga, and Mughals, under the leadership of Babur, to test their political fortunes in the Indo-Gangetic plains. Thus, the beginning of this struggle started at this point, even before the Lodi sultans of Delhi were completely dislodged. Thereafter, expansion of Mughal Empire in *Rajputana* was accelerated under Akbar who devastated Chittor, the capital of Mewar, in AD 1568 after a strong resistance. The fall of Chittor confirmed Mughal supremacy over entire Rajputana as all other weaker Rajput kingdoms readily accepted Mughal suzerainty. However, Mewar refused to accept a subordinate status, and thus began a long drawn out period of guerilla warfare where the forces of resistance led by Maharana Pratap evaded complete decimation and continually harassed imperial armies from their forest recesses. Till the death of Akbar in 1605, Mewar could not be completely subdued[51]. This state of affairs continued for another decade, which induced Jahangir to take active measures. He moved his court to Ajmer and entrusted the charge of liquidating Mewar to his favorite son, prince Khurram, the future Emperor Shahjahan. This is the reason why Roe had to proceed to Ajmer in order to receive an appointment from the monarch. Khurram ensured, with the use of military force, that Rana Amar Singh (son and successor to Pratap) was left with no option but to surrender and sign a treaty with the Mughals. Eventually, Amar Singh did accept Mughal overlordship and became a Mughal vassal. He paid personal obeisance to prince Khurram and dispatched his son, prince Karan to Ajmer in order to present himself in the court of the Emperor[52].

Thus, it is now clear that prince Karan's arrival at the court in Ajmer and his appointment with Jahangir was an anxiously anticipated encounter. It was meant to be a grand courtly ritual, which would mark the termination of a century old political contest and culminate in complete subjugation of Mewar. Khurram had also advised Jahangir to show utmost leniency towards the Mewar embassy and readily accept those provisions of the to-be-signed peace-treaty, which were forwarded by Mewar and were directly related to their exalted sense of honor and pride[53]. Jahangir had made all preparations to ensure amicable settlement of this issue because the prize in the offering was too grand to be allowed to slip away. In one stroke, he would accomplish securing the servitude of the most prestigious

50 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 144.

51 *Satish Chandra*, Medieval India, Vol. II, New Delhi 2003, 119–124.

52 Also see, *S.A.A. Rizvi,* The Wonder that was India, Vol II: A Survey of the History and Culture of the Indian Sub-Continent from the Coming of the Muslims to the British Conquest 1200–1700, London 2005, 107. *Satish Chandra*, Medieval India (fn. 51), 122.

53 *Jahangir*, Jahangirnama (fn. 41), 164.

and glorious of the ancient kingdoms of North India, which was once the most formidable opponent of Mughal rule.

We now return to Roe's narrative. He records that Karan was ushered into the court with 'much ceremony'[54]. If we believe Roe's account, then it seems that Karan performed a *sijda* before the Emperor because he informs that Karan kneeled three times and touched his head on the ground once. After performing the *sijda*[55], the prince was ushered into the inner railing, the most exclusive quarter of the court, which could be occupied only by the Emperor and the royal princes. Thereafter, Jahangir embraced the young lad by his head, which appears to be a very paternal and cordial gesture[56].

Jahangir informs us in his autobiography that Karan was obliged to perfom the *kornish* and prostration[57]. According to Jahangir, Karan was ordered to stand in the foremost line of the courtiers and to the left of the *jharokha*. Thus, he remains silent on whether Karan was permitted to enter the inner railing or not. We bring into picture here the local Rajasthani sources. The study of these sources enables us to add another perspective to the same court ceremonial and power-hierarchy discussed above. It should be borne in mind that these Rajasthani sources are influenced by Rajput political culture and ethics, and so are representative of regional power aspirations. Precisely due to these reasons, they are silent on the details of the ritual of submission, which was followed before the monarch specially, the humiliating practice of performing the *kornish* or the *sijda*[58].

The first source tackled here is the *Muhta Nainsi ri khyat,* which is a seventeenth century history of Rajputana written by an aristocrat at the court of Marwar[59] named Nainsi Muhnot. Nainsi does mention the fact that prince Khurram brought prince Karan to the imperial court at Ajmer in the month of March, 1615[60]. However, very conveniently he gives a complete miss to describing the performance of any elaborate ritual. *Vir Vinod*, which is a nineteenth century exclusive history of the kingdom of Mewar written by its court-poet Shyamaldas gives a fairly exhaustive account of this period of final submission to Mughal power but he also stirs clear from mentioning the performance of any humbling court ritual[61]. Quite interest-

54 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 145.

55 *Abul Fazl*, Ain-i-Akbari, Vol. I, transl. by *H. Blochmann,* Calcutta 1873, 158–59, https://archive.org/details/in.ernet.dli.2015.32526 (7.03.2017). Abul Fazl states that there were three major forms of salutations in the court of Akbar: *kornish*, *tasleem* and *sijda*. When a man was obliged to place the palm of his right hand on his forehead and bend his head downwards, it was called *kornish*. The *sijda* was an act of complete prostration. It was a controversial form of salutation because Islam had reserved such a reverent submission only for Allah. It was prohibited to perform this ritual in salutation to any mortal human being.

56 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. I, 145.

57 *Jahangir*, Jahangirnama (fn. 41), 166.

58 *G.N. Sharma*, Mewar-Mughal Sambandh, Jaipur, 1976, 95. An illustrious historian of Rajasthan opines that it is improbable for either Amar Singh or Karan Singh to salute prince Khurram or Emperor Jahangir in full prostration.

59 Marwar corresponds with the state of Jodhpur, neighboring Mewar or Udaipur.

60 *Nainsi Muhnot*, Muhta Nainsi ri Khyat, Vol. I, ed. by *Badriprasad Sakaria*, Jodhpur 2006, 30.

61 *Kaviraja Shyamaldas Dadhvariya*, Vir Vinod, Vol. II, Jodhpur 2017, 238–252.

ingly, Shyamaldas quotes Sir Thomas Roe on several occasions. Both these sources purposely gloss over actual details of that interview between Karan and Jahangir because they wanted to minimize the loss of prestige to the Mewar household at this final hour of subjugation. In fact, Shyamaldas makes use of Roe's words to picture a political agreement between the Mughals and Mewar drawn on equal footing[62].

Thus, while Jahangir and Roe stress upon performance of *kornish* and *sijda*, the Rajasthani sources and Tod completely deny them. On a close look, it seems that Roe's account is more trustworthy. One of the proofs of this statement is the fact that in his text, Tod smartly mistranslates the passage from Tuzuk-I Jahangiri to his own interest[63]. He simply refuses to translate and pen down those lines from the Tuzuk, which explicitly mention performance of *kornish* and *sijda* by Karan. Tod was responsible for this because of his romantic eulogization of Rajputhood and the glory of the house of Mewar[64]. On the other hand, Roe was more detached in his remarks.

III. THE JESUITS[65]

The study of social and cultural aspects of the diplomatic narrative embedded in Roe's travelogue gets a more sophisticated treatment when we make an attempt to demarcate the Englishman's agency at the Mughal court in the teeth of Jesuit hostility. Roe's relationship with the Jesuits is layered and quite differentiated. The Jesuits had, since the 1560's developed ties with the Mughal court and so in this respect, Roe was facing a formidable opposition, which was well-trenched. The first Jesuit to visit the Mughal court when Akbar was the emperor was Gil Eanes Pereira who arrived at Fatehpur Sikri in March 1578[66]. In the same year, the first official Portuguese envoy from Goa, Antonio Cabral, reached the Mughal court. The first Jesuit mission arrived at Agra in February 1580 and was comprised of Rodolfo Acquaviva, Antonio Monserrate and Francisco Henriques. This mission, as is widely known, was

62 Ibid., 238–252.

63 *James Tod*, Annals (fn. 47), 288. Tod merely uses the phrase 'paid his respects' as translation for the exact line in Tuzuk-I Jahangiri / Jahangirnama where Jahangir describes the observance of *kornish* and *sijda* by Karan.

64 For more on this, see: *Lloyd I. Rudolf / Susanne Hoeber Rudolf*, Romanticism's Child. An Intellectual History of James Tod's Influence on Indian History and Historiography, New Delhi 2017.

65 The Jesuits started arriving in India during the late sixteenth and early seventeenth century as members of the newly formed Society of Jesus, which was in the vanguard of missionary activity particularly in Asia. For more on Jesuit history in India, read: *Pierre du Jarric*, Akbar and the Jesuits. An Account of the Jesuit Missions to the Court of Akbar by Father Pierre du Jarric S.J., *C.H. Payne (Trans. and Ed.),* New York and London 1926. *C.H. Payne* (Transl.), Jahangir and the Jesuits with an Account of the Travels of Benedict Goes and the Mission to Pegu, London 1930. *Gauvin Alexander Bailey*, The Indian Conquest of Catholic Art. The Mughals, the Jesuits and Imperial Mural Painting, in: Art Journal, Spring 1998, Vol. 57/1, The Reception of Christian Devotional Art, 24–30. *Edward Maclagan*, The Jesuits and the Great Mogul, New York 1932.

66 *Muzaffar Alam / Sanjay Subrahmanyam,* Frank Disputations. Catholics and Muslims in the court of Jahangir, 1608–11, in: The Indian Economic and Social History Review, 2009, Vol. 46/4, 457–511, 463.

highly successful, famous and well-documented[67]. The first mission ended in February 1583 when Acquaviva departed for Goa. At Akbar's behest, a second mission was dispatched to the Mughal court at Lahore in 1591 consisting of Duarte Leitao, Castilian, Cristobal de La Vega and Estevao Ribeiro. The third and the most well-known of the Jesuit mission was sent due to the pressure mounted by Akbar, once again desiring Jesuit presence at his court, as well as by the politically foresighted Viceroy of the Portuguese Estado da India, Albuquerque. This mission was headed by Jeronimo Xavier who was accompanied by Manuel Pinheiro and Bento de Gois. The third Jesuit mission lasted for a long time staying at Mughal court for almost two decades, till 1614 when Jeronimo Xavier left the Mughal court[68].

Roe faced quite an uphill task in terms of gaining a diplomatic success in teeth of Jesuit dominance at the Mughal court. According to the Jesuit memoirs, the Jesuits had come to assume a respectable and significant status in the Mughal court. They would invariably dominate the debates on religious matters conducted in the *Ibadatkhana*[69] established by Emperor Akbar since the 1580's[70]. The letters of Jeronimo Xavier also inform the reader about the heavy hand enjoyed by Jesuit priests in the arguments pertaining to dogmatics and the essence of truth in all major religions of the world. They maintained that throughout the course of such discussions, Jahangir was on the whole approving of their positions. Sanjay Subrahmanyam and Muzaffar Alam[71] point to the partiality of these claims by maintaining that Jesuit writings are susceptible to 'leaks' and gaps. One has to be very cautious in taking them in their face value. Citing Abdus Sattar ibn Qasim Lahauri's rare and recently published text known as, *Majalis-i Jahangiri*, the authors state that if one takes into account the version offered by Mughal chroniclers, like Sattar in this case, it is learnt that on most of the occasions the Jesuits were outwitted and humiliated in the debates[72].

According to Subrahmanyam and Alam, Mughal attitude towards the Jesuits fell in the broad category of Eastern curiosity and inquisitiveness regarding European culture and religion[73]. Many English officials complained of the Jesuit domination including William Hawkins and Nicholas Withington. However, as per the testimony of another English traveler Captain Robert Coverte, the court of Jahang-

67 Ibid., 465.

68 Ibid., 466.

69 *Ibaadatkhana* was a unique experiment initiated by Emperor Akbar. It was a house of worship more akin to a Debating Hall built by him at Fatehpur Sikri in 1575 CE in order to promote discussions on canonical literature and beliefs among religious scholars of different faiths. The setting up of this house was one of the important innovations of Akbar influenced by his personal spiritual experiences.

70 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 313. See Roe's description of *Ibadatkhana* and the debates therein.

71 *Muzaffar Alam, Sanjay Subrahmanyam,* Frank Disputations (fn. 16), 486.

72 Ibid., 479–480. For instance, the debate on the crucifixation of Jesus Christ.

73 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 308–319. Roe's account also supports this view partially. The stark contrast that he draws between Akbar and Jahangir's concessions and freedom granted to the Jesuits and their failure in achieving substantial conversion and propagation of Christian faith despite this benevolence appears to be the basis of the idea that the Jesuits were perceived to be innocuous. Their presence at the court was ornamental.

ir displayed religious tolerance to a commendable extent and received Christian subjects warmly because of the Mughal inclination to learn more about their world and customs[74]. This behavioral inclination displayed on occasions of reception of European emissaries and other related curiosities reflects the Indian attitude towards the *firanghis* as they were referred to in the Mughal court. The point to be noted here is that Sir Thomas Roe was fully acquainted with this attitude. At the same time, he was busy making astute observations regarding the genuineness of Mughal reception and perception of the Europeans[75].

This brings us to an important dimension of this discourse, i.e. the perception of Europe and Europeans prevalent in South Asia. In the seventeenth century, there were hardly any textual references to *firanghis*, which shed ample light on the authentic background or historical perception of the Europeans. Ab'ul Qasim Firishta makes one of the first ever mention of the Portuguese in his text *Gulshan-i Ibrahimi.* Reference to the Portuguese is also found in the sixteenth century text *Tuhfat al-Mujahidin fi ba'z Ahwal al-Burtukaliyyin* by Shaikh Zain al-Din Ma'bari, though this reference is not extensive in the sense of describing the origin and background of the Portuguese or their country, Portugal[76]. Zain al-Din's description focuses on the geo-politics of Portuguese expansion along the western sea-coast of India explicitly describing their cruel, violent and oppressive religious persecution of the Arab and Syrian Muslims. Several other accounts and textual references in South Asia then, refer to the colonial expansion and high-handedness of the Portuguese highlighting their acts of deceit, treachery, cruelty against non-adherents of their faith and ruthless and unscrupulous opportunism. Apparently, the initial perceptions of Europeans were formulated against the backdrop of their violent and volatile behavior along the coastal fringes of the empire.

Another typical perception of the Europeans in the Mughal court was that of a notion of wonder, calibrated with that of mistrust. The highly fascinating account of the first use of tobacco by Emperor Akbar at his court on being presented a golden smoking pipe or *chilam* by one of his courtiers, Asd Beg Qazwini, fits the bill[77]. Despite these occasional references to the *firanghis* and the accompanying perception of their violent disposition, there is a dearth of evidences where we get a clear-cut description of the homeland of the Europeans[78].

European artifacts and other related material were, no doubt, present in the Mughal court since the time when the Jesuit fathers started visiting it[79]. A globe

74 *Muzaffar Alam, Sanjay Subrahmanyam,* Frank Disputations (fn. 16), 504–505.

75 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 314. A very intelligible observation made by Roe was that Jahangir was giving false hopes to the Jesuits regarding the possibilities of his conversion to Christianity.

76 *Sanjay Subrahmanyam*, Taking Stock of the Franks. South Asian views of Europeans and Europe, 1500–1800, in: The Indian Economic and Social History Review, 2005, Vol. 42/1, 72.

77 Ibid., 76.

78 Ibid., 77.

79 The Mughal elite courtly culture adopted Catholic art motifs and accommodated them in an adept manner so as to bolster the ideals of kingship propounded by Emperor Akbar. *Gauvin Alexander Bailey*, The Indian Conquest of Catholic Art (fn. 65), 24–30.

was presented to Jahangir and as a more than convincing proof, we have a portrait of his drawn by the painter Bichitr where he is shown holding a globe in one hand. In this globe, the names of Russia and Portugal are clearly readable and are marked legibly. Roe had also gifted Jahangir maps of the world[80] but to his dismay, the emperor returned them back after a few weeks. Terry corroborated this piece of information in his travelogue and added that the Mercator's latest edition of world maps captured the imagination and interest of the emperor only as long as he could ascertain where exactly did lie his own territories, i.e. Mughal geographical expanse was located in relation to the entire world[81]. The above mentioned and such other related instances enumerate the early perceptions about Europe, which germinated in South Asia. They were far more being detailed or even accurate, falling largely under the category of 'the exotic Occident'. Subrahmanyam points out, quite intelligibly, that in the memoirs of Jahangir, even at places where he is directly discussing the affairs of the Portuguese Viceroyalty of Goa, his enquiry and inquisitiveness do not go beyond the waters of the Indian Ocean and he makes no attempt to know or describe the political composition of the European nation[82].

IV. SELF-NARRATION IN ROE'S TRAVELOGUE

The voice of the 'self' in Roe's account lies embedded under the tone of his narrative. The strong self-image that he possessed, and which hinged on his aristocratic pedigree and diplomatic finesse bore an overwhelming influence on the production of knowledge in his work. However, while discoursing on several specific themes, his 'self' gets manifested. The perception of religion[83], religious practices and corroborating doxa as was found and observed in contemporary South Asia needs to be taken into account here. Several scholars have testified to the fact that religion appeared as one of the most important component of medieval and early modern self-writings holding true not only for the European texts but also for the texts belonging to West Asia, South and East Asia. As Siebenhüner and Church point out, "the preoccupation with belief is one of the most striking trans-cultural features of pre-modern autobiographical writings"[84].

80 *Sanjay Subrahmanyam*, Taking Stock of the Franks (fn. 76), 78. *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 413–414. *Ibid*., Vol. I, 63–64. Roe gifted maps to the Governor of Surat, Zulfiqar Khan also.

81 *Sanjay Subrahmanyam*, Taking Stock of the Franks (fn. 76), 78. *Edward Terry*, A Voyage to East India: Wherein Some Things are taken notice of, in our passage thither, But Many More in our abode there. Within that rich and spacious Empire of the Great Mogul, London 1777, (reprinted from the 1655 edition), 367, https://books.google.co.in/books?id=nnUIAAAAQAAJ&printsec=frontcover&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false (20.05.2017).

82 *Sanjay Subrahmanyam*, Taking Stock of the Franks (fn. 76), 78.

83 *John Watkins*, Toward a New Diplomatic History of Medieval and Early Modern Europe, in: Journal of Medieval and Early Modern Studies, 2008, Vol. 38/1, 1–14, 2. Watkins states that in particular periods of Middle Ages, religion dominated diplomatic theory overwhelmingly.

84 *Kim Siebenhüner, Sally Church*, Introduction Autobiographical Writings in Pre-Modern Europe and Asia. A Decentered Perspective, in: The Medieval History Journal, 2015, Vol. 18/2, 193–213, 203.

As is exemplified in several other European perceptions of South Asia in the early modern period, Roe was quite impressed with the relative religious liberality practiced in this part of the world. In a curious and fascinating account narrated by Roe, he informs his reader about the religious tolerance professed by Jahangir[85]. On occasion of an audience with the emperor in his private chamber or *Guzal Khana,* Roe mentions a statement given by Jahangir himself, which reiterated the freedom of faith as was prevalent in India. Probably, hinting to an exchange of thoughts quite similar to the famous *Ibadat Khana* debates on religious doctrines, Roe sets the background of this statement as a debate on the religious canons of the Jews, Christians and Mohammedans. Jahangir says to Roe intimately that people of various faiths, sects and creed are accorded cordial reception and full protection against any wrong doing. The veracity of this statement may appear rather questionable on a few accounts given that Jahangir was in an inebriated state, making merry and engaged in an intimate one-on-one conversation with Roe. However, all doubts are put to rest when we take into account a corroboration from a contemporary Mughal source, the *Majalis-i Jahangiri* written by Abdus Sattar ibn Qasim Lahauri[86]. Once in the court, Abdus Sattar recited the Holy Bible with such erudition and zest that Jahangir was led into questioning Sattar's adherence to faith? Showing apprehension regarding Sattar's fidelity to his faith, he ordered him to clarify his stand and take an oath. At the same time, he assured the author of complete impunity and protection from persecution even in the case of him embracing Christianity. In the words of Sattar, Jahangir then called himself *mazhar-i kull* or the Universal Manifestation and thus, entrusted himself with the task of showering benevolent patrimony on all 'God's slaves'

The most exhaustive description about the religious atmosphere prevailing in the Mughal Empire by Roe is provided by him in his long letter to the Archbishop of Canterbury[87]. This was his third[88] letter to the Archbishop and the main agenda of it was to acquaint the recipient with the 'purpose of the Church'[89] in India. Roe informs a larger European audience by means of the archbishop about the disorganized state of religion in India. In Roe's perception, not only the 'Gentilles' or the Hindus were viewed as barbaric, pagan and heterodox but the Mohammedans were also portrayed as adherents to a form of Islam, which was not puritanical. While talking about the Muslims, he refers to the Sunnis, the Shias and the various Sufi orders and sects, which originated in the course of time within the broad contours of Islam. He informs that these had their own *sharifs*, *mullahs*, mosques (*dargahs* and *khanqahs*) and various different customs and ceremonies.

85 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 382.

86 *Muzaffar Alam, Sanjay Subrahmanyam,* Frank Disputations (fn. 16), 492. One can find such observations in several other European travelogues dealing with India. For instance, *Edward Grey* (Ed.), The Travels Of Pietro Della Valle, New Delhi 1991, 69.

87 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 308.

88 The first letter is available in the first volume of Roe's account while according to Foster, the copy of the second letter could not be procured.

89 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 311. The description of the religious atmosphere in Mughal India stretches from page 311 to 319.

His description of the Hindus is more exotic as it notes their obeisance to river Ganges, the cow and other animals and religious practices based on non-violence and austerity with wonder and fascination. Roe's tone is highly polemical when he clubs mainstream Hindu religion and its idolatry together with folk religion and superstitious practices[90].

His narrative is then changed dramatically with the entry of Akbar and the monarch is shown in good light, being hailed as a spiritual and 'inquisitive' emperor. The cordial reception of the third Jesuit mission under Jeronimo Xavier by Akbar is mentioned and Roe falls short of words in praising the benevolence showered by Akbar on the Jesuits by virtue of which they had established their church in Agra and were granted the honor and privilege to carry on their missionary activities in India without any curtailment.

Roe's entire account here is more in tandem with the underlying theme of the Jesuit sources. The English diplomat is relaying back to his home continent raw material for the future 'civilizing the savage' colonial attitude. Faith in the Orient is shown to be perverse, decadent and disorganized. Despite praising Akbar for his religious experiments and cordial reception of the Jesuits, he adds that the true adherence of the monarch to Islam is questionable since he practices a few non-Islamic customs and ceremonies. This skewed analysis is further extended to Jahangir who is informed to be not circumcised and is claimed to have been 'bread up with no religion at all', thus being 'an atheist'. Jahangir is reported to be a man of convoluted disposition. Roe also makes the mistake of ascribing the foundation of *Din-i-ilahi* to Jahangir instead of Akbar. Imperial benevolence and reverence extended to the Christian faith in general and to all Christians in particular, in the royal court under Jahangir is lauded and blown out of proportion. In short, India is portrayed as a land fertile for missionary activities and for propagating Christianity[91]. In the following lines of the letter, Roe astutely highlights the subsequent failures of the Jesuits in achieving genuine and long-lasting converts. Even the royal Mughal princes who had been baptized on the order of Jahangir had reverted back to their parent faith due to mishandling of affairs. He lambasts the Jesuits for their false claims to glory that they made on account of the self-reported success of their missionary activities in India.

In the final section of the letter, Roe recites a miraculous story of the 'divine ape'[92]. The story recounts how a tamed monkey brought to the Mughal court by a juggler astounded not only the emperor but all those who were present in the audience by its magical feat. The miracle performed by the monkey is used as a pretext for the claims to superiority accredited to Christian faith. Though the author tries

90 *Iver B. Neumann*, Euro-centric diplomacy: Challenging but manageable, in: European Journal of International Relations, 2011, Vol. 18/2, 299–321, 311. Here, Roe is making a partial recourse to the 'myths of kinship and religion'.

91 *Thomas Roe*, The Embassy (fn. 2), Vol. II, 313. In the letter, while speaking about the initiation of Jesuit church by Akbar, Roe's comment that, "[h]ere was a faire beginninge, a forward spring of a leane and barren harvest", is indicative of his inclination towards sowing the seeds of propagation of Christianity and reaping its harvest.

92 *Edward Terry*, A Voyage to East India (fn. 81), 383–387.

really hard to establish the objectivity of this event and testifies its veracity against the fact that it was observed by all and sundry and that the story can be corroborated from different versions, yet one can discern the underplay of religious and cultural subordination.

V. CONCLUSION

Looking at the account of Roe's embassy from an Asian perspective, we get glimpses into incipient transcultural relations between the West and the East. Roe's diplomacy, in itself, is a testimony to the Asian-centric power relations between Mughals and Early Europeans visiting the subcontinent. Thus, the personhood of Roe is evident from the study of his art of diplomacy and corresponding observations on religious conditions prevailing in South Asia during the tenure of his embassy. The embassy reached the Indian shore under burden of several debilitating factors. It is established beyond doubt that, apart from further factors involved, Roe's labor and perseverant diplomacy earned him what his predecessors could not achieve. Looking beyond the judgmental categories of heroic success and abject failure, we need to look at the specificities of the environment in which Roe operated. Roe knew that Europeans were novelties at the Mughal court yet he himself chose to raise his candidature above this benchmark. His appraisal of English victories against the Portuguese at sea to Jahangir hints at his evaluation of Mughal expediency vis-à-vis global maritime politics[93]. The performative aspect of his embassy was commendable and his deft participation in Mughal diplomatic ceremonial secured him easy access and mobility in the power corridors. Even if we assume that Roe's self-testimony was largely aimed at an audience back home, we cannot deny a few outstanding qualities of his diplomatic personhood- firm resolution and perseverance being a few of them.

By bringing in the study of vernacular sources, we are able to indulge in a comparative analysis of Roe's narrative and also engage in underlining transcultural contacts forged over the *longue durée*. The most astounding aspect of this study has been the discovery of a strong resonance of Roe's narrative in a vernacular history of immense significance, the *Vir Vinod*. Quotations of Roe in this significant work of modern India, written almost two and a half centuries after his arrival, bespeaks volumes about cultural ties between Europe and Asia in the 'New World'. It is fascinating to observe how European diplomatic discourse was mobilized for reconstructing local histories.

With regards to the discourse on religion, the orientation of the text is uncontestably occidental but here also, Roe's personage gets highlighted in his astute observations such as Jahangir's evasion of any possibilities of his conversion and other similar inferences. The obstacles created in the way of Roe's diplomatic ambition by the Jesuits was countered by an equilibrated appraisal of religious conditions in

93 *G.V. Scammell*, England, Portugal and the Estado da India c. 1500–1635, in: Modern Asian Studies, 1982, Vol. 16/2, 177–192, 189–190.

contemporary India (both at court and among the masses) and by exposing the falsity of high-sounding Jesuit entitlements. His diplomatic perceptiveness enabled him to differentiate between politico-diplomatic expediency on one hand and European enchantment on the other. At many instances, Roe makes monumental follies also in his descriptions but in our quest to reach his inner personality we can afford to sideline them.

II ERZÄHLEN

Byzantinisches Krisenmanagement und Osmanische Expansion. Verhandlungsstrategien nach der Einnahme Konstantinopels 1453 im Geschichtswerk des Kritobulos von Imbros

Rike Szill

Die ἅλωσις τῆς Κωνσταντινούπολης, die *Eroberung Konstantinopels*, am 29. Mai 1453 markierte sowohl das Ende des Byzantinischen Reiches[1] als auch die letztlich erfolgreiche Umsetzung der langjährigen Expansionspläne Sultan Mehmets II. Mit diesem Erfolg hatte er nicht nur die militärische Schlagkraft der Osmanen unter Beweis gestellt, sondern sie auch für die folgenden Jahrhunderte als wichtiger Akteur des Mittelmeerraumes etabliert.[2] Für die Byzantiner bedeutete die Einnahme der einstigen Νέα Ῥώμη, des *Neuen Roms*, jedoch eine tiefgreifende Sinnkrise: Diese bezog gerade aus der Assoziation mit dem Untergang des letzten der vier Weltreiche gemäß der Traumdeutung des alttestamentlichen Propheten Daniel (Kap. 2 und 7) und der sich zu bewahrheitenden Endzeitvorstellungen ihre Brisanz. Zugleich eröffnete sich dadurch ein produktiv wie innovativ nutzbares ‚Vakuum' zur individuellen wie kollektiven Kompensation und Sinnstiftung des Ereignisses – immerhin hatten sich bislang etablierte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster hier als unzureichend erwiesen.[3]

Unter den zahlreichen Überlieferungen[4] scheint für die in diesem Sammelband formulierten Fragestellungen eine Untersuchung der spätbyzantinischen Historio-

1 Eine ausführlichere Untersuchung des dazugehörigen Quellenkorpus nehme ich derzeit im Rahmen meines sich in Bearbeitung befindenden Dissertationsprojektes vor.

2 Einführend immer noch *Steven Runciman*, The Fall of Constantinople, Cambridge u. a. 1965. *Franz Babinger*, Mehmet der Eroberer und seine Zeit. Weltenerstürmer einer Zeitenwende, München 1959.

3 Dazu *Juliane Schiel*, Mongolensturm und Fall Konstantinopels. Dominikanische Erzählungen im diachronen Vergleich (=Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, 19), Berlin 2011, bes. 11–17.

4 Für eine detaillierte Auflistung aller überlieferten Berichte vgl. immer noch die Anthologien von *Agostino Pertusi* (Hrsg.), La Caduta di Costantinopoli (=Scrittori greci e latini), 2 Bde., Mailand ³1997. *John R. Melville-Jones* (Hrsg.), The Siege of Constantinople. Seven Contemporary Accounts, Amsterdam 1972. Zuletzt *Vincent Déroche* u. a. (Hrsg.), Constantinople 1453. Des Byzantins aux Ottomans. Textes et Documents (=Collection Famagouste), Toulouse 2016. Zum Forschungsstand exklusive der französischen Anthologie *Nevra Necipoğlu*, Byzantium between the Ottomans and the Latins. Politics and Society in the Late Empire, Cambridge 2009, 8–17. *Marios Philippides, Walter K. Hanak* (Hrsg.), The Siege and the Fall of Constantinople in 1453. Historiography, Topography, and Military Studies, Farnham 2011, 3–91.

graphen aus verschiedenen Gründen interessant: So waren diese Autoren[5] allesamt Zeit-, wenn nicht gar Augenzeugen des Geschehens und zeichneten trotz ihrer Perspektivgebundenheit als unmittelbar Betroffene ein bisweilen überraschend differenziertes Bild der historischen Abläufe.[6] Ferner trat jeder von ihnen laut Eigenaussage mit der osmanischen Führungsschicht in Kontakt: Am ausführlichsten erweisen sich darunter die Schilderungen des spätbyzantinischen Historiographen Kritobulos von Imbros (*1400–1410; † nach 1468)[7] in seiner fünfbändigen Ξυγγραφὴ ἱστορίων, dem *Geschichtswerk*. Darin berichtet er von seinem politischen Taktieren nach der unmittelbaren Einnahme der byzantinischen Hauptstadt und in der Folgezeit: So habe er einen drohenden Angriff der osmanischen Flotte verhindert (Krit. I 75), 1457 erfolgreich mit der päpstlichen Flotte verhandelt (II 23) und die Rückgabe der Inseln der nördlichen Ägäis vom Sultan in die Selbstverwaltung (III 15) initiiert. Dabei zeichnen sich seine Darstellungen vor allem dadurch aus, dass Kritobulos sich nie als persönlicher Teilnehmer der Gesandtschaften inszeniert, sondern diese vielmehr in ihrem Austausch mit den Osmanen von Imbros aus aktiv koordiniert.

Dementsprechend möchte der vorliegende Aufsatz[8] einen Beitrag zu den bislang erforschten Aushandlungsprozessen[9] zwischen dem (post-)byzantinischen Reich und den Osmanen leisten. Dabei sollen die (Selbst-)Inszenierungen und Handlungsmuster des Kritobulos anhand von Parallelstellen aus der zeitgenössischen Überlieferung analysiert und diskutiert werden, um das *movens* seines politischen Changierens genauer konturieren und im Rahmen der Übergangsphase von der byzantinischen zur osmanischen Vormachtstellung im östlichen Mittelmeerraum verorten zu können. Dazu wird zuerst die *aktive* Rolle des Kritobulos bei der diplomatischen Abwehr des drohenden osmanischen Flottenmanövers im Sommer 1453 untersucht, im Anschluss gilt das Interesse seiner Position als *Koordinator* der von ihm bezeugten Interessensvertretungen. Hierzu seien vorab zwei methodische Anmerkungen zum Status des Byzantinischen Reiches innerhalb der

5 Allgemein zu den Autoren und ihren Werken vgl. *Gyula Moravcsik*, Byzantinoturcica I. Die Byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker, Berlin [2]1958. *Herbert Hunger*, Die hochsprachlich profane Literatur der Byzantiner. Erster Band: Philosophie – Rhetorik – Epistolographie – Geschichtsschreibung – Geographie (=Handbuch der Altertumswissenschaft, 12: Byzantinisches Handbuch, 5) München 1978, 494–499, mit jeweils weiterführender Literatur.

6 Dazu *Diether Roderich Reinsch*, Mehmed der Eroberer in der Darstellung der zeitgenössischen byzantinischen Geschichtsschreiber, in: *Neslihan Asutay-Effenberger / Ulrich Rehm* (Hrsg.), Sultan Mehmet II. – Eroberer Konstantinopels – Patron der Künste, Köln / Weimar / Wien 2009, 15–30.

7 *Moravcsik*, Byzantinoturcica (Anm. 5), 432–435. *Hunger*, Literatur (Anm. 5), 503. Eine Edition bietet *Diether Roderich Reinsch*, Critobuli Imbriotae Historia (=Corpus Fontium Historiae Byzantinae, 22), Berlin 1982. Dazu *Ders.*, Mehmet II. erobert Konstantinopel. Die ersten Regierungsjahre des Sultans Mehmet Fatih, des Eroberers von Konstantinopel 1453. Das Geschichtswerk des Kritobulos von Imbros (=Byzantinische Geschichtsschreiber, 17), Graz / Wien / Köln 1986. Für eine genauere Rekonstruktion der Lebensdaten vgl. *Dens.*, Critobuli, 72*.

8 Der vorliegende Beitrag verwendet die in den Fußnoten genannten Editionen und formuliert jeweils einen eigenen Übersetzungsvorschlag.

9 *Adam Hellebuyck*, Foreign Relations and the End of Byzantium. The Use of Personal Diplomacy during the Reign of Constantinte XI Palaiologos (1448–1453), Michigan 2006. *Cecily J. Hilsdale*, Byzantine Art and Diplomacy in an Age of Decline, Cambridge u. a. 2014.

Diplomatieforschung einerseits und zum Wert von historiographischen Werken (des Mittelalters) als Selbstzeugnisse andererseits getroffen.

So stellt nach allgemeiner Auffassung das Byzantinische Reich aufgrund seines universalen, über dessen politische Blütephase hinausreichenden Herrschaftsanspruchs und seines allmählich gewachsenen Vernetzungsgrades im gesamten Mittelmeerraum vor allem für das Spätmittelalter einen Sonderfall dar.[10] In diesem Sinne ist es ein weiteres Anliegen des Beitrags, sich von der recht verbreiteten Tendenz zu lösen, die den Verzicht auf eine eingehendere Untersuchung der diplomatischen Kontakte im und mit dem Osten neben der Problematik der Quellensprache meist durch einen ‚byzantinischen Sonderweg' entschuldigt. Dabei sind die Konzepte von ‚Diplomatie' in der Neueren Kulturgeschichte der Diplomatie doch bewusst sehr offen gehalten und lassen eine Übertragung in den byzantinischen Raum zu: Erst kürzlich haben Hillard von Thiessen und Christian Windler noch auf die prinzipielle Wandelbarkeit politischer Wahrnehmungs- und Handlungsrahmen hingewiesen. Ihnen zufolge gehöre es gerade im interkulturellen Austausch „zu den zentralen Herausforderungen von Diplomatie […], zwischen Herrschaftsverbänden zu vermitteln, die unterschiedliche normative Vorstellungen repräsentieren."[11] Was letztlich als ‚Diplomatie', ‚diplomatisches Handeln' oder ‚Aushandlungsprozess' aufgefasst werden kann, „ist einem dauerhaften Wandlungsprozess unterworfen."[12] Insofern gilt es zu zeigen, dass sich inmitten der „Krisensituation der abendländischen Christenheit"[13] die von Kritobulos überlieferten Tätigkeiten *gerade nicht* durch übergeordnete Steuerungsmechanismen des politischen Raumes auszeichnen, sondern vielmehr mit Blick auf die Annäherung und Auslotung eines neuen Herrschaftsverhältnisses konzipiert werden.

Gleichwohl sieht man sich bei den spätbyzantinischen Historiographien mit einem Textkorpus konfrontiert, das aufgrund der deutlichen Orientierung ihrer

10 Dazu *Claudia Märtl, Claudia Zey*, Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie? Einleitung, in: *Dies.* (Hrsg.), Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie. Zum geistlichen und weltlichen Gesandtschaftswesen vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, Zürich 2008, Einleitung, 15f., mit weiterführender Literatur. Für die diplomatischen Kontakte des Byzantinischen Reiches im Spätmittelalter *Klaus-Peter Matschke*, Von der Diplomatie des Überflusses zur Diplomatie des Mangels. Byzantinische Diplomaten auf der Suche nach westlicher Hilfe gegen die Türken am Vorabend des Falls von Konstantinopel, in: *Rainer C. Schwinges / Klaus Wriedt* (Hrsg.), Gesandtschafts- und Botenwesen (=Vorträge und Forschungen, 60), Ostfildern 2003, 87–133. *Nicolas Oikonomides*, Byzantine Diplomacy, A.D. 1204–1453. Means and Ends, in: *Jonathan Shepard / Simon Franklin* (Hrsg.), Byzantine Diplomacy. Papers from the Twenty-fourth Spring Symposium of Byzantine Studies, Cambridge, March 1990 (=Society for the Promotion of Byzantine Studies, 1), Aldershot u. a. 1992, 73–88.

11 *Hillard von Thiessen, Christian Windler*, Einleitung. Außenbeziehungen in akteurszentrierter Perspektive, in: *Dies.* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1) Köln / Weimar / Wien 2010, 1–12, 9.

12 *Joachim Scholtyseck, Thomas Freiberger*, Diplomatie, in: *Ludger Kühnhardt / Tilman Mayer* (Hrsg.), Bonner Enzyklopädie der Globalität, Heidelberg 2017, 1101.

13 *Peter Johanek*, Zusammenfassung, in: *Rainer C. Schwinges / Klaus Wiedt* (Hrsg.), Gesandtschafts- und Botenwesen im spätmittelalterlichen Europa (=Vorträge und Forschungen, 60), Ostfildern 2003, 368 (auch für das Folgende). *Märtl, Zey*, Einleitung (Anm. 10), 13f.

Verfasser an den literarischen Traditionen der klassischen Antike[14] weniger einer eigenständigen Quellengruppe von ‚Selbstzeugnissen' zugerechnet werden kann, da sich ihre Selbstreferenzialität nicht auf den gesamten Quellentext bezieht. Gleichwohl ist eine konsequent ausformulierte Ich-Form auch nicht zwingend notwendig, um eine Selbstthematisierung zu gewährleisten – bereits die Verwendung von Personal- oder Possessivpronomina sowie die Nennung des eigenen Namens kann als Selbstzeugnis gewertet werden. Im Umkehrschluss wird jedoch nicht alles, was als Selbstzeugnis interpretierbar ist, vom Autor auch als solches deklariert. Mithin setzt eine Bewertung historiographischer Textstellen als ‚Selbstzeugnisse' eine sorgfältige Prüfung der Erzählerinstanz voraus: Eine Identifikation des Verfassers mit der erzählten Ich-Figur kann erst dann als gesichert gelten, wenn die Rolle des literarischen Ichs mit derjenigen des Autors zusammenfällt und nicht durch eine Erzähler*figur* als Zwischeninstanz ersetzt wird. So erlaubt es diese Herangehensweise, „Texten, denen nach Typ und historischen Verwendungen andere Funktionen […] zugekommen sind […], den Aspekt eines Selbstzeugnisses oder die Lesart als ein solches beizulegen, ohne sie gänzlich zu vereinnahmen."[15] Wenn im vorliegenden Aufsatz demnach von ‚Selbstzeugnissen' gesprochen wird, so sind die untersuchten Textpassagen als „inserierte Selbstzeugnisse mit identifikatorischen Signalen" zu verstehen.

KRITOBULOS VON IMBROS. BIOGRAPHISCHE SONDIERUNGEN

Obwohl „das Bild, das uns Kritobulos von seinem politischen Handeln übermittelt, […] von Akten der Diplomatie [geprägt ist]",[16] hat der spätbyzantinische Geschichtsschreiber aufgrund diverser Textpassagen, die den osmanenkritischen Tenor der zeitgenössischen Quellen zu konterkarieren scheinen, ein äußerst negatives Forschungsurteil erfahren: Diese beziehen sich im Allgemeinen auf die positive(re)n Züge, mit denen der Eroberer Konstantinopels versehen wird, ein an ihn gerichtetes Widmungsschreiben sowie eine allzu starke Orientierung an den Vorbildern der antiken Historiographie.[17] Dementsprechend gilt Kritobulos

14 Dazu *Gyula Moravcsik*, Klassizismus in der byzantinischen Geschichtsschreibung, in: *Peter Wirth* (Hrsg.), Polychronion. Festschrift Franz Dölger zum 75. Geburtstag (Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit, 1), Heidelberg 1966, 366–377. *Herbert Hunger*, On the Imitation (ΜΙΜΗΣΙΣ) of Antiquity in Byzantine Literature, in: Dumbarton Oaks Papers 23/24 (1969/70), 15–38.

15 *Sabine Schmolinsky*, Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffe und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung (=Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, 4), Bochum 2012, 17. Das folgende Zitat, ebd., 146.

16 *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 88*.

17 Diese Aspekte können in diesem Rahmen nicht ausführlich erläutert werden. Kritisch dazu *Gerhard Emrich*, Michael Kritobulos, der byzantinische Geschichtsschreiber Mehmeds II., in: Materialia Turcica 1 (1975), 35–43. *Diether Roderich Reinsch*, Kritobulos of Imbros. Learned historian, Ottoman raya and Byzantine patriot, in: Recueil des travaux de l'institut d'études byzantines 40 (2003), 297–311. *Konstantinos Moustakas*, Byzantine ‚Visions' of the Ottoman Empire. Theories of Ottoman Legitimacy by Byzantine Scholars after the Fall of Constantinople, in: *Angeliki Lym-*

als euphemistischer Lobredner Mehmets II., als willfähriger Bediensteter der osmanischen Führungsschicht sowie als eigennütziger Opportunist, der sein persönliches Schicksal dem von Land und Leuten übergeordnet habe.[18] Gleichwohl rekurrieren Äußerungen dieser Art auffällig häufig auf eine Beurteilung der historischen Gestalt des Kritobulos selbst und setzen damit voraus, dass dieser nach der Initiation der Übergabe der nordägäischen Inseln tatsächlich als *osmanischer* Bediensteter und Inselgouverneur von Imbros agierte und nach der Einnahme der Insel durch die Venetianer 1466 als Sekretär Mehmets II. in Konstantinopel tätig war. Dennoch handelt es sich hierbei weniger um historische Fakten als um Interpretationen aus Editionen des 19. Jahrhunderts, die, obgleich sie z. T. jeglicher Argumentationsgrundlage entbehren, von der aktuellen Forschung unreflektiert übernommen worden sind.[19] Andere – wenngleich wichtige – Informationen fanden dagegen kaum bis gar keine Erwähnung: So blieb das Geschichtswerk einem öffentlichen Publikum bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hin unbekannt, bis dahin war ausschließlich das unedierte Autograph des Verfassers erhalten.[20] Abgesehen von den darin enthaltenen autobiographischen Passagen ist über Kritobulos bis auf einige kurze Referenzen in zeitgenössischen Briefen, die lediglich auf seinen Namen verweisen,[21] sowie einem von ihm verfassten Gedicht auf Augustinus und einem Gebet[22] nichts weiter bekannt. Mithin begünstigte diese Inkohärenz sowohl in Bezug auf den biographischen Werdegang des Kritobulos als auch auf die eher beiläufig erwähnten Verweise zur Rezeptionsgeschichte seines Werks nicht nur die Etablierung der genannten Bewertungsparadigmen. Sie erschwerten auch einen Zugang, neue Ansätze für eine textbasierte Analyse zu seiner historiographischen Überlieferung zu entwickeln. In Bezug auf den Lebenslauf des Verfassers kann somit äußerst wenig als gesichert gelten: Für die Zeit nach der Einnahme Konstantinopels beschränken sich diese belegbaren Informationen auf seine führende politische Position unter den Imbrioten[23] sowie auf die Übergabe der Inseln an sich.[24]

beropoulou (Hrsg.), Images of the Byzantine World. Visions, Messages, and Meanings. Studies presented to Leslie Brubaker, Farnham u. a. 2011, 215–229.

18 Dazu *Reinsch*, Mehmet in der Darstellung (Anm. 6). *Moustakas*, Byzantine Visions (Anm. 17), 217.

19 Ausführlich dazu *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 85*ff., auch für das Folgende.

20 *Mathieu de Bakker*, Explaining the End of an Empire. The Use of Ancient Greek Religious Views in Late Byzantine Historiography, in: Histos. Suppl. 4 (2015), 127–171, 129.

21 *Moravcsik*, Byzantinoturcica (Anm. 5), 432f. *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 75*ff., 81*ff.

22 Für eine Edition vgl. ebd., 12*–16*. Dazu weiter *Ders*., Mehmet in der Darstellung (Anm. 6), 17.

23 Kritobulos bezeichnet sich zum Werkauftakt als Κριτόβουλος ὁ Νησιώτης, τὰ πρῶτα τῶν Ἰμβριωτῶν (I 1, 1), als *der Inselbewohner Kritobulos, der höchste unter den Imbrioten*. Im Kontext seiner Verhandlungen mit den Osmanen stellt er sich als ὁ Ἰμβριώτης (I 75, 1 und III 14, 1), als *Imbriote*, vor, vgl. *Reinsch,* Critobuli (Anm. 7), 74*–78*.

24 Weniger detaillierte Informationen zur Übergabe der Inseln finden sich bei Dukas 43 und Chalk. VIII 25.

ZWISCHEN PRÄVENTION UND KAPITULATION. ‚SELBSTZEUGNISSE' IN DER ZEITGENÖSSISCHEN GESCHICHTSSCHREIBUNG IM KONTEXT DER EINNAHME KONSTANTINOPELS 1453

Macht- und Herrschaftswechsel geschehen weder zu einem bestimmten Zeitpunkt noch gehen sie allerorts gleichmäßig vonstatten. So war auch das territoriale Auseinanderbrechen des Byzantinischen Reiches von verschiedenen retardierenden Faktoren geprägt:[25] In deren Folge beschränkte sich sein früherer Einflussbereich zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf kaum mehr als einen „Rumpfstaat",[26] der neben Konstantinopel und seinem Hinterland lediglich kleinere Gebiete auf der Peloponnes, den Ägäischen Inseln und im nordöstlichen Anatolien umfasste. Ein politischer Ausgleich im Zuge der Osmanischen Expansion und damit nicht zuletzt die territoriale Zugehörigkeit einer Region wurde dabei zwar teils aus der Notwendigkeit heraus, teils in dem Streben nach einer vorteilhaften Position verhandelt, blieb aber in jedem Fall Aushandlungssache. Besonders eindrücklich wurde in den Quellen z. B. das Zustandekommen eines Vertrags zwischen Sultan Mehmet II. und den Bewohnern der genuesischen Handelsstadt Galata auf der gegenüberliegenden Seite des Goldenen Horns diskutiert, auf den im Folgenden noch wiederholt zurückzukommen sein wird.[27] Ob aufgrund fehlender Hilfskontingente aus der *christianitas*[28] oder der technischen, personellen und militärischen Überlegenheit des Gegners[29] – Konstantinopel wurde von den Osmanen nach fast zweimonatiger Belagerung eingenommen.

In diesen unmittelbaren ereignisgeschichtlichen Kontext fallen nun auch die Darstellungen des Kritobulos von Imbros. Dieser wählt für den Auftritt seines literarischen Ichs eine wohlbedachte Stelle: Ihm gehen die Einnahme und Plünderung Konstantinopels (I 54, 2–68, 3), der Übertritt Galatas (I 67, 1), eine pathos-beladene *laudatio funebris* auf die gefallene Stadt (I 68, 4–72) sowie die Darlegung der Pläne des Sultans für ihre Wiederbesiedlung (I 73 und 74) voran. Sodann wird von einer Gesandtschaft zu Mehmet II. berichtet, die im Auftrag des Kritobulos neben der

25 Zur politischen Geschichte der Spätbyzantinischen Periode *Peter Schreiner*, Byzanz 565–1453 (=Oldenbourg Grundriss der Geschichte, 22), München 2011. *Ralph-Johannes Lilie*, Byzanz. Geschichte des oströmischen Reiches (Beck'sche Reihe, 2085), München 1999.

26 *Schreiner*, Byzanz (Anm. 25), 160. *Ioannis Smarnakis*, Rethinking Roman Identity after the Fall (1453). Perceptions of ‚Romanitas' by Doukas and Sphrantzes, in: Byzantina Symmeikta 25 (2015), 211–234, 219, verwendet in diesem Kontext den Begriff „city-state".

27 Dazu *Kenneth Meyer Setton,* The Papacy and the Levant (1204–1571), Bd. 2: The Fifteenth Century (=Memoirs of the American Philosophical Society, 116), Philadelphia 1978, 134ff., mit weiterführender Literatur.

28 Für einen Überblick zu den zunehmenden byzantinischen Hilfegesuchen an die Herrscher der lateinischen Christenheit seit dem Regierungsantritt Murads II. 1421 vgl. *Franz Dölger*, Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565–1453. 5. Teil: Regesten von 1341–1453 (=Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit. Reihe A: Regesten), München / Berlin.

29 *Hanak, Philippides*, The Siege (Anm. 4). *Neslihan Asutay-Effenberger*, Mehmets Kanonenmeister Urban und sein Riesengeschütz vor der Landomauer von Konstantinopel (1453), in: *Dies., Ulrich Rehm*, Patron der Künste (Anm. 6), 211–226.

Übergabe von Geschenken die Auslieferung der Inseln Imbros, Lemnos und Thasos aushandeln sollte (I 75, 1 und 3). Im Gegensatz zu den kaiserlichen Beamten, die sich zum Erzählzeitpunkt noch auf Lemnos und Imbros befunden hätten, habe sich Kritobulos selbst dabei bewusst gegen eine Flucht in die südwestlichen Gebiete der Ägäis entschieden (I 75, 2) und den Großteil der Inselbewohner durch χρησταῖς ἐλπίσι (I 75, 3), durch *wohlbegründete Hoffnungen*, von dieser Auffassung überzeugt.

Auch Laonikos Chalkokondylas[30] berichtet in seinen wohl etwas später verfassten[31] Ἀποδείξεις ἱστορίων, den *Geschichtsdarstellungen*, in einer ganz ähnlichen Erzähllogik von der Reaktion der nordägäischen Inselbevölkerung auf die Einnahme Konstantinopels. Dabei lassen sich hinsichtlich der situativen Rahmenbedingungen zwar grundsätzliche Gemeinsamkeiten zu den Darstellungen bei Kritobulos feststellen: In beiden Versionen sehen sich die Einwohner der realen Gefahr eines osmanischen Angriffs ausgesetzt und diskutieren daraufhin den weiteren Verbleib auf den Inseln. Doch spricht Chalkokondylas hier lediglich davon, dass infolge der Ereignisse in Konstantinopel αἱ νῆσοι αἱ ἐν τῷ Αἰγαίῳ σχεδόν τι ξύμπασαι ὥρμηντο ἐς φυγήν (Chalk. VIII 25), *sich fast* [!] *alle Bewohner der Ägäis zur Flucht aufmachten*. Ähnliche Informationen lassen sich indirekt auch bei Kritobulos finden, da καὶ μέντοι γε καὶ ἀπέδρων τῶν Λημνίων ἐγγύς που διακόσιοι ἄνδρες σὺν γυναιξὶ καὶ τέκνοις (Krit. I 75, 2), *sich von den Lemniern* [!] *tatsächlich etwa 200 Männer mit ihren Frauen und Kindern* [zur Flucht] *aufmachten*. Wenn Kritobulos also behauptet, dass er die Imbrioten für einen weiteren Verbleib auf der Insel hätte gewinnen können, findet diese Darstellung in der Intensitätspartikel σχεδόν τι, *fast*, bei Chalkokondylas ihre implizite Bestätigung.

Im weiteren Handlungsverlauf lassen sich für beide Ausführungen durchaus Unterschiede feststellen: So wird zwar im Anschluss jeweils von Bemühungen um einen Ausgleich mit den Osmanen berichtet. Dabei überliefert Chalkokondylas allerdings ein Kapitulationsgesuch der Einwohner Galatas, während bei Kritobulos die Übergabe der nordägäischen Inseln verhandelt wird. Indes existiert kein Zeugnis, das dem von Kritobulos bezeugten Abkommen zwischen den Inselbewohnern und den Osmanen entspräche und mit dem man seine Darstellungen überprüfen könnte; überliefert ist jedoch ein kurz nach der Einnahme Konstantinopels geschlossener Vertrag der Galatenser mit Sultan Mehmet II., in dessen Rahmen erstere für sich vertragliche Immunität erwirkten:[32]

> *Ich, Großherr und Großemir Sultan Mehmet* [sc. II.] *Bey* […], *schwöre* […], *da die allgemeinen Bevollmächtigten von Galata würdige Vertreter zur Pforte meiner Herrschaft sandten* […][,] *sich meinem Reich unterwarfen und um meine Herrschaft baten*

30 Allgemein zu Autor und Werk *Moravcsik*, Byzantinoturcica (Anm. 5), 391–397. *Hunger*, Literatur (Anm. 5), 485–490, mit weiterführender Literatur.

31 Dazu *de Bakker*, Explaining the End (Anm. 20). *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 84*f.

32 Eine Edition bietet *Joseph von Hammer-Purgstall*, Werke. Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. 1 (=Veröffentlichungen der Hammer-Purgstall-Gesellschaft. Reihe A), Graz 1963, 675–677. Dazu *Melville-Jones*, The Siege (Anm. 4), 136f. *Setton*, Papacy (Anm. 27), 134ff. *Markus Rahn*, Die Entstehung des armenischen Patriarchats von Konstantinopel (=Studien zur Orientalischen Kirchengeschichte, 20), Hamburg 2002, 94–97.

> […]: *dass sie auch von nun an dieselben seien wie vorher und weiterhin, und dass ich sie wertschätze* [und] *verteidige* […].[33]

Da die genuesische Handelsstadt aufgrund ihrer Lage noch vor den Ägäischen Inseln einen unmittelbaren Angriff der osmanischen Flotte zu befürchten hatte, scheint diese Vertragsurkunde als zusätzliche Vergleichskomponente besonders gut geeignet, um die recht vagen Formulierungen zu den Aushandlungsprozessen bei Kritobulos zu präzisieren. In diesem Sinne soll im Folgenden ein kurzer Exkurs zu dem genannten Vertragsdokument vorgenommen werden.

(AUS)HANDLUNGS(VOR)BILDER?

Über das Zustandekommen des Abkommens liefern die zeitgenössischen Quellen verschiedene Versionen: Bischof Leonard von Chios zufolge hätten bereits einige Bewohner Galatas*, dum urbem captam vident, in fugam quasi amentes vertantur*,[34] „als sie die eroberte Stadt sahen, wie von Sinnen die Flucht ergriffen." Die Unterwerfung der Stadt sei demnach erst unter dem Eindruck der bereits herannahenden Osmanen von einem Teil der Galatenser initiiert worden, die *oratores terrore concussi* […] *ut claves offerant mittunt*[], „äußerst erschrocken Gesandte schickten, um die Schlüssel [der Stadt] zu übergeben." Diese Notwendigkeit betont auch der damalige Podestà[35] von Galata, Angelo Giovanni Lomellino, [n]*am* [se] *semper cognovi*[sse], *amisso Constantinopoli, amisso loco isto*,[36] „denn er habe immer gewusst: Ein Verlust Konstantinopels [bedeutet auch] den Verlust dieses Standortes [sc. Galatas]". Demgegenüber berichtet der sich zum Zeitpunkt der osmanischen Eroberung auf Lesbos aufhaltende Dukas,[37] dass die Bewohner

33 *Hammer-Purgstall*, Werke (Anm. 32), 675f.: Ἐγὼ ὁ μέγας Αὐθέντης, καὶ μέγας Ἀμυρᾶς Σουλτάνος ὁ Μεχμὲτ Μπέης […] [ὁ]μνύω […], [ἐ]πειδὴ ἔστειλαν οἱ καθολικοὶ Ἄρχοντες τοῦ Γαλατᾶ πρὸς τὴν Πόρταν τῆς Αὐθεντείας μου τοὺς τετιμημένους Ἄρχοντας […] καὶ ἐπροσκύνησαν τὴν Βασιλείαν μου, καὶ ἐδεήθησαν τῆς Αὐθεντείας μου […]· [Ο]ἱ αὐτοὶ ἀπὸ τοῦ νῦν καὶ ἔμπροσθεν, καὶ νὰ τοὺς ἔχω ἀκριβοὺς, καὶ νὰ τοὺς διαφεντεύω […].

34 *Pertusi*, La Caduta I (Anm. 4), 120–171, 168 (auch für das Folgende).

35 Der Begriff ‚Podestà' bezeichnet den alleinigen, auf ein halbes oder ganzes Jahr gewählten, meist von auswärts berufenen Amtsträger in den italienischen Stadtkommunen ab dem 12. Jahrhundert. Zum Amt und der Funktion des Podestà allgemein *Giorgio Chittolini*, Art. ‚Podestà', in: Lexikon des Mittelalters 7 (1995), 30–32. Dazu weiter *Ulrich Meier*, Kommunen, Stadtstaaten, Republiken. Gedanken zu Erscheinungsbild, Selbstverständnis und Außensicht italienischer Städte, in: *Kurt-Ulrich Jäschke / Christhard Schrenk* (Hrsg.), Was machte im Mittelalter zur Stadt? Selbstverständnis, Außensicht und Erscheinungsbilder mittelalterlicher Städte (=Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, 18), Heilbronn 2007, 67–89, bes. 71f. *Christoph Dartmann*, Schrift im Ritual. Der Amtseid des Podestà auf den geschlossenen Statutencodex der italienischen Stadtkommune, in: Zeitschrift für Historische Forschung 31/2 (2004), 169–204. Ausführlich auch *Ders.*, Politische Interaktion in der italienischen Stadtkommune (11.–14. Jahrhundert) (=Mittelalter-Forschungen, 36), Ostfildern 2012.

36 *Pertusi*, La Caduta I (Anm. 4), 39–51, 44.

37 Allgemein zu Autor und Werk *Moravcsik*, Byzantinoturcica (Anm. 5), 247–251. *Hunger*, Literatur (Anm. 5), 490–494, mit jeweils weiterführender Literatur.

Galatas bereits Ende April, also rund einen Monat *vor* der eigentlichen Einnahme Konstantinopels, eine Gesandtschaft zum osmanischen Sultan geschickt hätten, die ἀγγέλλοντες […] ἀκραιφνῆ φιλίαν καὶ ἀνανεοῦντες τὰ προγεγραμμένα ἐκτυπώματα (Dukas 38, 5), die ihm *ihre tiefe Freundschaft verkündeten und vorherige Verträge erneuerten*. Nach der Einnahme der Stadt berichtet er sodann ebenfalls von den Fluchtbestrebungen der Galatenser, von denen sie erst, als ihnen die bestehenden Verträge in Erinnerung gerufen werden, ablassen und die Schlüssel der Stadt übergeben (39, 30). Mit einigen Abweichungen überliefert diese Episode auch Laonikos Chalkokondylas: Ihm zufolge sei Mehmet II. einem galatensischen Bündnisgesuch allerdings *zuvor*gekommen, indem er nach der Einnahme Konstantinopels μηδενὶ ἐπιτρέψ[ων] ἐσβαίνειν ἐς τὰς ναῦς (Chalk. VIII 26), *niemanden* [von den Galatensern] *die Schiffe besteigen ließ*. In dieser Version habe der Podestà von Galata jedoch erst, ὡς ᾔσθετο τὸ Βυζάντιον ἑαλωκέναι (ebd.), *als er bemerkte, dass Konstantinopel gefallen war*, aus Angst vor einem osmanischen Angriff und der anschließenden Versklavung seiner Bewohner die Schlüssel der Stadt übergeben. Entgegen der Augenzeugenberichte Leonards von Chios und Angelo Lomellinos konstruieren die spätbyzantinischen Historiographen vielmehr einen Versuch der Bewohner Galatas, sich vor einem gewaltsamen Übergriff des osmanischen Sultans, οἷα καὶ Βυζάντιον ἔδρασε (ebd.), *wie er es auch bei Konstantinopel getan hatte*, zu schützen.

Bei allen Unterschieden im Handlungsablauf, der in diesem Rahmen nicht en détail erörtert werden kann, stimmen die Überlieferungen doch weitestgehend darin überein, dass sich der Podestà in dem Moment, als er bemerkte, dass Konstantinopel von den Osmanen eingenommen worden war, zum Wohl seiner Einwohner zur Übergabe der Stadt entschloss. Dabei zieht die Entscheidung jedoch jeweils unterschiedliche Konsequenzen nach sich: Selbst, wenn wie in den Augenzeugenberichten ein Teil der Bewohner bereits im Vorfeld geflohen sein sollte, standen mit dem Abschluss des Abkommens diejenigen, die sich noch in Galata aufhielten, unter dem Schutz des islamischen Kriegsrechts.[38] Hätten dagegen jedoch *nach* Übergabe der Stadt noch weitere Einwohner die Flucht ergriffen, wären die getroffenen Bestimmungen für nichtig erklärt worden.

Da die Quellenbelege für dieses Abkommen abgesehen von der Urkunde selbst ausschließlich zusammen mit der Nachricht über die Einnahme Konstantinopels überliefert sind, muss die Information über den Ausgleich Galatas mit Sultan Mehmet II. eine ebenso rasche Verbreitung gefunden haben wie die Kunde von der osmanischen Eroberung der Stadt selbst.[39] So überrascht es nicht, dass die zeitgenössische Bewertung einerseits überwiegend negativ ausfällt, andererseits jedoch

[38] Dazu *Diether Roderich Reinsch*, Reichsidee und Sprache nach der Halosis. Georgios Amiroutzis und Georgios Sphrantzes, in: *Sebastian Kolditz / Ralf C. Müller* (Hrsg.), Geschehenes und Geschriebenes. Studien zu Ehren von Günther S. Henrich und Klaus-Peter Matschke, Leipzig 2005, 329–355, 331.

[39] Chalk. VIII 25 verweist auf eine Verbreitung im Mittelmeerraum durch die Venetianer, die auf ihrer Rückreise auf Euböa Station gemacht hätten. In diesem Zuge habe die Kunde über die Einnahme Konstantinopels auch die Ägäischen Inseln erreicht. Ähnlich auch Dukas 39.

keine Differenzierung zwischen dem vertraglichen Ausgleich als solchem und dem charakterlichen Profil der Galatenser vorgenommen wird.[40]

Während sich die Augenzeugenberichte somit auf die Verwendung geläufiger Stigmata des Verrätertums beschränken, diskutieren die spätbyzantinischen Historiographen stattdessen die Erfolgsaussicht dieses Übereinkommens: Dabei schlussfolgert Dukas, dass εἷς τῶν δύο κατεγελᾶτο (Dukas 38, 5), dass *einer von beiden* [sc. Vertragspartnern] *getäuscht wurde*, da die Galatenser im Vertrauen auf frühere Vertragskonditionen, in der Erwartung eines baldigen Belagerungsabbruchs sowie aus Misstrauen gegenüber dem Sultan die Konstantinopolitaner insgeheim weiterhin unterstützt hätten und somit ihrerseits vertragsbrüchig geworden seien. Mehmet II. habe hingegen deren perfide Intention durchschaut und wohlwissend den Ausgang der Dinge abgewartet. Dementsprechend steht bei Dukas eher die triumphale Reaktion des osmanischen Sultans als die Unversehrtheit der Galatenser im Vordergrund, wenn jener die Schlüssel der Stadt περιχαρῶς ἔλαβε καὶ τούτους σὺν ἱλαροῖς λόγοις καὶ βλέμματι ἔπεμψεν (39, 30), *freudig in Empfang nahm und sie* [sc. die Galatenser] *mit heiteren Worten und heiterer Miene entließ*. Laonikos Chalkokondylas stimmt mit diesen Ausführungen überein, da auch er berichtet, dass die Einwohner von Galata erst, als sie entgegen der ausdrücklichen Anordnung Mehmets II. ihre Schiffe bestiegen, von den Osmanen unter der Führung des Zağanos gewaltsam zurückgehalten und z. T. getötet worden seien (Chalk. VIII 27). Unabhängig von der Handlungsnotwendigkeit und Intention der Galatenser seien deren Bemühungen um einen friedlichen Ausgleich mit den Osmanen somit aufgrund ihrer eigenen Verstöße gegen das islamische Kriegsrecht erfolglos geblieben.

‚WOHLBEGRÜNDETE HOFFNUNGEN'?

Einen anderen Ausgang präsentiert Kritobulos von Imbros: In einer kurzen Episode, die sich unmittelbar dem Vordringen der osmanischen Truppen in die Stadt Konstantinopel anschließt, berichtet er von dem

> *Übertritt Galatas zu Sultan Mehmet*[.]
> *Währenddessen näherten sich auch die Einwohner Galatas, als sie sahen, dass Konstantinopel bereits eingenommen war und geplündert wurde, unverzüglich einer Übereinkunft mit dem Sultan an, und zwar unter der Bedingung, dass ihnen kein Leid geschehe; und als sie die Tore öffneten, nahmen sie Zağanos mit seinem Heer auf und diese taten* [ihnen tatsächlich] *überhaupt kein Unrecht.*[41]

40 Der venezianische Schiffsarzt Nicolò Barbaro etikettiert die Galatenser z. B. in diesem Rahmen als *rebeli de la fede cristiana* und *cani traditori*, als „Widersacher des christlichen Glaubens" und „verräterische Hunde". Dazu *Pertusi*, La Caduta I (Anm. 4), 19f.

41 Krit. I 67: προσχώρησις τοῦ Γαλατᾶ τῷ βασιλεῖ [sc. Μεχεμέτει][.]Ἐν τούτῳ δὲ καὶ οἱ ἐν τῷ Γαλατᾷ, ὡς εἶδον τὴν Πόλιν ἐχομένην ἤδη καὶ διαρπαζομένην, εὐθὺς προσεχώρησαν ὁμολογίᾳ τῷ βασιλεῖ ἐπὶ τῷ μηδέν τι κακὸν παθεῖν· καὶ ἀνοίξαντες τὰς πύλας εἰσεδέχοντο τὸν Ζάγανον μετὰ τῆς στρατιᾶς καὶ αὐτοὶ οὐδὲν ὅλως ἠδίκηντο.

Diese Passage ist nicht nur aufgrund ihrer Einflechtung in den Handlungsverlauf, sondern auch aufgrund einiger inhaltlicher Details für einen erneuten Vergleich mit der Version bei Laonikos Chalkokondylas interessant: So beschreiben beide den Entschluss zur Übergabe der Stadt weniger als Reaktion auf die Einnahme Konstantinopels. Stattdessen betonen sie, dass dies unter dem Eindruck der Plünderung geschah. Beide berichten sodann von dem Heranrücken der osmanischen Truppen,[42] als deren Befehlshaber namentlich Zağanos Paşa genannt wird.[43] Beide überliefern ferner ein Ausgleichsgesuch seitens der Galatenser.

Im Unterschied zu dem ausführlicheren Bericht des Chalkokondylas evoziert Kritobulos jedoch eine andere Handlungslogik: Gerade aufgrund der Kürze dieser Textpassage wird hier die Verhandlungsposition der Galatenser gestärkt, die eine Annäherung an die Osmanen erst unter der Gewährleistung ihrer eigenen Unversehrtheit initiierten. Da die Einwohner Galatas demnach dazu in der Lage sind, überhaupt Bedingungen stellen zu *können*, werden sie bei Kritobulos als ebenbürtige Verhandlungspartner des osmanischen Sultans präsentiert.

Dass die Parallelüberlieferung dieser Variante mehrheitlich widerspricht und sie in Bezug auf die historischen Abläufe mindestens als unwahrscheinlich erscheinen lässt, mag angesichts der dargelegten Quellenlage zwar offensichtlich sein und gut zu den allgemeinen Vorbehalten der modernen Forschung passen, die die Glaubwürdigkeit des Kritobulos anzweifeln. Dennoch besitzt diese Darstellung entgegen den bisherigen Vorbehalten einen nicht zu unterschätzenden Quellenwert,[44] da er die Nachahmbarkeit des Vorgehens der Galatenser als (Aus-) Handlungsleitfaden produktiv diskutiert und in seinen persönlichen Mikrokosmos, die Ägäischen Inseln unter besonderer Berücksichtigung seiner Heimatinsel Imbros, sowohl inkludiert als auch auf sein eigenes Agieren hin ausrichtet.

Stellt man diese Ausführungen nochmals den Darstellungen des Laonikos Chalkokondylas gegenüber, so findet die Ausgangslage der Galatenser in der Version des Kritobulos ihre exakt gegenteilige Entsprechung: Während Mehmet II. bei Chalkokondylas dem Gesuch der Galatenser vorgreift, ist es bei Kritobulos sein literarisches Ich, welches die Verhandlungen einleitet. Während es bei jenem die Osmanen sind, die die Einwohner Galatas von der Flucht abgehalten hätten, reklamiert Kritobulos den Verbleib auf Imbros als persönlichen Erfolg. Während dem περιδεής (Chalk. VIII 26), dem *verängstigten* Podestà von Galata nur die Übergabe der Stadt geblieben sei, inszeniert sich Kritobulos als pragmatischer Koordinator, der einen Ausgleich mit den Osmanen erwirkt.

Da Chalkokondylas die konkreten Verhandlungsinhalte lediglich in einem knappen Resümee wiedergibt, der zufolge der Podestà Mehmet II. παρεδίδου τὴν πόλιν, ὡς αὐτῷ τε ἐπιτρέπουσι σφᾶς, ἀξιοῦντες πείθεσθαι τοῦ λοιποῦ αὐτῷ ὅ τι ἄν κελεύοι (ebd.), *die Stadt übergab, sodass sie* [sc. die Galatenser] *sich auf seine*

42 Zu den Truppenkontigenten *Runciman*, Constantinople (Anm. 2), 79f.

43 Zağanos Paşa nennt auch Dukas 39, 30.

44 *Runciman*, Constantinople (Anm. 2), 202. *Moravcsik*, Byzantinoturcica (Anm. 5), 433. *Neslihan Asutay-Effenberger*, Einleitung, in: *Dies., Rehm*, Patron der Künste (Anm. 6), 7–13, 7f. *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 78*.

[sc. des Sultans] *Seite stellten und ihm in Zukunft Gehorsam zusicherten*, gestaltet sich ein Vergleich der obigen Vertragsurkunde mit den Aushandlungsgegenständen bei Kritobulos umso interessanter: Wenn dieser von einer ξυνθήκ[η] berichtet, μὴ ἐπιπλευσεῖσθαι ταῖς νήσοις μηδὲ κακόν τι μηθὲν ταύταις ὅλως ἢ βουλεῦσαι ἢ πρᾶξαι (Krit. I 75, 3), einem *Vertrag, die Inseln nicht anzugreifen oder überhaupt irgendetwas Schlechtes gegen sie* [sc. die Inselbewohner der nördlichen Ägäis] *zu planen oder ihnen anzutun*, vertritt er in Anlehnung an die von ihm geschilderte Mentalität der Galatenser nicht nur eine selbstbewusste Verhandlungsposition. Ferner entsprechen diese Informationen durchaus gängigen Elementen von *dimma*-Verträgen, zu denen „die *Garantie* von Leben, Familie, Eigentum, Kirchengebäuden, Religionsausübung, Reisen, Handel und begrenzter politischer Selbstverwaltung, weiter die *Verbote* des Glockenläutens und Klangholzschlagens sowie des Kirchenneubaus und schließlich die *Forderung* der Kopfsteuer“[45] zählen. Zwar äußert sich der Verfasser weder hier noch an anderer Stelle explizit zu den Inhalten des getroffenen Abkommens. Unter dem Eindruck der Verwüstung und Plünderung Konstantinopels sowie mit Blick auf die weiteren, im Werk geschilderten Städteeroberungen dürften sie jedoch im Wesentlichen eine Garantie auf Leib, Leben und Eigentum umfasst haben.

Interessanterweise ist es also bei Kritobulos dessen literarisches Ich selbst, dem *die* zentrale Rolle in den Ausgleichsverhandlungen mit der osmanischen Führungsschicht zukommt. Dabei zeugen seine Erfolge vor allem von einer soliden Kenntnis des islamischen Kriegsrechts: So setzt die stark komprimierte Erzählstruktur über den Übertritt der Galatenser bereits *deren*, durch *Kritobulos* vermitteltes Wissen über islamische Rechtstraditionen voraus, denen zufolge sich kampflos ergebende Nicht-Muslime unter den Schutz der Bestimmung des *Vertrags von Umar* fallen.[46] Analog verhält es sich mit der programmatischen Aussage Mehmets II. während der Verhandlungen mit dem byzantinischen Kaiser Konstantin XI. vor Belagerungsbeginn: Dort rechtfertigt jener seine Expansion nach Europa damit, ἕκαστον δὲ τὰ ἴδια φυλάττειν καὶ βεβαιοῦν μηδαμοῦ τοὺς ἐνσπόνδους βλάπτοντα δίκαιόν τέ ἐστι καὶ ἀνεμέσητον καὶ πᾶσιν ἐφεῖται (I 8, 1), *dass es gerecht und untadelig ist und allen zugestanden wird, dass jeder sein Eigentum wahrt und sichert, ohne seine Vertragspartner zu schädigen.*

Insofern gewinnt auch die latente Andeutung, dass Kritobulos die Bevölkerung von Imbros durch *wohlbegründete Hoffnungen* von einem weiteren Verbleib auf der Insel habe überzeugen können, eine neue Qualität: Wenn dieser mehrfach seine Kenntnis des islamischen Kriegsrechts hervorhebt, betont er dadurch vor allem die Autorität, die er diesen Rechtstraditionen beimisst. Indes ist es für die vorliegende Erzähllogik unerheblich, ob Kritobulos über den Ausgang der Verhandlungen in

45 *Rahn,* Armenisches Patriarchat (Anm. 32), 97 (Hervorhebungen im Original).

46 *Mark R. Cohen*, What was the Pact of ʿUmar? A Literary-Historical Study, in: Jerusalem Studies in Arabic and Islam 23 (1999), 100–157. *Philipp I. Ackerman-Lieberman*, The Muhammadan Stipulations. Dhimmi Versions of the Pact of ʿUmar, in: *Arnold E. Franklin* u. a. (Hrsg.), Jews, Christians, and Muslims in Medieval and Early Modern Times. A Festschrift in Honor of Mark R. Cohen (=Christians and Jews in Muslim Societies, 2), Boston 2014, 197–206.

Galata tatsächlich informiert war und sich bewusst für eine ahistorische Wiedergabe entschieden hat, oder ob er im Falle eines noch ausstehenden Ergebnisses über den Ausgang überhaupt unterrichtet gewesen sein konnte. Dass Kritobulos jedoch als einzige historische Quelle das Vorhaben der Galatenser als *erfolgreich* überliefert, spricht im Rahmen seines Geschichtswerks nicht nur für eine Funktionalisierung islamischer Rechtstraditionen als autoritatives Argument, sondern auch für deren Inklusion in seine Überzeugungsstrategie in Form eines pragmatischen Arguments. Daher könnten ihm die Ausgleichsverhandlungen in Galata durchaus als taktischer Leitfaden gedient haben, dem zufolge er sowohl die Bevölkerung von Imbros als auch die Gesandtschaft an den osmanischen Sultan instruierte. Insofern wäre dem o. g. *dativus instrumentalis* (χρησταῖς ἐλπίσι) im Argumentationsstrang des Kritobulos eine gewisse Scheinkausalität zu attestieren: Mit dieser gelang es ihm, die Imbrioten zunächst in Anlehnung an die Traditionen des islamischen Kriegsrechts, dann durch sein Wissen um diverse Beispiele und Gegenbeispiele vorheriger Eroberungsfeldzüge der Osmanen sowie mit dem impliziten Verweis auf den erfolgreichen Ausgang der jüngst erfolgten oder sich noch im Prozess befindlichen Verhandlungen der Galatenser mit dem Sultan zu überzeugen. Diese Strategie antizipiert mithin einen Analogieschluss der Inselbevölkerung.

ERFOLG UND MISSERFOLG: TAKTIEREN, CHANGIEREN, AGIEREN

Auch über die weiteren Aushandlungsinhalte seiner Gesandtschaften scheint Kritobulos gut informiert und legt diese in den folgenden Passagen präzise dar: Dabei geht er der präsentierten Argumentationslogik folgend durchaus konsequent und pragmatisch vor, indem er behauptet, vor der eigentlichen Gesandtschaft zum osmanischen Sultan eine Geheimbotschaft an Hamza Bey, den Satrapen von Gallipoli, geschickt zu haben. Von diesem sei als Befehlshaber der gesamten osmanischen Flotte die unmittelbarste Gefahr zu erwarten gewesen. Durch einen Ausgleich mit Hamza scheint die territoriale Integrität der Inseln zwar sichergestellt und die *akute* Gefahr eines osmanischen Flottenangriffs abgewendet: Diese kehrt daraufhin nach Gallipoli zurück.

Das eigentliche Anliegen des Kritobulos wird jedoch erst im Rahmen einer zweiten Gesandtschaft an den Sultan ersichtlich, die in Begleitung des Bischofs von Imbros unter der Darbringung von Geschenken eine Beibehaltung der bisherigen Verwaltungsgliederung und Abgabenregelung erwirkt (I 75, 3). Interessanterweise liefert Kritobulos dieselben Informationen nach der Schilderung seines eigenen, von der Gesandtschaft kommunizierten Anliegens nochmals aus der Perspektive des osmanischen Sultans, was die Gültigkeit der Ordnung und den Erfolg der Verhandlungen unterstreicht: So habe Mehmet II. die ägäische Gesandtschaft δέχεται […] ἡμέρως καὶ παρέχει τὰ αἰτηθέντα καὶ δωρεῖται τὰς νήσους, καθὼς ἦσαν ἐν τῷ τοῦ βασιλέως καιρῷ τεταγμέναι (I 75, 4), *huldvoll empfangen, ihnen das Erbetene gewährt und die Inseln so übergeben, wie sie in der Regierungszeit des Kaisers* [sc. Konstantin XI.] *aufgeteilt waren*. Ähnlich wie bei der Übergabe Galatas werden

die Vertreter der Ägäischen Inseln dabei ebenfalls als selbstbewusste Akteure inszeniert, die erfolgreich mit dem Sultan auf Augenhöhe verhandeln. Erst im Anschluss daran ἠλευθερῶντο τοῦ […] κινδύνου αἱ νῆσοι (I 75, 5), *waren die Inselbewohner* […] *von der Gefahr befreit*. Mithin werden die Verhandlungen mit Hamza und Mehmet II. von zwei komplementären Zielen dominiert: Beim Satrapen steht die *kurzfristige* Abwendung eines drohenden militärischen Manövers gegen die Bevölkerung, beim Sultan eine *mittel- bis langfristige* Sicherung ihrer Lebensgewohnheiten im Vordergrund.

Indes gestaltet sich die Verhandlungskonstellation bei letzterem durch die Unterstützung von zwei weiteren Gesandtschaften aus Ainos und Mytilene (I 75, 4) als zusätzlich komplex: Diese Städte unterstanden der Herrschaft der genuesischen Familie der Gattilusi, die nicht zuletzt aufgrund ihrer engen Verbundenheit mit den Palaiologen noch mehrmals in Konflikt mit der osmanischen Territorialpolitik in der Ägäis treten sollte.[47] Durch deren Anwesenheit erhielt die Gesandtschaft des Kritobulos gerade von denjenigen Herrschern Unterstützung, denen Imbros und Lemnos bereits vor der Einnahme Konstantinopels unterstanden hatten und deren Zuständigkeitsbereich sie nun erneut zugeordnet werden sollten. Dabei erhalten sowohl die zweite Gesandtschaft als auch die Rolle des Kritobulos in ihr eine andere Qualität: Da die genuesischen Gesandten ihrerseits dieselbe Bitte an den Sultan wie die ägäischen Vertreter herantrugen, lässt sich letztlich nicht entscheiden, ob die Seriosität und der Erfolg dieser Gesandtschaftskonstellation auf das planmäßige Handeln des Kritobulos zurückzuführen sind oder aus dem genuesischen Personal resultierten. Dass deren zeitgleiches Erscheinen beim Sultan die Erfolgsaussichten ihrer Anliegen begünstigte, schien Kritobulos entgegengekommen zu sein: Ἔ]τυχον γὰρ τότε […] ἀποστείλα[ντες] […] πρέσβ[εις] (ebd.), *es traf sich nämlich, dass* [die Herrscher von Ainos und Mytilene] *zu dieser Zeit* [auch] *Gesandte* [zum Sultan] *schickten*.

Ähnliches lässt sich auch für andere, von Kritobulos initiierte Verhandlungen feststellen, beispielsweise im Rahmen des Erbfolgestreits um die Herrschaft von Ainos 1456 (II 11–12, 1 und 13). In diesem Kontext wird auch von einer Plünderung der Stadt infolge des Ungehorsams ihrer Bevölkerung berichtet (II 15, 3–4). Kritobulos sei dabei mehreren Forschungsansichten zufolge darauf zum osmanischen Inselgouverneur von Imbros ernannt worden.[48] In der Tat wird diesem auf Geheiß des Yunus-Beg, des Nachfolgers des Hamza, hin zeitweise die Herrschaft über Imbros zugewiesen (II 16, 2), jedoch kurze Zeit später wieder entzogen und dem einstigen Inselbesitzer Dorino Gattilusio übertragen. Nach dessen Diffamierung beim Sultan durch Yunus-Beg behält Mehmet II. die Inseln schließlich kampflos ein (II 16, 4). Insofern geht die Inselgruppe hier erst drei Jahre nach der Eroberung Konstantinopels in die osmanische Verwaltung über, und zwar nicht

47 *Anthony Lutrell*, John V's Daughters. A Palaiologan Puzzle, in: Dumbarton Oaks Papers 40 (1986), 103–112. Kritobulos bezeugt deren Belehnung mit Lesbos durch die Palaiologen ferner selbst in II 13, 1.

48 *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 79*. *Moravcsik*, Byzantinoturcica (Anm. 5), 433. *Hunger*, Literatur (Anm. 5), 499 mit jeweils weiterführender Literatur.

infolge militärischer Kampfhandlungen, sondern aufgrund von lokalpolitischen Machtdebatten. Dabei bleibt die politische Rolle des Kritobulos im Hinblick auf Verwaltungsfragen letztlich unklar. Schenkt man seinen Ausführungen Glauben, so schildert Kritobulos hier erstmals einen persönlichen Misserfolg.

Dieser soll offensichtlich im weiteren Handlungsverlauf ausgeglichen werden: Dort schildert Kritobulos, wie er 1457 durch geschicktes politisches Taktieren die Bestrebungen des Papstes Calixtus III. vereitelt habe, Imbros unter seine Herrschaft zu bringen. Dieser habe zuvor mit der päpstlichen Flotte unter der Führung des Kardinals Ludovico Trevisano die Kapitulation von Lemnos (II 23, 1) und die als besonders gewaltvoll geschilderte Einnahme von Thasos (II 23, 3–5) erreicht. In diesem Kontext bezeichnet sich Kritobulos in der Tat selbst einmalig als ἐπάρχων, als dortiger *Archon* (II 23, 7), was bislang als eindeutiger Hinweis auf dessen Agieren im osmanischen Dienst interpretiert wurde.[49] Allerdings entsprach sein Handeln in diesem Zusammenhang eher der Rolle eines politischen Ansprechpartners: Dabei sei es ihm gelungen, den päpstlichen Gesandten Kontos durch geschicktes Verhandeln von der formellen Durchführung seines Auftrags abzubringen und unvollendeter Dinge zur Abreise nach Rhodos zu bewegen (II 23, 8). In konsequenter Fortsetzung seiner Eigenempfehlung als politisch erfahrener Akteur wirbt Kritobulos somit auch an dieser Stelle für sich, wenn er von der Aushändigung eines diplomatischen Schreibens an Trevisano berichtet und damit eine deutlich auf seine Person zugeschnittene Zäsur zum Abschluss seines zweiten Buches setzt.

In III 14, 1 zeigt sich Kritobulos schließlich durch die Verwendung des Beinamens ὁ Ἰμβριώτης, *der Imbriote*, mehr seinen heimatlichen Wurzeln verbunden denn als ein im Dienste der Osmanen agierender Inselkommandant: Zwar sei er mit den Lemniern im Winter 1458/1459 in Verhandlungen zur Übergabe der Insel, die sich seit der Kapitulation gegenüber der päpstlichen Flotte unter italienischer Besetzung befand (II 23, 3), an den Sultan herangetreten. Doch ist diese Formulierung nicht zwingend auf das herrschaftspolitische Zugehörigkeitsgefühl des Kritobulos übertragbar: Dagegen sprechen sowohl weitere Passagen, die ihn als erfahrenen, vertrauenswürdigen und integren Verbündeten der Lemnier inszenieren, welcher ἦν […] αὐτοῖς ἐν τοῖς πρώτοις τῶν φίλων <ὁ> ἀνὴρ καὶ αὐτοὶ ἐπίστευον αὐτῷ τά γε τοιαῦτα, *einer ihrer engsten Freunde war und dem sie in solchen Angelegenheiten vertrauten* (III 14, 1), als auch dessen heimliches Übersetzen zur kastriotischen Festung auf Lemnos. Da die Kastrioten unter der politischen Führung von Skanderbeg in der Liga von Lezah ein Verteidigungsbündnis gegen die Osmanen eingegangen waren, wäre es Kritobulos als *osmanischem* Bediensteten nicht möglich gewesen, innerhalb einer heimlichen Gesandtschaft Einlass in die Festung zu erhalten. Vielmehr lässt dieses Vorgehen auf ein politisches Übereinkommen von Imbros mit Kritobulos als politischem Handlungsakteur, den Gattilusi auf Lesbos und Lemnos sowie dem osmanischen Opponenten Skanderbeg schließen: [E]ἰχε γὰρ πάντας

[49] *Karl Krumbacher*, Geschichte der byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches 527–1453 (=Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft, 9, Abt. 1), München [2]1958, 309f. *Hunger*, Literatur (Anm. 5), 499.

τούτους […] προκατεσκευασμένους τε καὶ ταὐτὰ συμβουλομένους αὐτῷ (III 14, 4), *denn sie alle waren* […] *eingeweiht und wollten dasselbe wie er*.

So arrangiert Kritobulos, hier wieder als Initiator tätig, ganz ähnlich wie bei dem verhandlungstechnischen ‚Präventivschlag' in I 75 durch einen Unterhändler namens Asanes gegen jährliche Tributzahlungen die Verwaltungsübergabe der Inseln Lemnos und Imbros an Demetrius II., den Despoten von Morea und Bruder des verstorbenen Kaisers Konstantin XI., um einem Überraschungsangriff der osmanischen Flotte zuvorzukommen. Zusätzlich lassen dessen Ausführungen καιρὸν εἶναι τὰς νήσους αἰῆσαι παρὰ τοῦ βασιλέως, *dass* [nun] *der Augenblick gekommen sei, die Inseln* [sc. Imbros und Lemnos] *vom Sultan zu erbitten* (III 14, 2), auf ein langfristiges Motiv schließen, die administrative Leitung der Inseln zu einem günstigen Augenblick erneut von Mehmet II. zu erbitten. Tatsächlich konzentrierte sich der Sultan zum Jahreswechsel 1458/1459 hauptsächlich auf Rüstungsvorbereitungen für einen erneuten Balkanfeldzug.

Nach der bedingungslosen Kapitulation der auf Lemnos ansässigen Italiener habe Kritobulos deren Anführer Kalabrezos unversehrt nach Euböa ziehen lassen (III 14, 6). Dieses Verhandlungsgeschick wird in der folgenden, etwas anekdotenhaft anmutenden Passage über ein Ausgleichsangebot an den päpstlichen Kommandanten der Burg von Myrina, einen sonst nicht näher bestimmbaren Michael, weiter ausgeführt: Dieser habe im Vertrauen auf die Uneinnehmbarkeit der Festung sämtliche Verhandlungsgesuche abgelehnt, indem er Kritobulos ein mit Blut auf Papier gezeichnetes Schwert geschickt habe (III 14, 8). Infolge eines zweiten Verhandlungsgesuchs (III 15, 1–2), das einen politischen Ausgleich mit der päpstlichen Bastion auf Lemnos in Aussicht stellte und letztlich realisiert worden sei (III 18), habe Kritobulos als Vermittlungsinstanz erneut Unterhändler für die Übergabe der Ägäischen Inseln vom Sultan mobilisieren können (III 15, 3). Unter starker Betonung seiner friedfertigen Motive nimmt Kritobulos hier somit von einer Funktion als militärischer Kommandant Abstand. Dabei tritt er bei der Übergabe von Myrina im Jahr 1460 in seinen historischen Darstellungen ein letztes Mal persönlich in Erscheinung, über seinen weiteren Lebensweg lässt sich lediglich mutmaßen.[50] Mit der Übergabe der nordägäischen Inseln Lemnos, Imbros, Thasos und Samothrake sowie der Stadt Ainos an Demetrius II. in III 24, 4–7 setzt er somit für das Ende seiner Aktivitäten in seinem Geschichtswerk einen persönlichen Akzent und führt die Handlung des dritten Buches zu einen wohlkomponierten Abschluss.

[50] Dass Kritobulos nach der Übergabe Myrinas nach Imbros zurückgekehrt sei und sich dort bis zur venezianischen Eroberung der Insel im Jahr 1466 aufgehalten habe, ist wahrscheinlich. *Reinsch*, Critobuli (Anm. 7), 81* mit Anm. 45.

ZUSAMMENFASSUNG

Die vorangegangenen Betrachtungen haben gezeigt, dass ein situatives (Re-)Agieren auf aktuelle Verschiebungen in Herrschaftskonstellationen nicht zwingend als Ausdruck übergeordneter Konzepte diplomatischen Handelns gewertet werden muss: So betont Kritobulos entgegen den vorherrschenden Forschungsmeinungen in seinen Selbstzeugnissen einerseits, dass er durchaus im Interesse der Imbrioten gehandelt hätte, als er einen Ausgleich mit den Osmanen erwirkte. Da er andererseits in seinen Gesandtschaften auch das politische Schicksal der umliegenden Inseln berücksichtigt, wird dadurch ein Gemeinschaftsgefühl der nordägäischen Inseln als ethnische Einheit ablesbar. Ein Wirken in dezidiert *osmanischem* Dienst lässt sich für Kritobulos somit nicht belegen.

Wenn sich Kritobulos stattdessen als Initiator erfolgreicher Verhandlungen mit der osmanischen Führungsschicht über die Integrität der nordägäischen Inseln inszeniert, empfiehlt er sich damit einem doppelten Rezipientenkreis: So präsentiert er sich einerseits vor dem *osmanischen Sultan* als geschickter politischer Taktiker. Andererseits – und das ist entscheidender – äußert er sich damit auf äußerst subtile Weise als Anhänger einer *kaisernahen, byzantinischen Gruppierung*, die mit der neuen politischen Führung erfolgreich zu verhandeln wusste. Trotz der ausgebliebenen Rezeption seines Geschichtswerks hatte Kritobulos damit einen klaren Rezipientenkreis vor Augen, der über die alleinige Audienz Mehmets II. hinausging.

Dementsprechend lässt sich in seinen Selbstzeugnissen vielmehr ein mittel- bis langfristiges Motiv des literarischen Ichs nachweisen, dem zufolge es die nordägäischen Inseln sukzessive in die Selbstverwaltung zurückzuführen und von der osmanischen Herrschaft zu emanzipieren galt. Dabei konnten durch den Vergleich mit Parallelüberlieferungen die Darstellungen des Kritobulos nicht nur in Teilen präzisiert werden. Aus deren Gegenüberstellung ging ferner die Kenntnis des islamischen Kriegsrechts unter Nicht-Muslimen hervor, die argumentativ nutzbar gemacht werden konnte: So inszenierte Kritobulos den Übertritt Galatas zum osmanischen Sultan als erfolgsversprechend, nutzte dieses Vorgehen als taktischen Leitfaden und richtete sein eigenes politisches Taktieren danach aus. Demnach kann von einem Agieren aus egoistischen oder opportunistischen Motiven seitens des Verfassers abgesehen werden. Indes bietet sich ein Vergleich mit den anderen spätbyzantinischen Historiographen auf der einen und den volkssprachlichen wie lateinischen Berichten auf der anderen Seite an, um deren Agieren im Rahmen der Einnahme Konstantinopels genauer zu erforschen.

Vom Selbstzeugnis zum gelehrten Traktat. Neutralität und Assistenz bei Johann Wilhelm Neumair von Ramsla (1572–1641)[1]

Marcus Stiebing

Im Juni 1620 verfasste der Weimarer Gelehrte Johann Wilhelm Neumair von Ramsla ein brisantes Schreiben, das an Herzog Johann Ernst d. J. von Sachsen-Weimar (1594–1626) gerichtet war.[2] In diesem setzte er sich mit einem Mandat Kaiser Ferdinands II. (1578–1637) und einem Brief Johann Georgs I. von Sachsen (1585–1656) auseinander[3], die sich zuvor mit warnenden Worten an den Weimarer Herzog gewandt hatten. Der Kaiser drohte dem Herzog mit der Reichsacht, falls er nicht von seinem Ansinnen abrücke, in die Unruhen im Königreich Böhmen an der Seite des Pfälzer Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz (1596–1632) und der nichtkatholischen böhmischen Stände einzugreifen; der sächsische Kurfürst forderte ein geschlossenes Vorgehen des Hauses Sachsen an der Seite des Kaisers.[4] Neumairs Aufgabe war es nun, den zu diesem Zeitpunkt bereits feststehenden Entschluss Johann Ernsts d. J. nachträglich gegenüber Ferdinand II. und Johann Georg I. zu rechtfertigen.

Das in der Forschung weitgehend unbekannte Schreiben Neumairs zeigt ihn als einen der engsten Berater des Weimarer Herzogs und ist darüber hinaus aus zwei Gründen von Bedeutung: Zum einen ist es eines der wenigen selbstverfassten und überlieferten Selbstzeugnisse des Weimarer Gelehrten. Zum anderen war

1 Vgl. hierzu demnächst ausführlich: *Marcus Stiebing,* Regionale Entscheidungsfindung zum Krieg. Die Herzöge von Sachsen-Weimar zwischen gelehrtem Diskurs und fürstlicher Beratung (1603–1623) (erscheint 2022 bei Aschendorff in der „Schriftenreihe zur Erforschung der Neueren Geschichte"). Ich danke Lisa Kirchner (Wien), Lucas Pacholet (Stuttgart), Astrid Ackermann (Jena) und Axel Gotthard (Erlangen) für formale und inhaltliche Hinweise. Der Titel wurde gegenüber dem ursprünglichen Vortragstitel geringfügig geändert. Es werden folgende Abkürzungen verwendet: Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden – SächsStAD; Landesarchiv Thüringen, Hauptstaatsarchiv Weimar – LATh, HStAW; Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky Hamburg – SUB; Archiv der Friedrich-Schiller-Universität – UAJ.

2 Vgl. LATh, HStAW H1, fol. 372r–375v, fol. 372r: Johann Wilhelm Neumair von Ramsla an Johann Ernst d. J., o. O., 5.6.1620.

3 Vgl. LATh, HStAW H1, fol. 338r–339r: Ferdinand II. an Johann Ernst d. J., Wien, 30.4.1620. UAJ A244a, fol. 322r f.: Ferdinand II. an Johann Ernst d. J., Wien, 30.4.1620 (Kopie); LATh, HStAW H1, fol. 336r–337r: Johann Georg I. an Johann Ernst d. J., Dresden, 10.5.1620. LATh, HStAW H1, fol. 335r f.: Johann Georg I. an die Landstände von Sachsen–Weimar, Dresden, 10.5.1620. UAJ A244a, fol. 323r–325r: Johann Georg I. an Johann Ernst d. J., Dresden, 10.5.1620 (Kopie).

4 Vgl. hierzu einführend: *Petr Mat'a,* Epizentrum und Bebengebiet. Die böhmischen Länder im Dreißigjährigen Krieg, in: *Katrin Keller / Martin Scheutz* (Hrsg.), Die Habsburgermonarchie und der Dreißigjährige Krieg (=Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 73), Wien 2020, 53–74.

das Antwortschreiben der Ausgangspunkt für seine späteren Traktate, in denen er sich intensiv mit der Neutralität und der Assistenz als politische Handlungsoptionen auseinandersetzte.[5] Der vorliegende Beitrag widmet sich diesem Brief vom Juni 1620 und fragt, wie er die Neutralität und die Assistenz am konkreten Anwendungsfall entwickelte und wie diese Vorstellungen seine weitere Tätigkeit als Autor beeinflussten.[6] Es wird gezeigt, wie sein Antwortschreiben Eingang in seine späteren Veröffentlichungen fand und wie er seine ursprüngliche Idee zu Leitsätzen für die fürstliche Praxis weiterentwickelte. Im Folgenden werden daher nach einer kurzen Vorüberlegung zu Selbstzeugnissen (1.) die Quellenlage sowie der Forschungstand zu Neumair umrissen, (2.) sein Verhältnis zur Weimarer Regentenfamilie skizziert, (3.) sein Schreiben vom Juni 1620 problematisiert und (4.) beispielhaft illustriert, wie die Leitgedanken seines Schreibens Eingang in seine Abhandlung über die Neutralität fanden.

VORÜBERLEGUNGEN

Briefe werden den Selbstzeugnissen zugerechnet und darunter diejenigen Überlieferungen verstanden, die das ‚Ich' in den Vordergrund rücken.[7] Benigna von Krusenstjern hat vier Idealtypen unterschieden: in *„‚egozentrischen' Zeugnisse[n]"* würden Verfasser:innen mehrheitlich über sich selbst schreiben (Typ A). Dieser Typus sei von denjenigen abzugrenzen, in denen das ‚Ich' primär über sich selbst und darüber schreibe, *„was es interessiert / berührt / beschäftigt"* (Typ B). Daneben seien solche Quellen zu nennen, bei denen zwar das ‚Ich' Gegenstand sei, die Personen aber eher ihre Umwelt und wie sie diese wahrnehmen, darstellen würden (Typ C). Schließlich seien hiervon diejenigen Briefe abzugrenzen, in denen das ‚Ich' kaum noch hervortrete (Typ D), wobei diese bereits *„jenseits der Grenze*

5 Vgl. demnächst hierzu: *Marcus Stiebing,* Kommentieren-Streichen-Ergänzen-Übersetzen. Überlegungen zur Konzeption des Schriftverkehrs Dorothea Marias von Sachsen–Weimar (geb. von Anhalt, 1574–1617) mit dem Kaiserhof (um 1608) im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges (Arbeitstitel, in Vorbereitung). Der Beitrag wird im Ergebnisband der Tagung „Die Medialität des Briefes. Diplomatische Korrespondenz im Kontext der frühneuzeitlichen Briefkultur" (Salzburg, 29. – 31.10.2020) erscheinen. Vgl. hierzu: *Doris Gruber, Lisa Brunner*, Tagungsbericht. Die Medialität des Briefes. Diplomatische Korrespondenz im Kontext frühneuzeitlicher Briefkultur, 29.10.2020 – 31.10.2020 digital, in: H–Soz–Kult, 05.01.2021. Online aufrufbar unter: <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8846> (19.01.2021).

6 Vgl. *Alf Lüdtke, Reiner Prass,* Einleitung: Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit, in: Dies. (Hrsg.), Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 18), Köln / Weimar / Wien 2008, 1–33. *Christian Wieland,* Art. Gelehrte Räte, in: *Friedrich Jaeger* (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit, 16 Bde., Stuttgart / Weimar 2005–2012, hier Bd. 4, 370–384 (EdN).

7 Vgl. *Robert Vellustig, Klaus Beyrer,* Art. Brief, in: EdN, Bd. 2, 406–415, 406–410. Ferner: *Wolfgang Behringer,* Art. Selbstzeugnisse, in: EdN, Bd. 11, 1082–1086. *Benigna von Krusenstjern,* Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 2 (1994), 462–471. *Dies.,* Gelehrtenexistenz im Dreißigjährigen Krieg. Wilhelm Schickard in seinen Briefen, in: *A. Lüdtke / R. Prass,* Gelehrtenleben (Anm. 6), 33–45.

von Selbstzeugnissen" liegen würden.[8] Am Briefwechsel des Gelehrten Wilhelm Schickard (1592–1635) macht sie auf eine weitere Form aufmerksam, wie das ‚Ich' in Selbstzeugnissen präsent sein könne. In einem Gelehrtenbrief würden persönliche Erlebnisse *„eher am Rande"* behandelt, stattdessen würden sie *„im Fachdiskurs über ‚objektive' Gegenstände [sprechen und] ihre ‚eigenen' Ideen und Kritiken beisteuern."*[9]

In einem Selbstzeugnis kann eine Person demzufolge auch über eine eigens entwickelte Idee schreiben, wie diese zustande kam und wie sie auf dieser Basis ein konkretes Sachproblem zu lösen gedachte. In diesem Sinn wird das Schreiben Neumairs gedeutet. Es geht also darum, wie er vor dem Hintergrund der böhmischen Unruhen und den Plänen des Herzogs seine Vorstellung von der Assistenz bzw. der Neutralität konzipierte. Sein Schreiben ist in dieser Hinsicht durch zwei Merkmale gekennzeichnet. Es war, erstens, das Resultat einer herzoglichen Anfrage, verbunden mit einer spezifischen Vorgabe durch Johann Ernst d. J. Dies hat, zweitens, zur Folge, dass Neumair seine Person darin nur rudimentär thematisierte und sich stattdessen auf ein konkretes Objekt – den Konflikt im Königreich Böhmen – fokussierte. Vor dieser Folie entwickelte er eine eigene Vorstellung darüber, wie der Herzog in der Böhmen-Frage politisch weiter verfahren könne.

1. QUELLENLAGE UND FORSCHUNGSSTAND

Außerhalb der landeshistorischen Forschung ist Johann Wilhelm Neumair von Ramsla und die Rezeption seiner Schriften bisher nur in Ansätzen bekannt. Frank Boblenz hat seine Biografie, die Stellung seiner Familie am Weimarer Hof sowie die Geschichte seines Nachlasses und seiner Bibliothek während und nach dem Dreißigjährigen Krieg eingängig untersucht.[10] Seine Schriften basierten weniger auf seinem Studium oder etwa einem Austausch innerhalb der *res publica literaria*[11], sondern vor allem auf seinen Reisen. Er sammelte dabei nicht nur einen Großteil seiner Materialien, stets darum bemüht, möglichst viele und genaue Informationen zusammenzutragen, sondern bildete auch seine eigenen inhaltlichen Schwerpunkte aus.

8 Vgl. *B. v. Krusenstjern,* Selbstzeugnisse (Anm. 7), 464.

9 *B. v. Krusenstjern,* Schickard (Anm. 7), 33. Zu Gelehrtenbriefen vgl. z. B. *Magnus Ulrich Ferber,* Recherche – Kritik – Rezeption. Die Funktion des gelehrten Briefwechsels bei den bayerischen Hofhistoriographen Welser, Rader und Gewold, in: *Markus Friedrich / Jakob Schilling* (Hrsg.), Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie (=Cultures and Practices of Knowledge in History, 2), Berlin / Boston 2019, 85–113; *Ders.,* Zwischen Lipsius und Galiei. Der Briefwechsel Marx Welsers als Spiegel der geistesgeschichtlichen Umwälzung zu Beginn des 17. Jahrhunderts, in: *Alois Schmid* (Hrsg.), Justus Lipsius und der europäische Späthumanismus in Oberdeutschland (=ZBLG, Beih. 33), München 2008, 36–53.

10 Vgl. *Frank Boblenz,* Zur Biographie von Johann Wilhelm Neumair von Ramsla (1572–1641) und zur Geschichte seines Nachlasses, Sömmerda 1992 (Masch.). *Ders.,* Johann Wilhelm Neumair von Ramsla und seine Beziehungen zum Weimarer Hof, in: *Jörg Jochen Berns / Detlef Ignasiak* (Hrsg.), Frühneuzeitliche Hofkultur in Hessen und Thüringen (=Jenaer Studien, 1), Erlangen / Jena 1995, 200–232.

11 Vgl. *Detlef Döring,* Art. Gelehrtenkorrespondenz, in: EdN, Bd. 4, 386–389.

Seine Hinterlassenschaften umfassen eine Vielzahl (un)gedruckter Schriften: Es handelt sich bei seinem Nachlass um eine Materialsammlung, die neben einigen wenigen selbstverfassten Briefen hauptsächlich Abschriften, Übersetzungen, Skizzen, verschiedensprachige Exzerpte, behördliches Schriftgut sowie Flugblätter und -schriften enthält. Inhaltlich liegt sein Schwerpunkt auf der Geschichte Englands[12] sowie auf den politischen und konfessionellen Konflikten um 1600. Die gesammelten bzw. angefertigten Materialien beziehen sich daneben auf das Alte Reich, Spanien, Frankreich, die Niederlande, die Ostseeanrainer[13] und die Geschichte sowie die Kultur Italiens.[14]

Am Beginn des Dreißigjährigen Krieges verfasste er zwei ausführliche Reiseberichte. Der erste von 1620 war eine Auftragsarbeit Dorothea Marias von Sachsen-Weimar (geb. Anhalt, 1574–1617), Mutter des 1620 regierenden Herzogs, und dokumentiert die Kavalierstour Johann Ernsts d. J. und seines ältesten Bruders.[15] Der zweite Reisebericht von 1622 war das Ergebnis einer Reise nach Spanien und Italien.[16] In diesem Zusammenhang hat Axel Gotthard dem Weimarer Gelehrten mit Blick auf dessen Wahrnehmung natürlicher Räume und Landschaften Aufmerksamkeit geschenkt.[17] Die Germanistin Andrea Voß hat in ihrer Dissertation die gedruckten mit den ungedruckten Reiseberichten im Hinblick auf ihre Intertextualität, die Art und Weise des Erzählens und ihren Gebrauch verglichen.[18]

Neumair befasste sich daneben intensiv mit dem Verhältnis zwischen den Fürsten und den Ständen.[19] Robert von Friedeburg hat seine in den 1630er-Jahren entstandenen Schriften über die Steuern und die Rebellion in den Kontext der Widerstandsrechtsdebatten eingeordnet und die Komplementarität beider Werke herausgearbeitet. Im Zentrum stünden für Neumair die Fragen, unter welchen Bedingungen eine Rebellion legitim sei und wie diese organisiert werden solle. Demnach habe Neumair herausgestellt, dass Steuern für einen Krieg nur im äußersten Notfall durch die Regenten erhoben werden sollten; handle ein Fürst gegen diesen Grundsatz, müsse er mit Aufständen der Untertanen rechnen.[20]

12 Vgl. LATh, HStAW, Neumair, [Nummer] 1–6 u. 9 f.

13 Vgl. LATh, HStAW, Neumair, 12–18 u. 22–24.

14 Vgl. LATh, HStAW, Neumair, 19–21. Zur Bedeutung der Reisen vgl. *F. Boblenz,* Neumair (Anm. 10), 205–208. *Ders.,* Nachlass (Anm. 10), 17–20.

15 Vgl. *Johann Wilhelm Neumair von Ramsla,* Des Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn / Herrn Johann Ernsten des Jüngeren […] Reise In Frankreich / Engelland vnd Niederlande (…), Leipzig 1620.

16 Vgl. *Johann Wilhelm Neumair von Ramsla,* Reise durch Welschland vnd Hispanien […], Leipzig 1622, Vorrede.

17 Vgl. *Axel Gotthard,* In der Ferne. Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne, Frankfurt a. M. / New York 2007, 107–122, hier bes. 114–117.

18 Vgl. *Andrea Voß,* Reisen erzählen. Erzählrhetorik, Intertextualität und Gebrauchsfunktionen des adligen Bildungsreiseberichts in der Frühen Neuzeit (=Neue Bremer Beiträge, 20), Heidelberg 2016, hier bes. 215–248.

19 Vgl. *Johann Wilhelm Neumair von Ramsla,* Von Schatzungen und Steuern […], Schleusingen 1632. *Ders.,* Vom Auffstand der Untern wider ihre Regenten und Obern […], Jena 1633.

20 Vgl. *Robert von Friedeburg,* Luthers Legacy. The Thirty Years War and the Modern Notion of ‚State' in the Empire, 1530s to 1790s, Cambridge 2016, hier bes. 261–283.

Einen weiteren Schwerpunkt bilden der Festungsbau sowie Fragen des Krieges.[21] Jene Arbeiten stehen im engen Zusammenhang mit denjenigen Schriften, die zentrale Prinzipien der Außenbeziehungen in akteurszentrierter Perspektive betreffen und den größten Teil seines Werkes ausmachen.[22] Die Neutralität als politische Option, Bündnisse sowie der Krieg und Friedensschlüsse stehen dabei im Mittelpunkt. Wladimir Hrabar hat Neumair in diesem Zusammenhang als *„einen der hervorragendsten Autoren Deutschlands"* gelobt und grenzte seine historische von der juristischen Argumentation ab, die etwa die Arbeiten von Hugo Grotius (1583–1645) kennzeichnen.[23] Zuletzt hat sich Axel Gotthard – worauf zurückzukommen sein wird – im Rahmen seiner Studie zu Neutralitätskonzepten um 1600 ausführlich mit dem Weimarer Gelehrten befasst.[24]

2. NEUMAIRS EINBINDUNG AM WEIMARER HOF

Die aus Oberfranken stammende Familie Johann Wilhelms kam in den 1560er Jahren in das ernestinische Herzogtum Sachsen-Weimar[25], nachdem der Ernestiner Johann Friedrich I. (1503–1554) infolge des Schmalkaldischen Krieges 1546/47 die Kurwürde, die Universität in Wittenberg und den Großteil seines angestammten Territoriums an die Albertiner verloren hatte. Fortan waren Jena mit der 1548 be-

21 Vgl. *Johann Wilhelm Neumair von Ramsla,* Bellum Cypricum Oder Beschreibung Des Krieges, Welchen im Jahr Christi 1570.71. vnd 72. Der großtürck Selim wider die Venetianer wegen des Königreichs Cypren geführet (…), Leipzig 1621; *Ders.,* Von Feldschlachten sonderbahrer Tractat, Erfurt 1637; *Ders.,* Vom Krieg. Sonderbahrer Tractat oder Handlung, Jena 1644.

22 *Vgl. Johann Wilhelm Neumair von Ramsla,* Von der Neutralitet und Assistentz oder Unpartheyligkeit und Partheyligkeit in Kriegs–Zeiten […], Erfurt 1620. *Ders.,* Von Friedes Handlungen und Verträgen in KriegsZeiten […], Jena 1624. *Ders.,* Von Bündnissen und Ligen in Kriegeszeiten. Sonderbahrer Tractat oder handlung (…), Jena 1624. Hierzu: *F. Boblenz,* Neumair (Anm. 10), 214. Einführend zum Konzept der Außenbeziehungen: *Hillard von Thiessen, Christian Windler,* Einleitung. Außenbeziehungen in akteurszentrierter Perspektive, in: *Dies.* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen. Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), Köln / Weimar / Wien 2010, 1–15.

23 Vgl. *Wladimir Hrabar,* Joh. Wilh. Neumayr von Ramsla. Beitrag zur Geschichte der staatswissenschaftlichen Literatur im Zeitalter Hugo Groot, Jurjew 1897, 1.

24 Vgl. *Axel Gotthard,* Der liebe vndt der werthe Fried. Kriegskonzepte und Neutralitätsvorstellungen in der Frühen Neuzeit (=Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchrecht, 32), Köln / Weimar / Wien 2014; *Klaus Oschema,* Auf dem Weg zur Neutralität. Eine neue Kategorie politischen Handelns im spätmittelalterlichen Frankreich, in: Ders. (Hrsg.), Freundschaft oder amitié? Ein politisch–soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert), Berlin 2007, 81–108.

25 Vgl. *Thomas Klein,* Ernestinisches Sachsen, kleinere thüringische Gebiete, in: *Anton Schindling / Walter Ziegler* (Hrsg.), Die Territorien des Reiches im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung (=Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 52), hier Bd. 4, Münster 1992, 8–39. *Uwe Schirmer,* Die ernestinischen Kurfürsten bis zum Verlust der Kurwürde (1485–1547), in: *Frank–Lothar Kroll* (Hrsg.), Die Herrscher Sachsens. Markgrafen, Kurfürsten, Könige 1089–1918, München 2004, 55–76. *Georg Schmidt,* Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495–1806, München 1999, 75–99. *Ders.,* Schmalkaldischer Bund und „Reichs–Staat", in: *Verein für Schmalkaldische Geschichte und Landeskunde e. V.* (Hrsg.), Der Schmalkaldische Bund und die Stadt Schmalkalden, Schmalkalden 1996, 3–18.

gründeten Hohen Schule, der Kaiser Ferdinand I. (1503–1564) 1558 das Universitätsprivileg verliehen hatte, und Weimar das gelehrte bzw. das politische Zentrum des Herzogtums.[26]

Sowohl die Vorfahren Neumairs als auch seine Brüder standen in verschiedenen Funktionen in den Diensten der herzoglichen Familie.[27] Johann Wilhelm profitierte sowohl von dieser Nähe zu den Weimarer Regenten als auch von einer ökonomischen Sicherheit. Die Familie war so gut abgesichert, dass sie das Rittergut Ramsla erwerben und den Herzögen 1592 auch ein Darlehen gewähren konnte. Auf dieser Grundlage konnte er nicht nur seine umfangreichen Reisen unternehmen, sondern auch seine eigenen Studien vorantreiben. 1617 wurde die Familie schließlich nobilitiert.[28] Über Universitätsaufenthalte, eine mögliche Promotion und bereits hier geknüpfte Kontakte ist hingegen kaum etwas bekannt. Sicher scheint zu sein, dass er 1582/83 zunächst „*mehr oder weniger als Reisebegleiter an den Universitäten*" wirkte und erst 1587 ein Studium an der Universität Jena aufnahm; 1592 wechselte er nach Köln, doch brach er seinen Aufenthalt dort ab, da seine Eltern im März 1593 verstarben.[29]

Bereits in jungen Jahren wurde er mit dem kulturell wie politisch Fremden konfrontiert. Im Alter von 10 Jahren begleitete er den Jenaer Professor Johann Stromer (1526–1607) auf seiner Italienreise; 1594 unternahm er eine weitere, dreieinhalb Jahre andauernde Reise nach Italien; 1596 bereiste er Spanien und Frankreich und Anfang 1597 England und die Niederlande. In Frankreich und den Niederlanden knüpfte er Kontakte mit Ludwig von Anhalt-Köthen (1597–1650), Wilhelm Ludwig von Nassau-Dillenburg (1560–1620) sowie Moritz von Oranien (1567–1625). Der Umgang mit dem Fremden war in seinen frühen Jahren eine „*Alltagssituation*"[30], die für eine von ihm möglicherweise bewusst forcierte Karriere am Weimarer Hof ausschlaggebend war.

Seit 1612/13 plante Neumairs Vater die Kavalierstour der ältesten Weimarer Prinzen.[31] Er hatte Dorothea Maria vorgeschlagen, dass diese nach Frankreich reisen sollten.[32] Johann Wilhelm selbst wurde schließlich von ihr darum gebeten, sie

26 Vgl. *Andreas Klinger, Alexander Schmidt,* Die Universität zwischen Reich und Fürstenstaat, in: *Joachim Bauer* u. a. (Hrsg.), Die Universität Jena in der Frühen Neuzeit, Heidelberg 2008, 73–95. *Georg Schmidt,* Die Anfänge der fruchtbringenden Gesellschaft als politisch motivierte Sammlungsbewegung und höfische Akademie, in: *Klaus Manger* (Hrsg.), Die Fruchtbringer – eine Teutschhertzige Gesellschaft (=Jenaer Germanistische Forschungen, NF 10), Heidelberg 2001, 5–37.

27 Vgl. bspw. die Besoldungslisten: LATh, HStAW, B 24800, fol. 16r, 50r, 63r, 236r (Johann Neumair), ferner: fol. 398r f. (Lorenz und Kilian Neumair), fol. 408v (Kilian Neumair).

28 Vgl. *F. Boblenz,* Neumair (Anm. 10), 201–204. Zur Nobilitierung: *Ders.,* Neumair von Ramsla und von Dreyse. Fallbeispiel zu Nobilitierungen im 16. und 19. Jahrhundert, in: Heimat Thüringen. Kulturlandschaft, Umwelt, Lebensraum, 14 (2007), 262–285.

29 Vgl. *F. Boblenz,* Nachlass (Anm. 10), 18.

30 *H. v. Thiessen, C. Windler,* Einleitung (Anm. 22), 6.

31 Vgl. hierzu *Eva Bender,* Thüringische Prinzen auf Reisen im 17. Jahrhundert, in: *Eva-Maria Dickhaut* (Hrsg.), Leichenpredigten als Medien der Erinnerungskultur im europäischen Kontext (=Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften, 5), Stuttgart 2014, 217–237. Hier mit neuerer Literatur.

32 Vgl. LATh, HStAW, A53c, fol. 261r–262r: Hans Wilhelm Neumair, Vorschläge für die bevorstehende Reise Herzog Johann Ernsts d. J., o. O. [1612/1613?]. Zu Dorothea Maria: *Vera Faßhauer,*

zu begleiten. Die Reisegruppe brach am 27. März 1613 auf. Mit Neumair übernahm ein Kenner der westeuropäischen Kultur einen Teil der Verantwortung für die Kavalierstour und damit für die letzte Phase der Prinzenausbildung, der die Geschichte, die kulturellen Eigenheiten sowie einen Teil der Sprachen der zu bereisenden Länder kannte. [33]

Sein Reisebericht diente in erster Linie dazu, die Herzoginmutter über den Fortgang der Kavalierstour zu unterrichten. Er hielt daher die jeweils zurückgelegten Tagfahrten sowie Treffen der Weimarer Prinzen mit höheren Würdenträgern fest, denn ein Ziel der Reise war es, dass sie sich auswärtigen Fürsten vorstellten.[34] Darüber hinaus unterstreichen die detaillierten Beschreibungen der Befestigungsanlagen der bereisten Länder sein Interesse für das Fortifikationswesen, die auch in den Erziehungskontext eingeordnet werden können, weil die Prinzen bis dahin noch keine militärische Ausbildung erhalten hatten. Neumairs Rolle für die Regentenfamilie in Weimar änderte sich nach dem Ende der Prinzenreise und mit der Regierungsübernahme Johann Ernsts d. J. im Oktober 1615. Der ehemalige Erzieher sah sich nun in der Position des politischen Ratgebers, dem 1619/20 eine entscheidende Rolle in den Weimarer Diskussionen um einen Kriegsbeitritt zuteilwurde.

3. DIE RAHMENBEDINGUNGEN FÜR NEUMAIRS KONZEPTSCHREIBEN

Während sein Vater ihn in die Hofgesellschaft eingeführt und der Herzogenfamilie näher gebracht hatte, prägte seine Freundschaft zum Weimarer Rat und Gelehrten Friedrich Hortleder (1579–1640) sein weiteres Wirken im Umfeld des Herzogs.[35] Hortleder arbeitete zu dieser Zeit an seiner Quellensammlung zum Schmalkaldischen Krieg, einem zentralen Werk für die Geschichte und das dynastisch-politische Selbstverständnis der Ernestiner. Er griff dabei auf die Bibliothek Neumairs zurück, der zudem einige Übersetzungen sowie Kommentare zu Hortleders magnum opus beisteuerte und mehrfach dessen Quellenkompilation in seinen eigenen Schriften heranzog.[36] Er kannte damit die von Hortleder stark gemachte Analogie

Streiterin ‚wider allen willen'? Aktionsspielräume und Argumentationsstrategien der Herzoginwitwe Dorothea Maria von Sachsen–Weimar im Altenburger Präzedenzstreit, in: ZThG 70 (2016), 101–115; *Ellen Seßar-Karpp,* Dorothea Maria von Anhalt. Die eigentliche Begründerin des Weimarer Musenhofes, in: Palmbaum 21 (2013), 177–190.

33 Vgl. *F. Boblenz,* Nachlass (Anm. 10), 39 f.

34 Vgl. *Neumair,* Reise in Franckreich (Anm. 15), Vorrede. Zur Funktion der Bildungsreise bei Neumair: *Voß,* Reisen (Anm. 18), hier bes. 215–221 u. 236.

35 Vgl. *Marcus Stiebing,* Pulverfass Böhmen. Friedrich V. als dynastisch-staatsrechtliches Sicherheitsproblem der Ernestiner, in: *Horst Carl / Rainer Babel / Christoph Kampmann* (Hrsg.), Sicherheitsprobleme im 16. und 17. Jahrhundert. Bedrohung, Ambivalenzen, Konzepte im französisch-deutschen Vergleich (=Politiken der Sicherheit, 16), Baden-Baden 2019, 511–543; *F. Boblenz,* Neumair (Anm. 10), 209–213.

36 Vgl. SUB, Sup. Ep. 37, fol. 246r: Johann Wilhelm Neumair von Ramsla an Friedrich Hortleder, Ramsla, 18.9.1612. Hierzu: *F. Boblenz,* Nachlass (Anm. 10), 40f. *R. v. Friedeburg,* Legacy (Anm. 20), 263 mit Anm. 130. LATh, HStAW, Hortleder / Prüschenk 70, fol. 60r: Johann Wilhelm Neumair

zwischen dem Schmalkaldischen Krieg und den Unruhen im Königreich Böhmen, die zum Modellfall werden konnten.[37] Wer garantierte, dass Kaiser Ferdinand II. nicht auch die reichsständische Libertät künftig einschränken werde?

Neumair war seit 1619 Mitglied des Landtages des Herzogtums Sachsen-Weimar. Seine Zugehörigkeit als Teil der Ritterschaft ist erstmals für den 13. Oktober[38], seine Mitgliedschaft im engeren Ausschuss des Landtages erstmals für den 19. Oktober nachweisbar.[39] Im März 1620 wurde er durch den Landtagsausschuss außerdem für jenes Gremium vorgeschlagen, das den Herzog während seiner Abwesenheit in den Regierungsgeschäften vertreten sollte.[40] Im April bekräftigte die Universität seine Berufung nochmals und die Landstände bestätigten den Vorschlag Anfang Mai 1620.[41] Innerhalb dieses institutionellen Umfeldes entstand sein Schreiben. Neumair kannte also die am Hof zirkulierenden, teilweise äußerst kritischen Positionen um einen möglichen Kriegseintritt Johann Ernsts d. J.

Im August 1619 wurden Friedrich V. zum böhmischen und Ferdinand II. zum römisch-deutschen König gewählt.[42] Hierdurch wurde eine Situation in der Mitte Europas geschaffen, die nunmehr *„nur durch Krieg gelöst werden konnte."*[43] Sowohl der Pfälzer als auch der Habsburger strebten ein Bündnis mit dem sächsischen Kurfürsten an, doch die Versuche Friedrichs V., Dresden zu gewinnen, scheiterten.[44] Johann Georg I. forderte stattdessen, auch von den ernestinischen Herzögen, Gehorsam gegenüber dem Kaiser ein.[45] Hauptthema beim Obersächsischen

von Ramsla an Friedrich Hortleder, Ramsla, 12. Januar 1618. SUB, Sup. Ep. 37, fol. 151r–152r, 152r: Melchior Goldast an Friedrich Hortleder, Frankfurt am Main, 22.3.1611. SUB, Sup. Ep. 37, fol. 290r–293v, 292r f.: Melchior Goldast an Friedrich Hortleder, Frankfurt am Main, 16.1.1613.

37 Vgl. zur Analogiebildung *Andreas Klinger,* Geschichte als Lehrstück – Friedrich Hortleders Darstellung des Schmalkaldischen Krieges, in: *Verein* (Hrsg.), Schmalkalden (Anm. 25), 102–111; *Jirí Mikulec,* Historische Argumentation im konfessionellen Zeitalter. Kaiser Karl IV. und die Rekatholisierung Böhmens im 17. Jahrhundert, in: *Joachim Bahlcke / Karen Lambrecht / Hans-Christian Maner* (Hrsg.), Pluralität als Herausforderung. Koexistenz und Konflikt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Leipzig 2006, 477–487.

38 Vgl. LATh, HStAW, VL I, fol.141r–142r: Relation der Ritterschaft, Weimar, 13.10.1613.

39 Vgl. LATh, HStAW, VL I, fol. 143r–146v, 146v: Antwort des Ausschusses der Landschaft an Johann Ernst d. J., Weimar, 19. 10.1619. LATh, HStAW, Ebd., fol. 147r–149v, 149v: Antwort des Ausschusses der Landschaft an Johann Ernst d. J., Weimar, 19.10.1619. LATh, HStAW, Ebd., fol. 150r–151v, fol. 151r: Antwort des Ausschusses der Landschaft an Johann Ernst d. J., Weimar, 21.10.1619. LATh, HStAW, Ebd., fol. 152r–154r, fol. 154r: Antwort des Ausschusses der Landschaft an Johann Ernst d. J., Weimar, 21.10.1619. Hierzu: *F. Boblenz,* Neumair (Anm. 10), 219 f.

40 Vgl. LATh, HStAW, B11, fol. 34r–36v, fol. 36r: Replik auf die Antwort des Ausschusses des Landtages, Weimar, 10.3.1620.

41 Vgl. UAJ, A98, fol. 36r–38r: Senat der Universität Jena an Johann Ernst d. J., Jena, 25.4.1620. LATh, HStAW, B11, fol. 37r–38v, fol. 38r: Duplica der Landstände, Weimar, 11.5.1620.

42 Vgl. *Carsten Kretschmann,* Monarchie oder Libertät? Die Kaiserwahl Ferdinands II. und der Versuch einer römisch-deutschen Königswahl auf dem Regensburger Fürstentag 1630, in: Bohemica 41/2 (2000), 364–392.

43 *Georg Schmidt,* Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, München 2018, 178–186, hier bes. 181.

44 Vgl. *Thomas Nicklas,* Christian I. (1586–1591) und Christian II. (1591–1611), in: *F.-L. Kroll* (Hrsg.), Kurfürsten (Anm. 25), 126–136.

45 Vgl. *Axel Gotthard,* ‚Politice seint wir bäpstisch' – Kursachsen und der deutsche Protestantismus im frühen 17. Jahrhundert, in: ZHF 20 (1993), 275–319.

Kreistag in Leipzig zwischen Ende Januar und Anfang Februar 1620 waren jene Unterstützungsgesuche.[46] Aus Dresdner Sicht bestand die Gefahr, dass durch eine Intervention der Reichsstände im Königreich Böhmen die Unruhen in das Reich hineingetragen würden.[47]

Der Kreistag setzte sich daher mit dem Charakter der Unruhen im Königreich Böhmen auseinander: Handelte es sich dabei um *„eine Religionssache"?* Für Johann Georg I. war entscheidend, *„ob der institutionelle Rahmen, der ihre kirchenpolitische Situation definierte, erhalten blieb oder nicht."* Aus seiner Perspektive war dies gegeben, ergo war das Vorgehen Friedrichs V. und der nichtkatholischen böhmischen Stände nicht rechtmäßig. Es handelte sich aus kurfürstlicher Sicht um eine „politische Erhebung", die auch die verfassungsrechtliche Ordnung des Reiches bedrohte, falls sie nicht lokalisiert wurde.[48] Daneben setzte sich Johann Georg I. zum Ziel, die Neutralität des Kreises durchzusetzen. Der Blick in den Kreistagsabschluss zeigt, dass diese im doppelten Sinne aufgefasst wurde.[49] Für die Kreisstände galt offiziell eine allgemeine Neutralität, demzufolge die Kreisstände im Königreich Böhmen nicht intervenieren sollten; die Annahme etwaiger kaiserlicher Assistenzgesuche stellte er ihnen aber frei.[50] Für Johann Georg I. galt schließlich eine besondere Neutralität[51], die aber als politische Assistenz gedeutet werden kann.

Dafür spricht, dass er mit Iñigo Vélez de Guevara, dem Herzog von Oñate (1566–1644), im Umfeld des Frankfurter Wahltages 1619 Verhandlungen geführt hatte. Ihm gegenüber hatte Johann Georg I. eröffnet, dass er sich weder gegen das Haus Österreich noch gegen die katholischen Kurfürsten stellen wolle. Daneben hatte er sich danach erkundigt, ob er auf eine militärische Hilfe bauen könne, falls er selbst angegriffen werde; Oñate sicherte ihm diesbezüglich spanische Truppen zu.[52] Hinzu kommt, dass Dresden seit Februar 1620 mit Ferdinand II. über eine mögliche Entschädigung für einen Kriegseinsatz verhandelte. Johann Georg I. verfolgte territoriale Interessen in den Lausitzen, die ihm im März 1620 als Pfand übertragen wurden.[53] Im September 1620 übernahm er nach langen Verhandlun-

46 Vgl. LATh, HStAW, Hortleder / Prüschenk 64, fol. 66r–68v: Ausschreiben Johann Georgs zum Obersächsischen Kreistag, Dresden, 21.12.1619. SächsStAD Loc. 7879/3, fol. 1r–18r: Proposition Johann Georgs zum Obersächsischen Kreistag, Dresden, 28.1.1620. SächsStAD Loc. 7879/2, fol. 1r–6v (eigene Paginierung): Abschied des Obersächsischen Kreistages, Leipzig, 5.2.1620. Hierzu: *Frank Müller,* Kursachsen und der Böhmische Aufstand 1618–1622 (=Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 23), Münster 1997, hier bes. 325–333.

47 Vgl. *Thomas Ott,* Präzedenz und Nachbarschaft. Das Albertinische Sachsen und seine Zuordnung zu Kaiser und Reich im 16. Jh. (=Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abt. für Abendländische Religionsgeschichte, 217), Mainz 2008.

48 *F. Müller,* Kursachsen (Anm. 46), 115–153, Zitate 151f.

49 Vgl. Abschied Obersächsischer Kreistag (Anm. 46), fol. 4r.

50 Vgl. *F. Müller,* Kursachsen (Anm. 46), 328–331.

51 Vgl. Art. Neutralität, in: *Johann Heinrich Zedler,* Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste, 64 Bde., Halle / Leipzig 1732–1754, hier Bd. 24 (1740), 382–388. *Miloš Vec,* Art. Neutralität, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 3, 1892–1896. *Gotthard,* Fried (Anm. 24), 353–367.

52 Vgl. *F. Müller,* Kursachsen (Anm. 46), 279.

53 Vgl. Ebd., 333–349, 336 f.

gen mit dem Kaiser das dortige Kommissariat und sollte die Stände *„von der rebellion ab- und zu unserem gehorsamb zuwenden."*[54]

4. VOM SELBSTZEUGNIS ZUM GELEHRTEN TRAKTAT

Während die Kreisstände in Leipzig über die Böhmen-Frage berieten, hatte der Weimarer Herzog seine Entscheidung zu diesem Zeitpunkt bereits getroffen. Noch bevor die Versammlung begonnen hatte, trat er als Obrist in die Dienste Friedrichs V.[55] Neumairs Auftrag bestand nun darin, diesen Entschluss nachträglich zu rechtfertigen. Er musste beachten, dass die Böhmen-Frage zumindest in den Diskussionen in Wien und Dresden als politische Angelegenheit gewertet worden war. Daneben wusste er durch seine Einbindung in das engere Umfeld des Herzogs, dass der Kaiser, der sächsische und der pfälzische Kurfürst jeweils für sich die Interpretationshoheit darüber beanspruchten, wie der Frieden im Königreich Böhmen gewahrt werden könne. In dieser Konstellation agierte Johann Ernst d. J. unabhängig davon, für welche Handlungsoption er sich entschied, aus einer mindermächtigen Position heraus. Neumair stand also vor der Herausforderung, der *„Struktur der Machtkonstellation"* Rechnung tragen zu müssen.[56]

Direkt zu Beginn seines Schreibens äußerte er den Wunsch, dass der Herzog ihn nicht mit dieser Aufgabe betraut hätte, denn es habe ihm *„an den nötigsten informationen gemangelt."*[57] Diese Einschätzung ist die einzige Äußerung, in der er sich zu seiner Person äußerte. Daneben überrascht die Aussage, weil er als Mitglied des Landtagsausschusses die Rahmenbedingungen und die unterschiedlichen Positionen am Weimarer Hof kannte. Nichtsdestotrotz nahm er die ihm durch den Herzog zugetragene Rolle als politischer Berater an. Johann Ernst d. J. solle zuerst den Vorwurf entkräften, dass er eine vermeintliche Rebellion gegen Ferdinand II. unterstütze, und zugleich darlegen, warum er Truppen geworben habe. Er solle außerdem verdeutlichen, dass er sich nicht gegen das Reichsoberhaupt richte[58] und er nie beabsichtigt habe, *„den besten allen respect vnd gehorsam [zu] vergessen."*[59]

54 Kommission für Johann Georg in den Lausitzen und Schlesien, zit. n. ebd., 357. 1635 wurden ihm die Lausitzen in einem Nebenrezess übertragen. Vgl. ebd., 458–462.

55 Vgl. LATh, HStAW, EGA Urkunden, 16./26.1.1620: Bestallungsbrief Johann Ernst d. J., Prag, 16./26.1.1620. UAJ, A244a, fol. 318r–320r sowie fol. 327r–329v: Gutachten des Senats der Universität Jena für Johann Ernst d. J., Jena, 23.4.1620. Ferner: LATh, HStAW H1, fol. 325r–337r: Instruktion der Universität Jena für Dominikus Arumäus und Ortholph Fomann, Jena, 25.4.1620. Hierzu einführend: *Marcus Stiebing,* Jenaer Politikberatung. Herzog Johann Ernst d. J. und der Böhmische Krieg, in: *Siegrid Westphal / Hans-Werner Hahn / Georg Schmidt* (Hrsg.), Die Welt der Ernestiner. Ein Lesebuch, Köln / Weimar / Wien 2016, 168–174.

56 *Barbara Stollberg–Rilinger,* Kommentar. Protektion als Herrschaftsleistung, in: *Tilman Haug / Nadir Weber / Christian Windler* (Hrsg.), Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz (16. bis frühes 20. Jahrhundert) (=Externa, Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 9), Köln / Weimar / Wien 2016, 327–330, hier 329.

57 Vgl. Neumair an Johann Ernst (Anm. 2), fol. 372r.

58 Vgl. ebd., fol. 372v.

59 Ebd., fol. 375r.

Neumair riet Johann Ernst d. J. grundsätzlich dazu, sich mit seinen Truppen möglichst weit *„von des keysers landen“* aufzuhalten[60], um nicht den Eindruck eines bevorstehenden direkten Angriffes zu erwecken. Die Truppenwerbungen solle er auch nicht abstreiten, sondern damit begründen, dass das Königreich Böhmen von einem *„feindlichen anfall frembde[r] nationen“* bedroht werde; gemeint waren damit die spanischen Truppen.[61] Er warnte den Herzog davor, seine militärische Hilfe mit dem Schutz der Konfession zu begründen. Zwar werde in verschiedenen Schriften behauptet, dass sich die Kriegsparteien *„der religion halben weitleuffig pungiret“* hätten, allerdings sei dies nicht erwiesen. Zudem würden sie *„keines weges gestendig sein […], das die religion ursach zum auffstand in Boheim gewesen sey.“* Dies sei ohnehin irrelevant, denn der Herzog sei vertraglich dazu verpflichtet, den böhmischen Ständen *„in anderen ihren nöthen [als der Religion; M. St.] zu assistieren.“* Außerdem solle er Ferdinand II. vor Augen führen, dass *„eine solche ahsisstentz […] Juris naturalis“* sei.[62]

Neumair stützte sich dabei auf die böhmisch-sächsischen Erbeinungen. Es handelt sich dabei um dynastische Verträge, die seit dem Mittelalter zwischen dem Haus Sachsen und dem böhmischen König geschlossen worden waren.[63] Er folgte dabei in Teilen Hortleder, der bereits im Juli 1618 ein brisantes Gutachten vorgelegt hatte. Darin stellte er die Frage, ob Johann Ernst d. J. den böhmischen Ständen oder dem Habsburger König militärische Hilfe leisten solle, falls mit entsprechenden Anfragen an ihn herangetreten werde. Ähnlich wie Neumair hatte auch Hortleder mit den Bestimmungen der Erbeinungen argumentiert.[64] Beide gingen allerdings davon aus, dass die Wahl Friedrichs V. zum böhmischen König legitim gewesen sei. Daneben verschwiegen sie wichtige Details der Erbeinungen oder legten die Bestimmungen einseitig aus. Hierzu zählt etwa die Annahme, dass die böhmischen Stände Vertragspartner der Erbeinungen seien. Daneben ließen sie unberücksichtigt, dass diese zuletzt 1616 mit Matthias erneuert worden waren, in der Folge aber nicht mit Friedrich V. Schließlich ließen sie außen vor, dass sich der

60 Neumair an Johann Ernst (Anm. 2), fol. 374v f.

61 Ebd., fol. 372v.

62 Ebd., fol. 374v f.

63 Vgl. zu den Erbeinungen: *Christian Winter,* Prag 1546. Die sächsisch-böhmische Erbeinung zwischen Herzog Moritz und König Ferdinand, in: *André Thieme / Uwe Tresp* (Hrsg.), Eger 1459. Fürstentreffen zwischen Sachsen, Böhmen und ihren Nachbarn. Dynastische Politik, fürstliche Repräsentation und kulturelle Verflechtung (=Saxonia. Schriften des Vereins für Sächsische Landesgeschichte, 13), Wettin-Löbejün 2011, 354–380; *Gabriele Haug-Moritz,* Frieden im Land. Die sächsisch-brandenburgisch-hessische Erbeinung (1451/57–1555), in: *Guido Braun / Arno Strohmeyer* (Hrsg.), Frieden und Friedenssicherung in der Frühen Neuzeit. Das Heilige Römische Reich und Europa, Münster 2013, 3–35.

64 Vgl. LATh, HStAW Hortleder / Prüschenk 13, fol. 2r–17v: *Friedrich Hortleder,* Vngefährliche Information, Was bey dem Böheimischen wesen der fürstl: sächsischen Lini zu Weymar zu thun sein wolle, Auff gnädigen befehl des gnädigen Fürsten und herren, herren Johann Ernsten des Jüngern, hertzogen zue Sachsen, Jülich, Cleve und Bergk, gestället, durch Friedrich Hortleder, [Weimar], 29.7.1618. Zu diesem Gutachten demnächst: *Marcus Stiebing*, Akteure der politischen Entscheidung. Friedrich Hortleder (1579–1640) und das Böhmische (Un)Wesen 1618, in: *Astrid Ackermann u. a.* (Hrsg.), Mitten in Deutschland, mitten im Krieg. Bewältigungspraktiken und Handlungsoptionen im Dreißigjährigen Krieg (erscheint als 33. Band der Reihe „Bibliothek altes Reich“).

Herzog nur dann auf die Verträge stützen konnte, sofern das Gesamthaus Sachsen den Bündnisfall anerkannte.[65]

Auf den Gedanken seines Schreibens aufbauend, beschäftigte sich Johann Wilhelm in der Folgezeit ausführlicher mit der Neutralitätsproblematik, stellte diese aber in einen größeren gelehrten Kontext. Obwohl Neumair 1620 *„die einzige ausführliche deutschsprachige Monographie zur ‚Neutralitet'"* vorgelegt hatte[66], wurde und wird der Traktat kaum berücksichtigt. Gotthard hat zu Recht darauf verwiesen, dass es sich hierbei nicht um ein Werk *„‚völkerrechtlichen Zuschnitts'"* handle[67], wie dies beispielsweise bei Grotius' *„De Iure Belli ac Pacis"* der Fall sei. Neumairs Abhandlung kennzeichne sich durch eine unzureichende Systematik, die fehlenden begrifflichen Abgrenzungen, die mangelnde *„juristisch[e] Substanz"* und dadurch aus, dass er das Naturrecht nicht mit einbezogen habe.[68] Tatsächlich war es auch Neumairs Ziel, auf die fürstliche Praxis bezogene Lehrsätze zu formulieren[69], wie sich dies in seinem Konzeptschreiben bereits andeutet.

In der Vorrede seines Neutralitätstraktats machte Neumair deutlich[70], dass ihn das *„gegenwertig[e] vor Augen schwebenden Böhmisch[e] Kriegswesen"* veranlasst habe, sich eingängiger mit der Neutralität und der Assistenz auseinanderzusetzen. Er griff diejenigen Fragen auf, die im Umfeld der Unruhen im Königreich Böhmen seit 1618 intensiv diskutiert wurden. Anders als in seinem Konzeptschreiben, in dem er lediglich eine militärische Hilfe des Herzogs für Friedrich V. und die nichtkatholischen böhmischen Stände gerechtfertigt hatte, behandelte er in seinem Neutralitätstraktat nun ausführlich die Gründe, die für oder gegen eine Neutralität bzw. Assistenz sprachen, die Frage, was unternommen werden solle, falls man von beiden Parteien gleichzeitig um ein Bündnis ersucht werde, ferner, was dann bei einer Neutralität und einer Assistenz beachtet werden müsse, in welchen Fällen die eine oder die andere Option sinnvoll sei, wie man sich in einem innerreichischen Krieg verhalten müsse und ob man Untertanen aufgrund der Konfession unterstützen solle. Der Weimarer Gelehrte hatte dabei eine typische Situation vor Augen, die für alle Kriege charakteristisch zu sein scheint: Im Königreich Böhmen habe Johann Ernst d. J. die Wahl zwischen *„drey hauffen"*, anders formuliert, drei

65 Vgl. SächsStAD, Loc. 8023/14, fol.15r–20v: Erbeinung zwischen der Cron Böhmen Chur vndt furstlichen hause Sachsen bey Regierung Churfürst Johann Georgen in Sachsen vffgerichtet vnd vns derowegen allenthalben furgelauffen. Hierzu: LATh, HStAW, Hortleder / Prüschenk 11, fol. 91r–101r: *Erbeinung wie die Anno 1614 den 20. März zue Naumburgk renovirt worden, Naumburg, 30. März 1614.*

66 *A. Gotthard,* Fried (Anm. 24), 256 f.; Ferner: Ebd., 451–472 sowie 486–498.

67 Ebd., 393.

68 Ebd., 454.

69 Vgl. *Chaterine Wilson,* Art. Wissen, in: EdN, Bd. 15, 1–30, 6 f.; *Martin Gierl,* Art. Wissenschaft, in: ebd., 59–65, hier 61. Ferner: *Frank Rexroth,* Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne. Einige einleitende Bemerkungen, in: *Martin Mulsow / Ders.* (Hrsg.), Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne (=Campus historische Studien, 70), Frankfurt a. M. / New York 2014, 11–39.

70 Vgl. zu den Funktionen von Widmungen und Vorreden: *Sabine Schlegelmilch,* Vom Nutzen des Nebensächlichen – Paratexte in den Kalendern des Arztes Johannes Magirus (1615–1697), in: *Klaus Dieter Herbst* (Hrsg.), Astronomie, Literatur, Volksaufklärung. Der Schreibkalender der Frühen Neuzeit mit seinen Text– und Bildbeigaben, Bremen 2012, 393–411.

Handlungsoptionen: Er könne sich 1.) denjenigen anschließen, die die „*kriegenden Partheyen*" unterstützten, 2.) denjenigen, die „*still sitzen vnd zusehen*", und 3.) denjenigen, die „*noch zweiffeln.*"[71] Wie solle sich der Herzog nun verhalten?

Neumair machte unmissverständlich klar, dass ein Fürst „*durch Pacta, Confoederationes, Erbvereinigungen / Verträge / vnnd dergleichen / zur Assistenz verursacht*" werde.[72] Es sei aber – unter Berufung auf das angesprochene Hortleder-Gutachten vom Juli 1618 – die Pflicht des Fürsten zu überprüfen, dass der geführte Krieg rechtmäßig sei.[73] Problematisch war dies aber, weil alle beteiligten Parteien um 1620 beanspruchten, legitim zu handeln. Heidelberg führte die rechtmäßige Wahl Friedrichs V. an, die nichtkatholischen böhmischen Stände ihr vermeintliches absolutes und freies Königswahlrecht und Ferdinand II. die Okkupation seiner Erblande. München und Dresden argumentierten offiziell zwar mit dem Schutz der Reichsverfassung, verfolgten aber eigene, vor allem auf die Reputation gerichtete Interessen. Nur falls aus Perspektive der jeweiligen Akteure die gesteckten Ziele erreicht wurden, konnte aus ihrer Sicht auch der Frieden im Königreich Böhmen bzw. im Reich gewahrt werden.

Gründe dafür, sich nun für einen bestimmten Bündnispartner, z. B. die nichtkatholischen böhmischen Stände, und damit für einen Krieg zu entscheiden, seien laut Neumair etwa, dass frühere Assistenzen geschützt werden sollten oder weil ein Fürst gute Nachbarschaftsbeziehungen aufrechterhalten wolle.[74] Es handelte sich dabei aber um offizielle Begründungen und nicht um die tatsächlichen Gründe, warum der Weimarer Herzog in den Krieg eingetreten war. Faktoren, wie beispielsweise eigene Interessen oder die fürstliche Reputation[75], waren für den herzoglichen Entschluss zum Krieg ebenfalls zentral. Sie konnten aber nicht offen gegenüber dem Kaiser angeführt werden, weil Johann Ernst d. J. seine Entscheidung damit selbst delegitimiert hätte. Da also nicht klar entschieden werden konnte, wer tatsächlich im Recht war und weil Neumair wusste, dass die reichsfürstliche Politik auch durch regionale bzw. dynastische Kräftefelder bestimmt wurde, argumentierte er mit Blick auf ein Bündnis pragmatisch: Wünschen beide kriegerischen Parteien – hier Friedrich V. / die böhmischen Stände bzw. Ferdinand II. – eine Assistenz, müsse beachtet werden, wer von ihnen im Vergleich zur eigenen Position der Stärkere und wer der Schwächere sei. Zwar stünde es jedem Fürsten zu, frei zwischen diesen zu wählen, prinzipiell sei es aber ratsam, den Letzteren zu bevorzugen.[76]

Neumair thematisierte im dreizehnten und letzten Kapitel seines Neutralitätstraktates die ‚Konfession' als Kriegsgrund, die auch Gegenstand des Konzeptschreibens war. Er erläuterte am Beispiel der Französischen Religionskriege, dass

71 *J. W. Neumair von Ramsla,* Neutralitet (Anm. 22) Vorrede, fol. 2r.
72 Ebd., Kap. II, [Ursache] 6.
73 Vgl. ebd., Kap. VII.
74 Vgl. ebd., Kap. II, 38–40.
75 Vgl. ebd., 11 sowie Kap. IV f. u. X f., hier 123 u. 129–131. Hierzu: *Michael Rohrschneider,* Reputation in den internationalen Beziehungen der Frühen Neuzeit, in: HZ 291/2 (2010), 331–352.
76 Vgl. zu ungleichen Bündnissen ausführlich *Marcus Stiebing,* Die Bündnispolitik Gustav II. Adolfs von Schweden mit den evangelischen Reichsständen – das Beispiel Sachsen-Weimar, Erfurt / Jena 2015 (Masch., Staatsexamensarbeit).

die dortigen Unruhen u. a. durch *„anstifftung böser Leut“* entstanden seien, die *„keine Verpflichtung[en] und Zusage[n]“* eingehalten hätten. Falls der Regent seine Zusagen breche oder ohne Grund gegen den Glauben vorgehe, dann stehe es den Untertanen zu, dagegen vorzugehen.[77] War es den Reichsständen aber deswegen gestattet, den böhmischen Ständen militärische Hilfe zu leisten? Mit Blick auf das Reich war für Neumair entscheidend, ob durch die eine oder die andere Seite gegen geltende Verträge, beispielsweise die Reichsabschiede, verstoßen worden sei, in denen die konfessionellen Rechte festgelegt worden seien. Eine Intervention wegen der Konfession solle aber solange wie möglich hinausgezögert werden, wenn davon ausgegangen werde, dass ein Krieg deswegen geführt werde. Die Reichsstände seien dazu verpflichtet, sofern möglich, sich mit dem Kaiser zu verständigen.[78] Entsprechende Versuche im Vorfeld des Krieges scheiterten jedoch.

5. FAZIT UND AUSBLICK

Zentraler Gegenstand dieser Abhandlung ist ein Schreiben des Weimarer Gelehrten Johann Wilhelm Neumair von Ramsla an Johann Ernst d. J. Dessen Besonderheit liegt darin, dass es sich hierbei um einen von wenigen überlieferten persönlichen Briefen Johann Wilhelm Neumairs von Ramsla handelt. Es ist kein *„Dokument der Selbstbeschreibung“*[79], sondern ein Konzept, wie der Herzog den Eintritt in den Krieg legitimieren könne. Das ‚Selbst‘ Neumairs rückte im vorliegenden Beispiel in den Hintergrund, gleichwohl kann es den Selbstzeugnissen im Sinne Krusenstjerns zugerechnet werden, weil es sich um eine eigenständig konzipierte Idee handelt, die er in der Folgezeit zu Leitsätzen für die politische Praxis weiterentwickelte.

Die brisante Frage, ob sich der Herzog im Königreich Böhmen neutral verhalten oder militärische Hilfe für die nichtkatholischen böhmischen Stände oder Ferdinand II. leisten solle, stand thematisch im Mittelpunkt seines Konzeptschreibens, das nicht für eine größere Öffentlichkeit bestimmt war. Dem herzoglichen Auftrag folgend, rechtfertigte er darin eine Assistenz Friedrichs V. und der nicht katholischen böhmischen Stände und begründete diese mit bereits bestehenden Verträgen, und zwar den böhmisch-sächsischen Erbeinungen. Aus herzoglicher Sicht bestätigte er – wenn auch nicht ohne Vorbehalte – mit seinen Ausführungen, dass sein Vorgehen rechtmäßig sei.

Zwar war dieser Gedanke an sich nicht neu, denn er folgte dabei inhaltlich weitgehend Hortleder, aber er entwickelte diese Überlegungen weiter. Es scheint naheliegend, dass Neumair bereits im Juni 1620 den Gedanken gefasst hatte, einen Traktat zu verfassen, um die Vor- und Nachteile der Neutralität bzw. der Assistenz auf Basis seiner eigenen ‚empirischen‘ Beobachtung näher auszuführen. Seine ur-

77 Vgl. *J. W. Neumair von Ramsla,* Neutralitet (Anm. 22), Kap. XIII, 161.

78 Vgl. ebd., 4–10, 54 u. 58.

79 *Fabian Brändle* u. a., Einführung, in: *K. v. Greyerz* (Hrsg.), Selbstzeugnisse (Anm. 7), 3–31, hier 12. Vgl. hierzu auch: *B. v. Krusenstjern,* Selbstzeugnisse (Anm. 7), 463.

sprüngliche Idee erweiterte er insofern, als er eine breite Palette zeitgenössischer Literatur hinzuzog, um seine Leitsätze für die fürstliche Politik zu untermauern. Indem er seine Abhandlung publizierte, veränderte sich zudem die Medialität seines ursprünglich für den internen Gebrauch gedachten Schreibens. Primär richtete er sich nun nicht mehr nur an den Weimarer Herzog, sondern an die Gelehrtenrepublik und weitere Reichsfürsten, wobei weitere Forschungen notwendig sind, in denen die Rezeption des neumairischen Traktats untersucht wird.

Der Traktat über die Neutralität bildete den Auftakt für seine weiteren Arbeiten, die er in der konkreten politischen Praxis erprobte und in denen er sich mit essentiellen Problemen der Außenbeziehungen aus der Perspektive der Reichsfürsten beschäftigte. Neumair deutet in seinen Ausführungen bereits verschiedene Spielarten der Assistenz und der Neutralität an, die er in einem separaten Traktat zu den Bündnisschlüssen weiter ausführte. Ferner sind seine Überlegungen zu Friedensschlüssen zu berücksichtigen, in denen er nicht nur auf Vor-, sondern auch auf Nachteile eingeht und die Faktoren behandelt, die dazu führen konnten, einen Friedensvertrag auszuschlagen. Schließlich behandelt er in seinen Schriften auch die Probleme der rechtlich kodifizierten staats- bzw. dynastierechtlichen Verträge, ihre Verkettung und ihr Verhältnis zu den Normen der Außenbeziehungen.

Es lag nicht in seinem Interesse, ein Völkerrecht im modernen Sinne zu entwerfen oder sich mit den in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zirkulierenden Theorien, etwa zum gerechten Krieg, auseinanderzusetzen. Wenn Gotthard beklagt, dass Neumair theoretische Überlegungen und begriffliche Einengungen vermissen lasse und bisweilen unsystematisch Grund um Grund für oder gegen die Assistenz bzw. die Neutralität anführe, muss diese Kritik mit Blick auf die Absicht Johann Wilhelms relativiert werden. Er verfasste einen Ratgebertraktat, dessen Basis das von ihm entworfene Konzeptschreiben für den Herzog war. Er habe lediglich zeigen wollen, *„wie Fürsten und Potentaten zu andern Zeiten sich hierinnen regiert und erwiesen haben / was einer oder anderer weg auch ihnen am meisten genützet / oder geschadet" habe* – nicht mehr, aber auch nicht weniger.[80]

80 *J. W. Neumair von Ramsla,* Neutralitet (Anm. 22), Vorrede, fol. 3r.

The Perception of Scandinavia in the Pages of Envoys' Diaries. Daily Diary Entries of Imperial, Saxon, and Brandenburg Envoys in the Second Half of the Seventeenth Century[1]

Martin Bakeš

Traditionally, the histories of the Scandinavian countries do not enjoy intense interest from the part of Central European researchers. The study of mutual diplomatic relations, which occurred with extraordinary frequency for the entire early modern era, is no exception[2]. Mutual contacts often overcame geographic remoteness, and the first soldiers, diplomats, artists, agents, traders, or, for example, missionaries built up the mutual relationship from its foundations. They became mediators of cultural transfer, and represented sought-after experts following their return from abroad. The 17th century represents the period of the first, most intense political, geographical, and cultural contacts and mutual influence between Central Europe and Scandinavia. At the end of the Thirty Years' War, and in Central Europe in particular, an image was formed of the "typical Scandinavian", an image gradually reshaped and mythologised over generations to come.

There was also a similar process in the Danish environment and primarily in the Swedish one, where over two decades there occurred a fundamental change in the mental map of the privileged classes and the regular inhabitants, not accustomed to reflect something different. When Sweden and Denmark got involved in the Thirty Years' War, there was an influx of foreign, mainly Lutheran, German aristocrats settling on former royal estates. Through their activity, these Germans engendered a hatred of all German things amongst the serfs, who in Scandinavia enjoyed extraordinary freedom, culminating for example in the right to sit in the national parliament[3]. For this reason, the mutual meeting of cultures differing to a

1 This text was written with the support of the internal grant of the University of Pardubice No SGS_2017_008 called *Support for scientific and presentation activities of students of the doctoral programme History and the master's programme Cultural History: research trends and current methods for research into the modern era and contemporary history*.

2 We can classify the work of the historian of Swedish history Heiko Droste, who however in his key work on the Swedish diplomatic system does not focus to any great extent on envoys assigned to the courts of central European rulers, amongst the exceptions. See *H. Droste*, Im Dienst der Krone: Schwedische Diplomaten im 17. Jahrhundert, Berlin 2006. Other historians studying the foreign policy of the Swedish Kingdom during the so-called Stormaktstiden Era include Göran Rystad and Marie-Louise Rodén in particular. See for example the anthology *G. Rystad (Ed.)*, Europe and Scandinavia: Aspect of the Process of Integration in the 17th Century, Lund 1983.

3 Cf. *Nils Erik Villstrand (Ed.)*, Sveriges historia 1600–1721, Stockholm 2011, 178–184. The most recent extensive secondary literature about the history of the Kingdom of Sweden between the years

certain extent always occurred on the basis of previous or at least indirect experience, accompanied by many prejudices or occasionally a strong feeling of hatred, xenophobia or contempt, underlined by powerful confessional differences[4].

I. CENTRAL EUROPEAN DIARIES ON EARLY MODERN SCANDINAVIA: THE AUTHORS AND THEIR SUBJECTS

Many travellers kept a diary on their long journey to Scandinavia or recorded their experience in letters or in official reports. Diplomats were notably supposed to write reports on a regular basis and send them to their court back home. After returning, some of them wrote travelogues with various content forms, focusing on the reader and summarising experience while giving practical advice. The travelogues were always an exceptionally sought-after source of popular-educational literature, and for this reason, they also represented an interesting way for the writers to raise their profile and present themselves. In this way, the authors of some travelogues ensured their posthumous fame, and their works were printed in frequent re-editions in the years to come. Johann Ferdinand Körning, who at the end of 1659/start of 1660 left Prague for the northern regions of what is now Finnish Lapland, was one such traveller who draw attention to himself and his trip by the medium of his writing. As a native of the Swedish town of Norrköping who became later on a Catholic convert and a member of the Bohemian province of the Jesuit order, Körning wrote a travelogue at the end of his mission journey, which enjoyed the great attention of the young Emperor Leopold I and Pope Alexander VII[5].

There was definitely not a large quantity of travel literature concerning Scandinavia in the second half of the 17th century. Traditionally, descriptions of trips to the Pyrenean and Iberian Peninsula held the leading positions. In spite of this undeniable fact, Harald Ilsøe has registered more than fifty travelogues and diaries describing the character of the Scandinavian environment[6]. If we look at Ilsøe's list in detail, we find an exceptional amount of literature written by the envoys themselves or at least at their behest. Other authors may have been official chroniclers

1611–1718 is presented by *Jakob Christensson (Ed.)*, Signums svenska kulturhistoria. Stormaktstiden, Lund 2005, 611–631.

4 Cf. *Arno Strohmeyer*, Wahrnehmungen des Fremden: Differenzerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert: Forschungsstand – Erträge – Perspektiven, in: *Michael Rohrschneider / Arno Strohmeyer (Ed.),* Wahrnehmungen des Fremden. Differenzerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert, Münster 2007, 1–50.

5 There is a contemporary Latin duplicate in the Moravian Regional Museum, sign G 11557/2, fol. 100r–111v. About the popularity of this manuscript between the early modern sovereigns see also *Simona Binková, Josef Polišenský*, Česká touha cestovatelská. Cestopisy, deníky a listy ze 17. století, Praha 1989, 267–293.

6 In his monograph, Harald Ilsøe also gives a brief description of the authors of the travelogues and diaries and refers to other literature. Cf. *H. Ilsøe*, Udlændinges rejser i Danmark indtil år 1700, København 1963. Some missing sources were already mentioned by *Carl Petersen*, Rejser i Danmark indtil Frederik IV.s død, in: Tidsskrift for Kulturhistorie og Lokalhistorie, 1914, Vol. 1, 45–60.

of a diplomatic mission, such as the legation secretary or chaplain, or any other retainer well versed in the written word.

A truly special position is held by two diaries published in editions and with several impressions over the more than 350-year publication history. The first is a description of the journey and subsequent political negotiations of the English ambassador Bulstrode Whitelocke at the court of Christina, Queen of Sweden[7]. The second, and probably better known work, was written in 1674 by the experienced Italian ambassador, philosopher, and celebrated poet Lorenzo Magalotti. This envoy of the Tuscan Medici family added several personally drawn pictures to his *Notizie di Svezia*, which contributed to the originality of the work. Magalotti's journey via Hamburg and Denmark is enriched by a unique depiction of a sauna, skating and sledging nobles, and a typical Swedish village house with turn roof[8]. Thanks to many drawings of various social classes, Magalotti's work constitutes an important inspiration for contemporary Swedish historians interested in the history of fashion[9].

In addition to literature written in English, Italian, Dutch, and French, in the list we also find frequent German-language travelogues and diaries written on the basis of experience from diplomatic missions. One of the dominant works is the diary of the imperial envoy Raimondo Montecuccoli, who, accompanied by Enea Sylvio Caprara[10], travelled to the court of Queen Christina at the turn of 1653/1654 in order to oversee strict adherence to the fulfilment of bilateral treaties arising from negotiations in Münster. But in contrast to the previous examples, this diary was probably not written for the purpose of subsequent publication. Even so, Montecuccoli's diary remains an extraordinary source for learning about the cultural stereotypes of the Central Europeans[11].

The travelogues written at the behest of legation chaplains, which were predominantly penned in Latin, are also exceptional. Their content focused mainly on a specific group of readers recruited exclusively from the ranks of the clergy. For this reason, there is a predominance of topics describing the state and living conditions of the minority Catholic community, which as a non-tolerated sub cul-

7 In this diary, we can also find for example much information about Raimondo Montecuccoli, the imperial ambassador in Stockholm. See *Henry Reeve*, A Journal of the Swedish Embassy in the Years 1653 and 1654, Vol. I–II, London 1855.

8 *Lorenzo Magalotti*, Sverige under år 1674, Stockholm 1986.

9 *Håkan Möller*, Lyx och mode i stormaktstidens Sverige. Jesper Swedberg och kampen campaign mot perukerna, Stockholm 2014. Magalloti's travelogue is also an extraordinary and detailed description of the personality of the young Swedish king Charles XI. This description became a much sought-after source for all of Charles' biographers. The best known include *Alf* Åberg, Karl Charles XI, Falun 1994. The most voluminous work is that of Göran Rystad. Cf. *G. Rystad*, Karl Charles XI – en biografi, Lund 2010.

10 This fact was mentioned by Swedish courtier Johan Ekeblad. "*I förleden fredags blef en offentlig bal dansad på slottet, där då grefve Montecuculi dronningens ordre bekom, som kallas ordre d'Amaranthe. Han vill med första sin kos tillika med den andra grefven, som* är *med honom, som heter comte de Cabrara och* är *Picolominis systerson.*" See *Nils Sjöberg*, Johan Ekeblads bref, Stockholm 1915, 307.

11 *Alois Veltzé (Ed.)*, Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli, III. Band, Wien et al. 1900, 75–108.

ture struggled in a confessional highly homogeneous yet hostile environment. For example, frequent descriptions of Scandinavian saints and a detailed description of places associated with their activities are given in the Catholic discourse on the pages of travelogues[12].

The travelogues written by the imperial legate chaplain in the second half of the seventeenth century constitute a true rarity. There seem to exist only two such works. The first was written in 1690 by Martin Gottseer, a Jesuit from Upper Austria working as chaplain in the legation of Franz Ottokar von Starhemberg, who represented the emperor in Stockholm between 1690 and 1699[13]. The second work, which was never printed, consists of daily travel entries from Prague to Stockholm written by the Silesian Jesuit Caspar Paschke, who from 1700 on held the same position as his colleague and was from the same order as Martin Gottseer, too. Moreover, as one of the members of the legation of the imperial ambassador Gotthard Hellfried von Welz, the Jesuit Paschke combined his Latin written description of the trip with a final report about the state of the Kingdom of Sweden in the first years of the reign of King Charles XII[14].

The list of diaries, often with a detailed description of the trips and perception of specific Scandinavian elements, also includes other, yet unpublished works. Some of them were definitely not intended to be read by unauthorised readers. Primarily records written as supplements to official reports or summaries written after return were usually added to the family or court archives. They were destined to be an important aid and first point of reference for those succeeding in the office of an envoy. In this form of diaries, the reader can find primarily practical information about the distances between the individual towns, the forms of accommodation,

12 Legation chaplains constitute an interesting phenomenon of early modern age diplomatic practice. Many of them also operated in the confessional hostile environment as missionaries who regularly came into conflict with the local government. The activities of imperial legation chaplains in Stockholm and Copenhagen were covered by *Martin Bakeš*, Legační kaplani ve službách císařských vyslanců ve Stockholmu ve druhé polovině 17. století [Legation Chaplains in the Services of Imperial Envoys in Stockholm in the Second Half of the 17th Century], in: Český časopis historický [Czech Historical Review], 2016, Vol. 114, 941–967. Based on a study of sources kept in the Copenhagen Rigsarkivet, an article was written describing the activities of the Lutheran legation chaplains at the Danish and Swedish embassy in Vienna in the second half of the seventeenth century. See *M. Bakeš*, Shaping the Danish and Imperial Legation Chapels in Vienna and Copenhagen during the period after the Thirty Years' War, in: Theatrum Historiae, 2016, Vol. 19, 73–94.

13 The contemporary German copy of the originally Latin work is to be found in Det kongelige bibliotek Københavns (sign. 174–00874–876). This travelogue was also made available in Czech by *Martin Bakeš,* Cestopis jezuitského legačního kaplana Martina Gottseera z Vídně do Stockholmu v roce 1690 [Travel Book of Jesuit Chaplain Martin Gottseer from Vienna to Stockholm in 1690] in: Soupis archivních prací 67, 2017, 252–291. Gottseer's diary was also published by *Joseph Stöcklein*, Allerhand so Lehr- als Geist-reiche Brief, Schrifften und Reis-Beschreibung, welche von denen Missionariis der Gesellschafft Jesu aus beyden Indien, und andern uber Meer gelegenen Ländern, seit Anno 1642 bis 1726 in Europa angelangt sind, Bd. 23/24, Augspurg 1736, 173–187.

14 The Latin-written *Itinerarium A. 1700 e Bohemia in Sveciam* written by the Jesuit Caspar Paschke was interpreted some time ago, cf. *Zdeněk Hojda*, Dva jezuitské deníky z diplomatických misí: K úloze členů jezuitského řádu v mezinárodní diplomacii 17. století [Two Jesuit Diaries from Diplomatic Missions: For the role of members of the Jesuit Order in international diplomacy of the seventeenth century], in: Folia Historica Bohemica 2012, Vol. 27, 315–328.

the quality of roads or, for example, the prices for basic services. These sources are typically complemented by a record about coming across some Scandinavian curiosities or describing ceremonial practices typical of both northern royal courts.

We can classify, for example, the diary of the Saxon envoy Friedrich Adolf von Haugwitz, who negotiated closer foreign policy cooperation at the Danish and Swedish court at the end of 1671/start of 1672, amongst these practical instructions on how to successfully and safely handle a trip through Scandinavian territory. One specific feature of Haughwitz' diary are the detailed records concerning day-to-day matters on the trips, which are complemented with practical advice on paying duty, accommodation, the quality of roads, and the crossing of the straits. Haugwitz also copied some parts of his diary and subsequently submitted them as an annex to the official reports. In this way, the reports with an exclusively political content clearly differed from information relating to travel and the perception of the other within a foreign culture[15].

Another Saxon envoy who kept a diary during his trip to Sweden was Karl Gustav Löwenhaupt, whose main aim was to amend and extend mutual trade agreements. Löwenhaupt, who acted at the Swedish court mostly as the trade attaché, conducted frequent negotiations at the end of 1697/start of 1698, exclusively with representatives of the local aristocracy. Like most foreign envoys, Karl Gustav Löwenhaupt focused on the Swedish chancellor Bengt Oxenstierna, who headed the provisional regency government formed immediately after the death of Charles XI. However, the information value of Löwenhaupt's diary is minimal. In spite of the frequent daily records kept over an entire six months, its pages contain only brief descriptions of mutual visits with selected Swedish courtiers. Sometimes there crops up practical information about the settlement of bills via an entrusted trader or representative of the significant European banking houses. The diary covers from time to time the Sunday programme, where the Saxon ambassador went to church for the regular service accompanied by several Swedish nobles[16].

In contrast, the daily entries of the experienced Brandenburg envoy Christoph Caspar von Blumenthal, who negotiated with representatives of the Oldenburg court in Copenhagen for seven months at the turn of 1671/1672, contain much more information, and these entries are thematically varied. But in contrast with the aforementioned diaries, Baron von Blumenthal wrote virtually nothing about the trip from Berlin to Copenhagen. However, he describes in detail a viewing of the royal collections, visits to significant Danish aristocrats, and frequent celebrations upon the occasion of the birth of the successor to the throne, Frederik. With the title of Brandenburg envoy, Christoph Caspar von Blumenthal played a

15 Hauptstaatsarchiv Dresden, Geheimer Rat, loc. 08267/11, Deník Friedricha Adolfa von Haugwitz z mise do Dánska a Švédska 1671–1672 [Diary of Friedrich Adolf von Haugwitz from Mission to Denmark and Sweden 1671–1672].

16 Ibid., loc. 03079/04, Diarium Löwenhaupt 1697: Diarium meine andere schwedische Reise.

decisive role during these celebrations, and his presence raised the representative profile of such festive events[17].

II. THE CONTENT OF CENTRAL EUROPEAN TRAVELOGUES

In this part, I will explain how central European diplomats perceived the specific Scandinavian environment and analyse which elements created their self. In the 17th century, few Central Europeans travelled to Sweden and Denmark. Therefore, Central European knowledge about these kingdoms was comparatively finite. First contacts often occurred at an advanced age, when the diplomat was capable of drawing comparisons on the basis of previous experiences. As a result of his detailed preparation for the trip and the subsequent political negotiations, the envoy left his home with at least a relative idea of the specifics of his subsequent place of work. During the diplomatic mission, he formed his first opinions in the course of the trip passing through extensive territory, where the group had to deal with new experiences and yet unknown institutions. Some of the experiences recorded in the diary were often more intense when at a given place the ambassador did not find what he had anticipated. These newly acquired experiences redefined certain stereotypes, which the traveller had acquired on the basis of previous education and experience. The confirmation or disproving of these stereotypes or prejudices helped to further shape the identity of the envoy, who shared his experiences with both the receiving and the sending court.[18]

***

Central European diplomats delegated to Copenhagen or Stockholm in the mid-seventeenth century travelled via the same or similar routes. Imperial envoys often stopped for a few days in Prague, from where they proceeded along the Elbe with the assistance of the postal service to Dresden. The subsequent journeys of the envoys of the Emperor or the electors of Brandenburg or Saxony nearly always led to Hamburg. The routes generally copied the network of the Early Modern postal service or the geographical situation of rivers. The river Elbe played an important role in transport to Northern Europe. Travelling by river was definitely the fastest and most comfortable means of travel. Riverside inns and mainly the large German cities along the route served for accommodation. But as the individual missions were charged with visits to leading courts on the route to Hamburg, the trip along the river occurred with interruptions. In the diaries, we can also see the regular

17 This Brandenburg envoy also had extensive experience of the French, Viennese, and Spanish court. In all probability, he was already keeping a diary at the court of the Spanish Habsburgs. However, Blumenthal's daily diary entries from Spain are considered lost. Cf. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, Rep. 63, Nr. 325, Journale des geheimen Raths Freiherrn Christoph Caspar von Blumenthal nach Coppenhagen 1667, 1671–1672.

18 *Elisabeth Wåghäll Nivre,* Northern Encounters. Michael Heberer, an Early Modern German Traveller to Sweden, in: Daphnis, 2017, Vol. 45, 429–449.

diversions which mainly lead to the courts in Braunschweig and Schwerin. Conversely, it was the duty of the imperial envoys en route to Scandinavia to engage in discussions at courts in Dresden and Berlin, where they were often stopped in their tracks for several days.

On the journey to Hamburg, the diplomatic legations also took some tourist trips. Some envoys, for example, visited Lüneburg in Lower Saxony, famous for several salt mines. This was because these places were the sites of many customs posts on the route to the North. The members of the legation utilised the often long customs clearance for sightseeing at the nearby Kalkberg hill, used since prehistory as a mine. The imperial envoy Franz Ottokar von Starhemberg undertook such a trip in 1690, accompanied by his large retinue. The legation had been invited for a feast, where, in addition to Turkish crockery, large hexagonal salt stones were presented. During their return to the river Elbe, some members of the legation noted that salt water ran down the road when it rained. Certain travelogues of the Early Modern period also describe a significant amount of salt as part of the flowing water, which indicates that in several cases diplomats copied the information about this phenomenon from the books they had studied before departure or even during their long trip[19].

Hamburg was the most important place on the route between the Central European cities and Scandinavia. The legations stayed in this free imperial city for several days before they continued north via the Jutland Peninsula. But we also see some exceptions where the legation did not travel via Hamburg, such as the case of the envoy of Brandenburg, Christoph von Brandt, who travelled to Copenhagen in 1671. With just a few servants Brandt, embarked in the northern German city of Rostock on a trading ship. This ship took him without any significant delay to the island of Falster, from where the legation continued directly to the Danish capital[20]. Christoph Caspar von Blumenthal was another envoy who travelled in the same way[21]. If an envoy decided to do so, it was primarily due to the significant time saving. Travel by ship could reduce the journey time by two weeks. In 1689, Anton Johann von Nostitz, for many years the imperial ambassador in Stockholm, opted for a similar course of action when, with the permission of Leopold I, he went to Prague for a short time, where he was supposed to sort out inheritance matters and then return to Sweden[22].

Many reasons led the diplomatic envoys to Hamburg. This imperial city truly was the gateway to Scandinavia. Many informants with links to the Swedish and Danish court lived within the city walls. From many diaries, we learn that the first

19 *M. Bakeš,* Cestopis (fn. 13), 272f.

20 GStPK Berlin, I. HA, Rep. 63, Nr. 453, Berichte über Reise nach Schweden. Christopher von Brandt, Rechnung (December 1671).

21 Ibid, Rep. 63, Nr. 325, Journale des geheimen Raths Freiherrn Christoph Caspar von Blumenthal nach Coppenhagen, diary entries from 17.–21. (September 1671).

22 *M. Bakeš*, Diplomatická mise jako nejistá investice. Antonín Jan z Nostic u stockholmského královského dvora (1685 – 1690) [The Diplomatic Mission as a Non-guaranteed Investment. Anton Johann of Nostitz at the Stockholm Royal Court (1685–1690), in: Český časopis historický [Czech Historical Review], 2015, Vol. 113/3, 734.

steps of the envoys lead to the representatives of the Scandinavian monarchs in the city. The Swedish and Danish residents living in Hamburg primarily had the role of informing the government of the anticipated arrival of a foreign envoy. In this way, they became indispensable brokers of the first contacts, they managed to ensure military protection, they issued the necessary passports and documents, and they also offered practical information[23].

The envoys and their entourage often lived in the houses of the associated envoys or at very least visited them several times. In this way Georg von Plettenberg, the imperial resident in Hamburg, remained in regular contact with Count Raimondo Montecuccoli, who, although he lived during his trip to Uppsala at the inn *Zum Goldenen Bären* inn, spent a considerable part of his four-day visit at the embassy of the imperial resident[24].

Hamburg could also be a venue for a meeting between a former and future envoy in Scandinavia. For example, in 1685 according to imperial instructions Franz Anton Berka von Duba was meant to meet Anton Johann von Nostitz, his successor as imperial ambassador in Stockholm, in order to give him important secret information about Swedish-imperial diplomatic relations[25]. And five years later there was a similar meeting of Count von Nostitz with his successor, Franz Ottokar von Starhemberg[26].

As in certain imperial towns, the envoys of the Emperor or the electors of Brandenburg or Saxony were meant to conduct brief political negotiations. In Hamburg, this meant to negotiate with the city council. Further tasks of the envoys consisted in the forwarding of correspondence or verbal messages.

The citizens of Hamburg were charged with welcoming the envoys and honouring them with a lunch and gifts according to the rank, which the envoy held. In the case of some imperial envoys, we still have a description of the form that these practical "consumer" gifts took. In his reports, Adolf Wratislaw von Sternberg, a prominent courtier of Emperor Leopold I, describes a gift that he received in 1673 on a trip to Stockholm. The gift consisted of four barrels of wine and beer, half a cow, a calf, three sheep, and twenty-four different birds[27].

23 Cf. ÖStA Wien, HHStA, Staatenabteilungen, Schweden, Kart. 6, report of Michal Franz von Althann from 27.6.1682 (Hamburg); Ibid, Kart. 14, report of Burchhard Philipp von Fridag from 7.8.1720 (Hamburg). See also ÖStA, HHStA, Österreichische Geheime Staatsregistratur, Kart. 56/4, Berichten kaiserlichen Ministers Graf von Sternberg aus Schweden, report from 23.9.1673 (Hamburg).

24 *A. Veltzé (Hrsg.)*, Ausgewählte Schriften, III. Band, 83f.

25 Státní oblastní archiv Plzeň, pracoviště Klášter, Nostic (Sokolov) family archive, kart. 18/91 H3, main instruction for Anton Johann von Nostitz, imperial envoy in Stockholm dated 12.10.1685 (Vienna).

26 *Andreas Fryxell*, Handlingar rörande Sveriges historia. Tredje delen, Stockholm 1839, 201. Report of Franz Ottokar von Starhemberg to Emperor Leopold I from 29.11.1690 (Stockholm). In this respect, the Swedish work of Andreas Fryxell, who edited several diplomatic reports of Habsburg diplomats in Stockholm from 1667–1699, is unique.

27 ÖStA, HHStA, Österreichische Geheime Staatsregistratur, Kart. 56/4, Berichte des kaiserlichen Ministers Graf von Sternberg aus Schweden, report from 3.10.1673 (Copenhagen).

In Hamburg, the individual envoys also primarily visited the local postmaster, who had exclusive responsibility for sending letters to Scandinavia[28]. Some envoys, such as field-marshal of the Emperor Raimondo Montecuccoli, used their free time to inspect the fortifications and the arsenals[29]. If a Protestant legation stayed in Hamburg on a Sunday or another holy day, they attended mass at the embassies of the associated ambassadors. To this end, Catholic diplomats travelled to Altona, a city several kilometres away. Here, the Kings of Denmark guaranteed the free status of a large Catholic community since 1658. In the 1660s, and already as a minority, the Catholic community of Altona numbered several hundred souls, and the local missionaries, who recruited mainly from the ranks of the Jesuit order, ran many mission stations with extensive contacts throughout all of northern Europe[30].

In the case of Hamburg, there are interesting observations of two legation chaplains who – in the 1690s – accompanied the imperial envoy Franz Ottokar von Starhemberg and Gotthard Hellfried von Welz to Stockholm. In 1700 the Jesuit Caspar Paschke inspected the town, accompanied by a local Jesuit colleague, and he was struck in particular by the list of imported wines, the city library, and the forty-eight inns, where a traveller could spend the night[31]. The second legation chaplain, the Jesuit Martin Gottseer, spoke of Hamburg as a city where a reform movement called pietism was developing in the Lutheran confession. In his description of the city in his travelogue, Gottseer also focuses to a large extent on questions of inter-confessional coexistence at the start of the 1690s. He did not hesitate to visit a Lutheran cathedral in disguise, which he had also done several weeks previously when visiting Luther's grave in Wittenberg. During the one-day stay of the imperial legation headed by Count von Starhemberg in Wittenberg, the Jesuit Martin Gottseer observed that

> "*Der Ort rühmt sich seiner hohen Schul und noch mehr deß Martin Luthers ersten Abfalls, wie auch dessen Grab, welches unter der Erden und mit einem schlechten Stein bedeckt, mit Staub und Koth dick* überzogen*, wie nicht weniger mit Betstühlen* überstellt *ist. Man hatte lang zu raumen und abzukratzen, bevor wir solches haben sehen können. Ein Ding kame mir ungereimt vor, daß die Lutheraner diesen teutschen Mahomet so hoch in Ehren haben und seine Grabstatt dannoch mit Füssen ia mit kothigen Schuhen betretten, da hingegen die Türcken das Grabmahl ihres falschen Propheten zu Medina anderst zu verehren wissen.*"[32]

28 Hamburg was also a key node for the Swedish royal post. See *Heiko Droste*, The Terms of Royal Service: Post Servants' Finances, c. 1700, in: *Id. (Ed.),* Connecting the Baltic Area: The Swedish Postal system in the Seventeenth Century, Huddinge 2011, 123–174.

29 *A. Veltzé (Ed.),* Ausgewählte Schriften, III. Band, 83f.

30 In terms of facts, from this aspect the monograph of Lebrecht Dreves summarising the missionary activity of Catholic clerics in the area of Lower Saxony and the Jutland Peninsula is exceptional. Cf. *L. Dreves*, Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. Ein Beitrag zur Geschichte der nordischen Missionen, Schaffhausen 1866, 76–111. Concerning foundation of Catholic community in Alton and Lykstad also *Wilhelm Karup*, Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark vom Beginn bis zur Gegenwart, Münster 1863, 331–345.

31 *Z. Hojda*, Dva jezuitské deníky (fn. 14), 316f.

32 *M. Bakeš,* Cestopis (fn. 13), 271.

The sea represented a natural threshold separating the northern part of the Empire and Scandinavia. Although the border of the Danish kingdom in the early modern era was virtually on the outskirts of Hamburg, the areas of the Jutland Peninsula were not seen as something exceptional and culturally separate from the northern German areas. This borderland truly constituted a kind of hybrid environment with a majority German-speaking population who were loyal to distant Copenhagen. In their diaries or official reports, central European diplomats experienced virtually no differences and did not notice anything exceptional as they passed through these areas. Even then the routes of the travellers used the network of the postal service. The diplomatic legations set off from Hamburg for the North via Rendsburg and Schleswig either to the island of Als, where there was the first ferry linking the Jutland Peninsula with the Danish island of Fyn, or more often to Kolding, where there was an exceptionally comfortable and, more importantly, short crossing over the straits.

The subsequent routes always passed through Odense, which was considered the centre of the entire region and a kind of concentrated example according to which travellers would form an impression of the entire area. Odense was a town with several quite good inns where the legations generally spent one night before continuing their voyage to the town of Nyborg, which was the seat of several maritime companies, ferrying clients to the central island of Sjælland for a considerable fee. The crossing over the Great Belt, which is the first of two wide straits separating the Jutland from the Scandinavian Peninsula, was nearly always associated with a dramatic depiction of the voyage. Crossing the stormy or at least very choppy sea is an important topic of almost every description of a journey to Copenhagen or Stockholm. The sea represented even for experienced central European travellers a real danger and covered a considerable length in the diaries. The dramatization of the voyage and warning of potential dangers also increased the quantity of symbolic capital by which the envoy expressed his loyalty and willingness to face considerable discomfort[33].

Furthermore, the readers of diaries, travelogues, and official reports expected certain typical events characterising a sea crossing. There is also evidence that in subsequent reissues the voyages were intentionally dramatized by the publishers, so that during preparation for the press several paragraphs were inserted about a crew that only just managed to avoid certain death[34]. The fascination with the sea also resulted in frequent reports about marine flora and, primarily, fauna. Travellers noted certain types of birds and fish that they had never seen before. The great number of small islands with vegetation that resisted the bad weather surprised many of them. The Polish envoy Jan Pasek, who travelled to Denmark in 1658 and

33 *Jean Delumeau*, Strach na Západě ve 14.–18. století: Strach doléhající na většinu, Praha 1997, 49. [Fear in the West in 14th–18th century: Fear Bearing Down on the Majority].

34 This description was added, for example, to the famous work of Jan Amos Komenský *Labyrint světa a ráj srdce* [Labyrinth of the World and Paradise of the Heart]. A description of a dramatic sea crossing appears in the edition from thirty years earlier in 1663. Cf. *Antonín* Škarka, Vybrané spisy Jana Amose Komenského [Selected Writings of Jan Amos Komenský]: Vol. 7, Prague 1974, 236–242.

left an extensive diary of his journey, also reported on the crossing of the channel in several places. His text was also full of the stereotypes and clichés that he had studied before setting out. As an envoy in Polish service Pasek evidently described images of the sea in the style of the famous map *Carta Marina* from the Swedish Catholic geographer Olaus Magnus[35]. During their short voyage, the Polish legation allegedly saw on a cliff sheep sunning themselves, cruel dolphins, and large sea dogs with fat bellies: "*Owce, delfiny okrutne, wielkie psy morskie i inne zwierzeta.*"[36]

But the members of certain diplomatic legations also gained other experiences that were not made up. From time to time the crew arrived at the shore absolutely drenched[37]. During the crossing of the diplomatic legation of the imperial envoy Franz Ottokar von Starhemberg, the entire crew of the ship, including the envoy and his wife, had to lie on the deck in order to better resist the pounding waves. Many rituals were associated with the sea crossing. For example, groups of travellers would always pray before setting sail and often during the voyage, too. Many central Europeans also faced a wholly secular ritual when they underwent a so-called sea baptism. Once again, we find references to this practice in many diaries and travelogues. Travellers could pay to avoid this unpleasant act, and in so doing financially support the sailors demanding an already heavy fee for the crossing. But some chose the "initiation".

The practice of a sea baptism is described in detail for example by Jan Laetus-Veselský, a Protestant exile originally from Moravia who in 1637 was recruited as chronicler accompanying the Polish envoy Andrzej Rej z Nagłowic to Denmark and England. During a crossing to Denmark, Laetus-Veselský describes a ritual where two servants had a mixture of tar and charcoal smeared on their faces so that the uncovered white nose and forehead symbolised an anchor. One part of this baptism also consisted of being dipped in the waves three times on a rope, which these two men did not have to undergo allegedly after the intervention of the Polish ambassador[38].

Since the early Middle Ages, the centre of the Danish island of Sjælland had been Copenhagen. And it was here where the royal court was to be found for most of the year and where foreign embassies began to be established at the end of the Thirty Years' War. Most legations heading further to Stockholm or Uppsala also passed through Copenhagen. And in the case of Copenhagen all envoys have left

35 *Historia de gentibus septentrionalibus* from the Swedish author and Catholic exile Olaus Magnus was first published in 1555 in Rome and for at least one century represented the most important source of information about Scandinavia. In the 16th and 17th century it was a very popular and widely read book included in many libraries. A cartographically exceptionally accurate map called the *Carta marina* featuring many drawings was published as a part of this edition. See German translation *Olaus Magnus*, Beschreibung allerley Gelegenheyte, Sitten, Gebräuchen und Gewonheyten der mitnächtigen Völcker in Sueden, Ost- und Westgothen, Norwegen […], Straßburg 1567.

36 *Edward Raczyński*, Pamietniki Jana Chryzostoma Paska. Z czasów panowania Jana Kazimierza, Michała Korybuta i Jana III., Poznań 1837, 27f.

37 We can read of a similar experience of the members of legation of the imperial envoy Gotthard Hellfried von Welz. Cf. *Z. Hojda*, Dva jezuitské deníky (fn. 14), 316f.

38 *Josef Polišenský*, Česká touha cestovatelská: Cestopisy, deníky a listy ze 17. století [The Czech Desire for Travel: Travelogues, Diaries, and Letters from the 17th Century], Praha 1989, 194.

us shorter or longer entries in their diaries, which to a certain extent were influenced by the length of stay in the city of residence of the House of Oldenburg. None of them left out a city walk, which most often occurred with the assistance of a guide. Diplomats with high status could also view the most interesting parts of the city from a coach whilst being accompanied by an entrusted royal official or associated envoy. In the case of imperial envoys, the role of guide may have been taken by legation chaplains, who also explained the difficult conditions of the local Catholic community to the envoys passing through[39].

It was the policy of the local government to show foreign ambassadors the possibilities of the fleet, the harbour, and the arsenal. Under the influence of the weapons they had seen, some foreign observers praised the Danish army's capacity for action with the latest equipment. An inspection of the navy was nearly always performed in the company of the royal admiral, who was responsible for the presentation in French or German. Virtually all diplomats also viewed the market, farm buildings, the library, and, for example, the royal stables. The envoy of Brandenburg, Christoph Caspar von Blumenthal, who kept a diary about the several months of his stay in Copenhagen, visited the royal stables several times. In the stables, decorated ceremonial saddles and the best examples of the royal family's horses from domestic and foreign studs were shown to him. Blumenthal was also interested by the associated zoo with many living predators, the predominant ones being a lion and several lynxes[40].

During their stay in Copenhagen, many members of the diplomatic legations saw the royal *Kunstkammer*. The Oldenburg treasure was also of great interest to the Brandenburg envoy von Blumenthal, who viewed the treasure several days after arriving in the city. The experienced elector's envoy gives a detailed description in particular of the crown jewels, the extensive collection of medals, and the many items carved from ivory. In the case of royal collections, another type of curiosity fascinated every envoy or noble traveller. For example, seven years earlier a model of a ship propelled by an ingeniously designed mechanism had fascinated the English ambassador Charles Howard, the Earl of Carlisle[41].

But the real pride of the Danish ruling dynasty was the castle Rosenborg, near the resident's palace Frederiksborg, some forty kilometres north of the city. In the case of Frederiksborg, only a few diplomatic envoys found the time to make such a significant excursion. In most cases this happened en route to the Danish town of Helsingør, where there was a ferry across the Öresund, the destination of a sig-

39 For example, the imperial envoy Raimondo Montecuccoli inspected the city accompanied by the Spanish legation chaplain Willem van Aelst. Cf. *Oskar Garstein*, Rome and the Counter-Reformation in Scandinavia. Vol. III. (1622–1656), Leiden 1992, 459f.

40 GStPK Berlin, Rep. 63, Nr. 325, Journale des geheimen Raths Freiherrn Christoph Caspar von Blumenthal nach Coppenhagen, diary entry from 28 September 1671.

41 This description in detail what diplomats had seen could be also a satisfaction of hunger for curiosity of their readers and, perhaps even more important, link to their special status and rank, because only few people were allowed to see those items. See *Guy Miége*, A Relation of Three Embassies from his Sacred Majestie Charles II to the Great Duke of Muscovie, The King of Sweden, and The King of Denmark, London 1669, 410.

nificant number of the legations going on to Sweden. So Rosenborg was definitely the more frequently visited of the Danish kings' residences. This château was also visited after his arrival by the envoy of Brandenburg Christoph Caspar von Blumenthal, who in his diary described in particular the form of the royal throne in the so-called lacquer room. The throne was carved from the tusks of walruses and narwhals caught off Greenland. This for the central European observer highly curious construction was complemented by golden statuettes with a biblical theme and semi-precious stones on the top of the backrest („*Ametist so groß wie zwey Hühnereyer*"[42]). And according to Blumenthal, this audience room also had three life-size silver bears representing the strength of the Danish ruling dynasty. The myth of the ursine origin of the Danish kings was still unusually strong in the early modern era and fully respected even outside the realm[43].

The envoys of Saxony, of Brandenburg, and the Emperors most often crossed the Öresund between Helsingør and Helsingborg, where the straits were at their narrowest. From here, they sailed to the province of Skåne, which was ceded definitively to the Kingdom of Sweden in 1658. For the entire Early Modern Period, there was a powerful royal garrison in Helsingborg to collect the Öresund customs duty. It was the task of the town's representatives and high officers to officially welcome foreign diplomats to the territory of Scandinavia, to invite them to lunch, and to arrange some contacts for them with the Swedish court.

One of the first impressions to strike every traveller passing through the Swedish kingdom was the virtually unprecedented expensiveness. The Lutheran Gottlieb von Windischgrätz expressed himself very eloquently on this matter when in 1663 he travelled to the court of the young Charles XI as imperial envoy: „*Ich bin zu Paris und Rom geweset aber dergleichen Theüerung in allen nicht gesehen, alle wahren so herankommen müssen 40 pro cento geben*"[44]. Based on the well-preserved accounts from the diplomatic mission of the Brandenburg envoy Christoph von Brandt from 1671 we can deduce that whereas this legation carrying its load on seven carts travelled approximately one kilometre per gulden in the Empire, in Sweden it travelled less than 450 metres. In general terms the total travel costs, which included accommodation and food, were twice as high on Swedish territory[45].

Complaints about high prices and a lack of money are a common theme of diplomatic reports, but in the case of Sweden the highly disadvantageous issuing of bills of exchange subject to an extraordinary commission also caused the difficult financial situation. To give an idea of this, in the case of the diplomatic mission of Franz Anton Berka von Duba in 1684, the banking house of the Pestalozzi took 25% of the promised amount of 8250 gulden. The same situation occurred a year

42 GStPK Berlin, Rep. 63, Nr. 325, Journale des geheimen Raths Freiherrn Christoph Caspar von Blumenthal nach Coppenhagen, diary entry from 20 October 1671.

43 *Michel Pastroureau*, Medvěd: Dějiny padlého krále [The Bear: History of a Fallen King], Prague 2011, 88.

44 ÖStA Wien, AVA, FA Harrach, Kart. 449, correspondence of Gottlieb von Windischgrätz to Count Franz Albrecht von Harrach, letter of 2.2.1664 (Stockholm).

45 GStPK Berlin, I. HA, Rep. 63, Nr. 453, Berichte über Reise nach Schweden. Christopher von Brandt, Rechnung (December 1671).

later in the case of Anton Johann von Nostitz. The commission increased every year and reached its zenith at the end of the 1690s, during the years of the diplomatic mission of the imperial envoy Franz Ottokar von Starhemberg. The still living Ottavio Pestalozzi, who was the exclusive broker of financial transactions and money transfers between central Europe and Scandinavia, demanded a commission of 35–44% for such transfers[46].

One of the first things that many diplomats of all nationalities noticed was the striking militancy of the Swedish people and the martial tradition associated with frequent rituals. The imperial envoy and general Raimondo Montecuccoli was interested, for example, in the *indelningsverket*, which consisted of the duty of the fourth estate to billet in their houses soldiers who had to report for duty regularly at nearby training grounds and in their free time were theoretically obliged to help farmers and their families, especially at harvest time. This system of scattered barracks was greatly admired not only by experts in the art of war, but also by regular travellers with other interests and preferences[47].

The status of women, which repeatedly caught the interest of foreign visitors, was closely associated with the army morale of Sweden. The high proportion of women to men was mainly caused in the entire 17th century and first half of the 18th century by the repeated and long-lasting wars that cost the lives of an extraordinary number of young men. As a result, women had to take up traditionally male occupations and undertake physically more demanding activities, such as ploughing, reaping, or sailing. In his diary in 1653 the English ambassador Bulstrode Whitelocke praised the physical robustness of the women in the form of a learned discussion about a good breed of horses, and he compared Swedish and English women, referring primarily to the historical tradition where as far back as the pagan Viking times the wives accompanied their men into battle and so were more used to greater suffering than the wives of Englishmen[48].

Many observers were interested in the morphology of the landscape and weather of Scandinavia. Naturally Central Europeans were fascinated by the amount of daylight in the summer, which afforded the opportunity to travel more kilometres per day. In contrast, the winter in Sweden was described as unpleasant, and with the significant reduction in daylight there came physical frustration, illness, and an unwillingness to work. In most diaries, we find similar records about the unpleasant nature of the northern winter. But we can also read of the surprising reactions of foreign travellers who to their own astonishment rated the summer as extraordinarily warm and even suitable for the growing of some southern crops. In some

46 ÖStA Wien, FHKA, Sammlungen und Selekte, Hof- und Kameralzahlamtbücher, Kart. 125, 128 and 140, payments to imperial envoys Berka, Nostitz, and Starhemberg to Sweden (1685–1699).

47 *A. Veltzé (Ed.)*, Ausgewählte Schriften, III. Band, 89.

48 *H. Reeve*, A Journal of the Swedish Embassy: Vol I. (fn. 7), 209. Here also *Dorothea Nolde*, Aufbruch und Festschreibung: Zum Verhältnis von Geschlechtergrenzen und kulturellen Grenzen auf europäischen Auslandsreisen der Frühen Neuzeit, in: *Christine Roll / Frank Pohle / Matthias Myrczek (Ed.),* Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung, Köln 2010, 547–557.

descriptions the winter did not meet the previous expectations of the observer, and it was comparable with winter in Central Europe.

The Scandinavian landscape was also perceived positively. Travellers mostly appreciated the quality of roads and the flatness with a minimal number of hills, with the ever-present small and larger stones and natural lakes. But in many cases the forests were seen in a negative light, and in certain areas they were so large that they could not be traversed in a single day. In the forest, sometimes there were Swedish villages or towns according to which the entire region was evaluated. The travelling diplomats noticed the quality of life in these towns built exclusively from wood and the typical Swedish houses with a turf roof. The imperial envoy Adolf Wratislaw von Sternberg, to name one, was surprised several times at the size of Swedish towns, which he often described as larger villages compared with Bohemian and Austrian towns[49].

But in addition to positive evaluations, there were also negative ones. As well as the bad weather and cruel winters, envoys complained about the bad air. In his reports, the Count von Sternberg recalled for example the words of his predecessor Hermann von Basserode, when he observed that he had not believed his predecessor until he himself experienced it[50].The bad weather combined with the frequent illnesses was a common theme of the reports sent from the Kingdom of Sweden. Many diplomats had a frank fear of death in the Lutheran areas and found many reasons why they should be recalled from them. For example, following consultations with local royal doctors the imperial envoy Michael Franz von Althann blamed his poor state of health on the quality of the water, which throughout all of Sweden was said to be "*das Wasser gantz süß und nicht piquant ist* […] *mit einem flüchtigen Vitriol*"[51].

Most diplomatic envoys went from Skåne in southern Sweden to Stockholm along the route Jönköping, Linköping, Norrköping. Some managed to complete the journey of approximately 550 kilometres through the Kingdom of Sweden in less than two weeks. The number of servants and amount of baggage always slowed the pace significantly. Envoys who travelled to Stockholm with wives and children travelled on average twice as slowly, which amongst other things made the trip far more expensive. After arriving in the capital, the legation's first destination were the rooms of one of the citizen's houses or an aristocratic palace that had been leased in advance. Most imperial, Saxon, and Brandenburg envoys lived on the central Stockholm island of Gamla stan during their stay, just a short distance from the royal palace Tre kronor.

A detailed description of Stockholm with all its local specific features is also characteristic of the many daily entries of diplomats. The royal châteaux around

49 ÖStA, HHStA, Österreichische Geheime Staatsregistratur, Kart. 56/4, Berichte des kaiserlichen Ministers Graf von Sternberg aus Schweden, report from 18.10. and 5.11.1673 (Stockholm and Linköping).

50 Ibid. report from 20.12.1673 (Stockholm).

51 ÖStA Wien, HHStA, Staatenabteilungen, Schweden, Kart. 6, report of Michal Franz von Althann from 18.8.1683 (Stockholm).

Stockholm and the city palaces and their fittings as seen through the eyes of central European nobility were the primary subjects of appraisal. As most envoys kept a diary during their stay in the capital, we can also observe other characteristic themes permeating the text. The description of the journey and its everydayness is replaced by impressions from the many contacts with the Swedish nobility. Significant space is also given to describe of the royal court, the royal family and, in particular, the person of the king. The daily entries are also characterised by their description of the frequent court celebrations, balls and musical performance, hunting or shooting, which were intended to break up the day-to-day routine of political negotiations. Some experiences were also compared in detail with the central European reality. For example, many diplomats were surprised at the popularity of bear hunts, which were still a regular pastime of Swedish nobles in the first half of the eighteenth century, that is, at a time when this predator had been virtually absent from central Europe for several centuries[52]. A meeting with the Lapps "servants" by some Swedish aristocrats as living curiosities represented a true sensation[53].

III. CONCLUSION

The diplomatic traveller shared his recorded experiences of the travel to Scandinavia after his return. Therefore, members of diplomatic missions were important mediators of the cultural transfer, who significantly shaped the image of Northern Europe in Central Europe. The acquired experience and the knowledge of Scandinavia represented an important and specific form of cultural capital that distinguished the envoy from the court society. Johann Phillip von Lamberg, who advised his younger cousin Leopold Joseph on making a selection for a diplomatic post, summed up this fact. According to Johann Phillip, Stockholm was an ideal place of activity. While Stockholm was perceived by the courtiers as a "*langes Exil*", the return from a successful diplomatic mission would lead to the possibility to climb up the social ladder at court, that is: "*sich* [zu] *einem vollkommenen Staatsmann et Caesari, einem qualifizierten Ministrum zu machen*"[54].

Working abroad for several years could lead to a certain acculturation and subsequent change of foreign-policy preference. The missions of Bengt Oxenstierna and Sten Bielke at the court of Vienna and Brandenburg are good examples. Both

52 One of the last records of a bear hunt comes from 1720 and was written by the imperial envoy Burchhard Philipp von Fridag, who in his report noted the two-week absence of Frederik I. in Stockholm due to his passion for hunting this predator. Cf. ÖStA Wien, HHStA, Staatenabteilungen, Schweden, Diplomatische Korrespondenz, Kart. 14, report from 18.12.1720 (Stockholm).

53 At the wish of their lords, the Sami had to show off some of their domesticated reindeer, and the dance, song, and symbols of the native religion. In Stockholm there were several owners of these "*sons of Winter*", such as the supreme chancellor Magnus De la Gardie and Gabriel Oxenstierna. Cf. for example *H. Reeve*, A Journal of the Swedish Embassy: Vol I. (fn. 7), 412f.

54 *Friedrich Polleroß*, Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706), Wien 2010, 217.

were representatives of families closely connected with the French court. But in spite of this, Oxenstierna and Bielke became leading members of the so-called pro-imperial faction at the Stockholm royal court[55]. The imperial diplomats and those of Brandenburg sought out these two men in Stockholm and they closely collaborated with them. Sometimes, this collaboration succeeded relations that were formerly established, as former imperial envoys frequented Swedish diplomats in Vienna in a similar way. One example is Adolf Wratislaw von Sternberg. Count of Sternberg had the charge of the vice chancellor of the Bohemian Kingdom. As a former diplomat to Scandinavia, he was asked to occupy the function of the imperial usher during official audience of Bengt Oxenstierna in October 1674[56].

But acculturation could also manifest through other expressions. Some envoys working for a long time in Stockholm or Copenhagen learnt at least the basics of Danish or Swedish. As a result, they expanded their libraries with Scandinavian literature. The diplomat of Saxony, Martin Frensdorf, purchased several books unavailable in Central Europe from funds he raised by the sale of collections of Swedish books[57]. For the entire early modern period, there was an exchange of goods and works of art of varying intensity, and envoys were heavily involved in these activities. For example, the imperial envoy Anton Johann von Nostitz brought several works of art from Sweden, and he had pictures of Christine of Sweden and Charles XII hung in the study and dining room of his Falkenau château. This mutual cultural transfer between Scandinavia and Central Europe occurred mainly via diplomatic agents[58].

55 A diary from the diplomatic mission of the Swedish envoy Bengt Oxenstierna has also survived. This *dagbok* from the years 1652–1653, written in Swedish and German, served primarily as a place for recording incoming and outgoing correspondence, including brief annotations. Viz Riksarkivet Stockholm, Diplomatica Germanica, kart. 279, Dagbok öfwer gref Bengt Oxenstiernas correspondence på ambassaden till kejserliga hofwet år 1652–1653.

56 ÖStA, HHStA, Hofarchive, Privat-und Familienfonde, Ältere Zeremonialakten, Kart. 9, Sign. 18, Audienzen des schwedischen Botschafters Benedikt Oxenstierna und seiner Frau bei Hof.

57 HStA Dresden, Geheimes Kabinett, loc. 03081/01, Diplomatic mission of Saxon envoy Martin Frensdorf to Stockholm, report from 22.12.1723 and 31.5.1724 (Stockholm).

58 *M. Bakeš*, Diplomatická mise (fn. 22), 741–746.

Der Überlegenheitsdiskurs eines im Niedergang begriffenen Imperiums. Osmanische Diplomaten in Europa im 18. Jahrhundert

Aydın Süer

Die Entwicklung des Reisens im Osmanischen Reich weist eine Fülle von Aspekten und Problemen auf. Seien es die entscheidenden sozialhistorischen oder individuell-biographischen Impulse, die die Menschen dazu veranlasst haben, fremde Länder zu erkunden, oder die Herausbildung einer spezifischen Reisekultur, es ließe sich mit Sicherheit eine Vielzahl von Fragestellungen formulieren, die die verschiedenen Facetten des Reisens abdecken und Gegenstand fundierter wissenschaftlicher Untersuchungen sein könnten. Tatsache ist, dass erst mit der verstärkten Entsendung von osmanischen Diplomaten in die europäischen Hauptstädte im achtzehnten Jahrhundert die Zahl der Reisenden ebenso wie die der Berichte darüber spürbar anstieg, und es bildete sich in der osmanischen Literatur allmählich ein eigenständiges Genre des Reiseberichts heraus. Die Gründe und näheren Umstände, die zu dieser Entwicklung geführt haben, sollen nun im Einzelnen dargelegt werden.

OSMANISCHE GESANDTSCHAFTSBERICHTE – DER GESCHICHTLICHE HINTERGRUND

Die erste ständige diplomatische Vertretung des Osmanischen Reiches im Ausland wurde im Jahre 1793 in London errichtet.[1] Darauf folgten 1796 die Botschaften in Berlin und Wien sowie 1797 die Botschaft in Paris.[2] Während sich die osmanischen Delegationen noch mit den Anfangsschwierigkeiten ihrer jeweiligen Missionen herumschlagen mussten, konnten die europäischen Mächte zu jener Zeit bereits auf eine jahrhundertelange diplomatische Tradition zurückblicken. Denn in Europa hatte sich – mit der venezianischen Diplomatie in führender Position – schon

1 *Çağpar Fıkırkoca*, Bir Osmanlı Gözlemcinin İngiliz Siyasal Sistemine Bakışı, in: Tarih ve Toplum (1984), 65–67, 65.

2 *Nedret Güngördü*, Osmanlılarda İlk İkamet Elçilikleri, in: Askeri Tarih Bülteni (1987), 35–42, 39. *Jean-Louis Bacqué-Grammont / Sinan Kuneralp / Frédéric Hitzel*, Représentants permanents de la France en Turquie (1536–1991) et de la Turquie en France (1797–1991). Recueil publié à l'occasion du quatre cent cinquante-cinquième anniversaire de l'établissement des relations diplomatiques permanentes entre la France et la Turquie, İstanbul / Paris 1991, 117.

im fünfzehnten Jahrhundert ein ständiges Gesandtschaftssystem entwickelt.[3] Der zeitliche Abstand, der durchaus den Eindruck einer mehr als dreihundertjährigen Verspätung der Osmanen erweckt[4], bedarf daher einer näheren Erläuterung.

Der Unilateralismus der frühen osmanischen Diplomatie

Ein Aspekt, der in diesem Zusammenhang üblicherweise ins Feld geführt wird, ist – wie so oft – die Religion.[5] Demnach sei die Ursache für die so unterschiedlichen Entwicklungen in Europa und im Osmanischen Reich „in der Staatskonzeption des klassischen Islams zu suchen, nach der der muslimische Staat nach den Grundsätzen des religiösen Rechts […] in allen seinen Bereichen bestmöglich geleitet wird und von daher allen nichtmuslimischen Regierungsformen überlegen ist"[6]. Indes war das politische Ideal, an dem sich die Osmanen orientierten, ein äußerst komplexes theoretisches Gebilde, welches sich aus den Quellen der hellenistischen, arabischen, persischen und osmanischen Philosophie sowie den politischen Traditionen Zentralasiens, des Byzantinischen und des Persischen Reiches speiste.[7] Das Erklärungsmodell hingegen, welches auf gleichsam reduktionistische Weise die Religion ins Zentrum rückt, stützt sich in erster Linie auf die islamisch-rechtlichen Territorialkonzepte des *Dar al-Islam* (Gebiet des Islams) und des *Dar al-Harb* (Gebiet des Krieges). Während Ersteres ein Land – oder genauer: ein Hoheitsgebiet – bezeichnet, in dem die Bestimmungen des Islams geltend sind und das der Herrschaft eines muslimischen Souveräns untersteht, steht Letzteres für dasjenige Territorium, welches noch nicht zu dem des Islams gehört. Wie auch der Begriff nahelegt, ist *Dar al-Harb* dementsprechend – aktuell oder potentiell – Kriegsschauplatz, bis es durch Eroberung in *Dar al-Islam* verwandelt wird. Zumindest theoretisch ist der islamische Staat daher in einem dauernden Kriegszustand mit der nichtmuslimischen Welt.[8]

3 *Alfred Kohler*, Expansion und Hegemonie. Internationale Beziehungen 1450–1559, Paderborn u. a. 2008, 32.

4 *Mehmet Alaaddin Yalçınkaya*, Osmanlı Devleti'nin Yeniden Yapılanması Çalışmalarında İlk İkamet Elçisinin Rolü, in: Toplumsal Tarih 6 (1996), 45–53, 45.

5 *Jacob C. Hurewitz*, Ottoman Diplomacy and the European State System, in: The Middle East Journal 15 (1961), 141–152, 146. *Ercümend Kuran*, Avrupa'da Osmanlı İkamet Elçiliklerinin Kuruluşu ve ilk Elçilerin Siyasi Faâliyetleri. 1793–1821, Ankara 1988, 10f. *Bernard Lewis*, Islam and the West, Oxford / New York 1993, 19. *Thomas Naff*, Ottoman Diplomatic Relations with Europe in the Eighteenth Century. Patterns and Trends, in: *Thomas Naff / Roger Owen* (Hrsg.), Studies in Eighteenth Century Islamic History, Carbondale u. a. 1977, 88–107, 97. *Stanford J. Shaw*, Between Old and New. The Ottoman Empire under Selim III, 1789–1807, Cambridge (MA) 1971, 185.

6 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31, Dissertation, Universität Wien 1992, 8.

7 *İbrahim Şirin,* Osmanlı İmgeleminde Avrupa, Ankara 2009, 97. *Yusuf Oğuzoğlu*, Osmanlı Devlet Anlayışı, İstanbul 2000, 165–214.

8 *Mohammad-Reza Djalili*, Dar al-Harb, in: *John L. Esposito* (Hrsg.), The Oxford Encyclopedia of the Modern Islamic World. Vol. 1, New York / Oxford 1995, 337f. *Rudolph Peters*, Dar al-Islam, in: *John L. Esposito* (Hrsg.), The Oxford Encyclopedia of the Modern Islamic World. Vol. 1, New York / Oxford 1995, 338f.

Obgleich zahlenmäßig nicht immer überlegen, war der Islam als der Glaube der Sultane und der herrschenden Eliten zweifelsohne die dominante Religion im Osmanischen Reich.[9] Daraus lässt sich jedoch nicht zwangsläufig ableiten, dass er zugleich auch politisches Leitprinzip gewesen sei. Vielmehr lässt sich feststellen, dass die Sultane ihr Handeln nicht vorrangig von religiösen Motiven leiten ließen, sondern stets einen politischen Pragmatismus an den Tag legten, der sich nicht wesentlich von dem der zeitgenössischen europäischen Herrscher unterschied.[10] Die auf Krieg ausgerichtete expansive Außenpolitik des Osmanischen Reiches ist daher weniger Indiz für einen religiösen Drang, die Ungläubigen zu bekämpfen oder gar zu bekehren, sondern trägt vielmehr die charakteristischen Züge eines auf der Weltbühne agierenden Imperiums.[11] Der Islam nahm in diesem Zusammenhang lediglich eine legitimierende Funktion ein, die dazu diente, die Herrschaftsstellung des Sultans als Hüter des wahren Glaubens zu festigen.

Wenn es die Situation erforderte, wussten die Sultane also sehr wohl, die dichotome territoriale Aufteilung der Welt in Kriegs- und Friedensgebiet zu übergehen. Weder die Lehrsätze des islamischen Rechts noch die Auslegungen islamischer Juristen im Hinblick auf Krieg und Frieden reichen daher aus, um das außenpolitische Handeln des Osmanischen Reiches über die Jahrhunderte vollständig zu erklären.[12]

Die Behauptung, dass Krieg und Eroberung die einzigen außenpolitischen Mittel seien, derer sich die osmanischen Herrscher bedienten, lässt sich also nicht halten.[13] Auch ist die im Vergleich zu Europa sehr späte Errichtung ständiger Botschaften im Ausland nicht, wie es häufig getan wird[14], als mangelndes Interesse an den Geschehnissen außerhalb der eigenen Grenzen misszuverstehen.[15] Gerade die Aufgeschlossenheit, die viele Sultane insbesondere den europäischen Wissenschaften entgegenbrachten, widerlegen eine solche These und zeugen im Gegenteil von einem durchaus vorhandenen und zudem sehr ausgeprägten Interesse.[16] So

9 *Colin Imber*, The Ottoman Empire, 1300–1650. The Structure of Power, Basingstoke 2009, 1.

10 *Suraiya Faroqhi*, The Ottoman Empire and the World Around It, London / New York 2007, 28.

11 *A. Nuri Yurdusev*, The Ottoman Attitude toward Diplomacy, in: *A. Nuri Yurdusev* (Hrsg.), Ottoman Diplomacy. Conventional or Unconventional?, Basingstoke / New York 2004, 5–35, 17–21. *Herfried Münkler*, Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005, 59–67.

12 *Huri İslamoğlu-İnan*, *Çağlar Keyder*, Agenda for Ottoman history, in: *Huri İslamoğlu-İnan* (Hrsg.), The Ottoman Empire and the World Economy, Cambridge u. a. 1987, 42–62, 43. *Cemal Kafadar*, Between Two Worlds. The Construction of the Ottoman State, Berkeley 1995, 19.

13 *Gilles Veinstein*, İstanbul'da İlk Daimi Sefaretlerin Açılması, in: *Edhem Eldem / Ersu Pekin / Aksel Tibet / Çağatay Anadol* (Hrsg.), Bir Allame-i Cihan. 2. Cilt. Stefanos Yerasimos (1942–2005), İstanbul 2012, 717–733, 717.

14 *Stanford J. Shaw*, Between Old and New (Anm. 5), 5. *Ahmet Rasim*, Osmanlı'da Batışın Üç Evresi. III. Selim, II. Mahmut, Abdülmecit, İstanbul 1989, 74. *Fatih Bayram*, Ebûbekir Râtib Efendi as an Ottoman Envoy of Knowledge between the East and the West, Masters Thesis, Bilkent University 2000, 13.

15 *Suraiya Faroqhi*, The Ottoman Empire and the World Around It (Anm. 10), 1. *Gilles Veinstein*, Sulayman the Magnificient and Christianity. The Limits of Antagonism, in: Perceptions. Journal of International Affairs 8 (2003), 159–172, 167.

16 *Ekmeleddin* İhsanoğlu, Ottomans and European Science, in: *Patrick Petitjean / Catherine Jami / Anne Marie Moulin* (Hrsg.), Science and Empires. Historical Studies about Scientific Development and European Expansion, Dordrecht u. a. 1992, 37–48, 38–44.

berief der Palast schon im fünfzehnten Jahrhundert eine Gruppe von europäischen Wissenschaftlern – *tâife-i efrenciyân* (Gruppe der Europäer)[17] – ein, die er damit beauftragte, sich Kenntnisse über die neusten wissenschaftlichen Entwicklungen in Europa zu verschaffen und diese im Osmanischen Reich zur Anwendung zu bringen.[18] Als besonders hervorstechendes Beispiel für die Unbefangenheit im Umgang nicht nur mit den Wissenschaften, sondern auch und vor allem mit den Künsten Europas gilt gemeinhin Sultan Mehmed II. (reg. 1444–1446 und 1451–1481)[19], wenngleich es nicht immer bloß wissenschaftliche oder künstlerische Neugierde war, die ihn antrieb, sondern es ihm vor allem auch darum ging, die Ursachen für die Erfolge großer historischer Gestalten des Abendlandes in Erfahrung zu bringen.[20]

Auch die Diplomatie war, wie bereits erwähnt wurde, kein unbekanntes Terrain für die osmanischen Herrscher. Beginnend mit den ersten Jahrzehnten nach der Reichsgründung, wurden immer wieder diplomatische Beziehungen zu anderen Staaten aufgenommen und auch mehr oder weniger langfristig aufrechterhalten.[21] Das sie von dem europäischen Diplomatieverständnis grundlegend unterscheidende Charakteristikum der osmanischen Diplomatie hingegen war ihr unilateraler Ansatz.[22] Denn die politische und militärische Vormachtstellung der Osmanen gegenüber Europa, die sie gewiss auch als natürliche Folge ihrer religiösen Überlegenheit verstehen wollten, verlieh ihnen bei zwischenstaatlichen Verhandlungen stets eine vorteilhafte Position, so dass sie ihre Forderungen durchsetzen konnten, ohne je gegen größere Widerstände ankämpfen zu müssen. Dieser Umstand hielt

17 Obwohl das Wort *Efrenc* wörtlich übersetzt *Franke* bedeutet, bezeichnet es im osmanischen Sprachgebrauch vor allem auch die große Gruppe der Europäer (*Mehmet Zeki Pakalın*, Osmanlı Tarih Deyimleri ve Terimleri Sözlüğü, Cilt I, İstanbul 1993, 635.)

18 *Rhoads Murphey*, The Ottoman Attitude towards the Adoption of Western Technology. The Role of the Efrencî Technicians in Civil and Military Applications, in: *Jean-Louis Bacqué-Grammont / Paul Dumont* (Hrsg.), Contributions à l'histoire économique et sociale de l'Empire ottoman, Leuven 1983, 287–298, 288.

19 *Ercüment Kuran*, Osmanlı Daimî Elçisi Ali Aziz Efendi'nin Alman Şarkiyatçısı Friedrich von Diez ile Berlin'de İlmî ve Felsefî Muhaberatı, in: *Ercüment Kuran / Mümtaz'er Türköne* (Hrsg.), Türkiye'nin Batılılaşması ve Millî Meseleler, Ankara 2004, 131–141, 131. *Neslihan Asutay-Effenberger, Ulrich Rehm*, Einleitung. Die historische Gestalt des Sultans, in: *Neslihan Asutay-Effenberger / Ulrich Rehm* (Hrsg.), Sultan Mehmet II. Eroberer Konstantinopels – Patron der Künste, Köln u. a. 2009, 7–13, 10–11. *Jürg Meyer zur Capellen*, Gentile Bellini als Bildnismaler am Hofe Mehmets II., in: *Neslihan Asutay-Effenberger / Ulrich Rehm* (Hrsg.), Sultan Mehmet II. Eroberer Konstantinopels – Patron der Künste, Köln u. a. 2009, 139–160, 141.

20 *Franz Babinger*, Mehmed der Eroberer und seine Zeit. Weltenstürmer einer Zeitenwende, München 1953, 548f.

21 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III., Bern / Frankfurt a. M. 1975, 108. *Harriet Rudolph*, Türkische Gesandtschaften ins Reich am Beginn der Neuzeit. Herrschaftsinszenierung, Fremdheitserfahrung und Erinnerungskultur. Die Gesandtschaft des Ibrahim Bey von 1562, in: *Marlene Kurz / Martin Scheutz / Karl Vocelka / Thomas Winkelbauer* (Hrsg.), Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie. Akten des internationalen Kongresses zum 150-jährigen Bestehen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Wien, 22.–25. September 2004, Wien / München 2005, 295–314, 295.

22 *Ömer Kürkçüoğlu*, The Adoption and Use of Permanent Diplomacy, in: *A. Nuri Yurdusev* (Hrsg.), Ottoman Diplomacy. Conventional or Unconventional?, Basingstoke / New York 2004, 131–150, 131.

die osmanischen Herrscher lange Zeit – nämlich bis ins achtzehnte Jahrhundert – davon ab, die europäischen Mächte als ihnen ebenbürtige Akteure in der weltpolitischen Arena anzuerkennen. Demzufolge kam es für die Osmanen überhaupt nicht in Frage, sich der zwischen europäischen Staaten gängigen Praxis der gegenseitigen Entsendung ständiger Botschafter anzuschließen. Die Beteiligung an einer im Wesentlichen auf Reziprozität beruhenden Diplomatie[23] wäre nämlich einer Aufwertung der europäischen Monarchen gleichgekommen und hätte sie auf dieselbe Stufe gestellt wie der über allen erhabene Sultan, der Schatten Gottes auf Erden (*zillullah fi'l-arz*).[24]

Es war also nicht Ignoranz oder gar religiöser Dogmatismus, sondern die den diplomatischen Gepflogenheiten innewohnende hohe Symbolträchtigkeit, die die osmanischen Herrscher daran hinderte, ständige Botschaften im Ausland zu errichten. Stattdessen begnügten sie sich mit einer Art Ad hoc-Diplomatie[25] und entsendeten ihre Delegationen nur zu ganz konkreten Anlässen an ausländische Höfe. Hierzu zählten unter anderem das Überbringen von Briefen, die Mitteilung der Thronbesteigung, der Absetzung oder des Todes eines Sultans, das Aushändigen von ratifizierten Vertragstexten oder Geschenken sowie nicht zuletzt das Austragen von Verhandlungen.[26] Gemäß dem diplomatischen Grundsatz *el-kâdimu yuzâru* (etwa: nur wer kommt, wird besucht) handelte es sich bei diesen Missionen jedoch überwiegend um Gegenbesuche, denen eine Gesandtschaft aus dem jeweiligen Land vorausgegangen sein musste.[27] Auf diese Weise wurde die Vorrangstellung des Sultans gegenüber anderen Herrschern nochmals mit Nachdruck hervorgehoben. Zudem wurde großer Wert darauf gelegt, die eigene Superiorität auch in den Ausstattungen der jeweiligen Missionen symbolhaft zur Schau zu stellen. So gehörten beispielsweise edle Pferde, kostbare Geschenke sowie eine hochwertige Bekleidung von Delegationsmitgliedern zum Standartinventar. Diese wurden sorgfältig und dem Missionszweck angemessen ausgewählt und von einem eigens dafür erstellten Budget finanziert.[28]

23 *Jeremy Black*, A History of Diplomacy, London 2010, 68f. *Alessandra Contini*, Aspects of Medicean Diplomacy in the Sixteenth Century, in: *Daniela Frigo* (Hrsg.), Politics and Diplomacy in Early Modern Italy. The Structure of Diplomatic Practice, 1450–1800, Cambridge u. a. 2000, 49–94, 63. *Garrett Mattingly*, Renaissance Diplomacy, New York 1988, 87.

24 *Mehmet Naci Önal,* Kutsalın Türk Kültüründeki İzleri. Tanrısal Simgecilik, in: Millî Folklor 21 (2009), 57–72, 60.

25 *Bülent Arı*, Early Ottoman Diplomacy: Ad Hoc Period, in: *A. Nuri Yurdusev* (Hrsg.), Ottoman Diplomacy. Conventional or Unconventional?, Basingstoke / New York 2004, 36–65, 36.

26 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 109f.

27 *Ali İbrahim Savaş*, Osmanlı Diplomasisi, İstanbul 2007, 45f.

28 *Faik Reşit Unat*, Osmanlı Sefirleri ve Sefaretnameleri, Ankara 2008, 24–28. Die Zurschaustellung der eigenen Überlegenheit im Kontext diplomatischer Beziehungen scheint in der Tat eine dermaßen große Rolle gespielt zu haben, dass sie sogar Thema literarischer Texte wurde. Bekanntestes Beispiel hierfür ist wohl die im Jahre 1917 erstmals erschienene Erzählung *Pembe İncili Kaftan* (Der Kaftan mit den rosa Perlen) von dem bedeutenden spätosmanischen Schriftsteller Ömer Seyfettin (1884–1920) *(Ömer Seyfettin*, Pembe İncili Kaftan, in: *ders.* (Hrsg.), Bütün Eserleri. Hikâyeler–2, İstanbul 1999, 124–134.). Noch heute wird in öffentlichen Debatten über die türkische Außenpolitik immer wieder aus diesem Werk zitiert. Auch der französische Dramatiker Molière

Obgleich die Osmanen also die reziproke Diplomatie für sich bewusst ablehnten, so waren sie doch stets wichtige Akteure innerhalb eines europa- oder sogar weltweiten diplomatischen Netzwerks, als dessen Zentrum lange Zeit die Stadt Venedig galt. Hier trafen sich die Vertreter des Osmanischen Reiches häufig mit europäischen Delegationen, um sich mit ihnen über wichtige außenpolitische Belange auszutauschen.[29] Später dann ließen die Osmanen aber auch die Eröffnung ausländischer Gesandtschaften in Istanbul zu. Bedenkt man allerdings, dass gemäß diplomatischem Usus die Errichtung einer ständigen Botschaft, wie bereits erwähnt wurde, gleichbedeutend war mit einer Respekterweisung gegenüber dem Gastgeberland, erscheint dies durchaus nachvollziehbar. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang nur, dass sich die europäischen Mächte offenbar erst nach der Zunahme der militärischen Niederlagen gegen die Osmanen zu dem Entschluss durchringen konnten, ihre diplomatischen Beziehungen zum Osmanischen Reich in dieser Form weiterzuführen. Die Eroberung Konstantinopels durch Sultan Mehmed II. im Jahre 1453, die auf eine unaufhaltsame Expansion des Osmanischen Reiches hinzudeuten schien und in Europa deshalb einen Diskurs der *Türkengefahr* auslöste, markiert diesbezüglich einen Wendepunkt.[30]

Es zeigt sich also, dass die osmanischen und europäischen Machthaber durchaus eine gemeinsame diplomatische Sprache sprachen, die im Übrigen nur einen Teil des viel umfassenderen „Shared Discourse of the Ottoman and European Worlds“[31] ausmachte. Denn nicht nur die diplomatischen Konventionen als solche, sondern auch und vor allem deren symbolischer Gehalt – in diesem Fall die Entsendung ständiger Botschafter – war ihnen allen geläufig. Dies belegt abermals, dass das Osmanische Reich und Europa sich eben nicht als zwei dichotome Einheiten gegenüberstanden, sondern dass eine kontinuierliche Interaktion zwischen ihnen stattgefunden haben muss.

So war es die Republik Venedig, die im Jahre 1454 die erste ausländische Vertretung auf osmanischem Boden eröffnete. Dazu wurde, da mit der Einnahme Konstantinopels das Byzantinische Reich zu seinem Ende gekommen war, der bis dahin dort sesshafte Gesandte kurzerhand zum venezianischen Botschafter im Os-

(1622–1673) nahm sich dieses Themas an. In seiner Komödie *Le Bourgeois Gentilhomme*, die er 1670 im Auftrag des Königs Ludwig XIV. niederschrieb (*Molière*, Le Bourgeois Gentilhomme, Bielefeld / Leipzig 1883), verspottete er den osmanischen Gesandten Süleyman Ağa, der während der Audienz beim König diesen aufgefordert hatte, sich zu Ehren des Sultans zu erheben (*Michael F. Klinkenberg*, Das Orientbild in der französischen Literatur und Malerei vom 17. Jahrhundert bis zum fin de siècle, Heidelberg 2009, 98).

29 *Maria Pia Pedani-Fabris*, Ottoman Diplomats in the West. The Sultan's Ambassadors to the Republic of Venice, in: Tarih İncelemeleri Dergisi 11 (1996), 187–202, 192.

30 *Palmira Brummett*, Ottoman expansion in Europe, ca. 1453–1606, in: *Suraiya N. Faroqhi / Kate Fleet* (Hrsg.), The Cambridge History of Turkey. Volume 2: The Ottoman Empire as a World Power, 1453–1603, Cambridge u. a. 2013, 44–73, 45. *Almut Höfert*, Den Feind beschreiben. „Türkengefahr“ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450–1600, Frankfurt a. M. / New York 2003, 57.

31 *Cemal Kafadar*, The Ottomans and Europe, in: *Thomas A. Brady / Heiko A. Oberman / James D. Tracy* (Hrsg.), Handbook of European History, 1400–1600. Volume I: Structures and Assertions. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation, Leiden u. a. 1994, 589–635, 320.

manischen Reich ernannt.[32] Auf Venedig folgten dann der Reihe nach die Vertretungen Polens im Jahre 1475, Russlands (1497), Frankreichs (1525), Österreichs (1528), Englands (1583), Hollands (1612), Schwedens (1737), des Königreichs Neapel (1740), Dänemarks (1756), Preußens (1761) und Spaniens (1787).[33] Mit anderen Worten: binnen kurzer Zeit wurde Istanbul zu einem der bedeutendsten diplomatischen Zentren der Welt.[34]

Das Demonstrieren der eigenen Überlegenheit gegenüber den jeweils anderen übte in diesem Zusammenhang, wie wir gesehen haben, eine wichtige Funktion aus. Die Entscheidung der europäischen Staaten, eine ständige diplomatische Vertretung in Istanbul zu errichten, ist vor diesem Hintergrund daher als Eingeständnis der eigenen Unterlegenheit zu bewerten.

> „Die Ausrichtung einer Gesandtschaft verkörperte einen Akt der ostentativen Ehrerbietung gegenüber dem Empfänger, gleichzeitig demonstrierte der Absender den eigenen Gesprächsbedarf und begab sich damit in die Position des potenziell Unterlegenen. Es war ein Spiel des lange Zeit von beiden Seiten als ungleich wahrgenommenen Kräfteverhältnisses, daß die osmanischen Sultane nicht nur seltener Gesandtschaften endsandten, sondern in der Regel auch rangniedrigere […]. Der Form, in welcher der Absender seine Gesandtschaft ausrichtete, und der Art und Weise, wie sein Kontrahent diese empfing, kam deshalb eine hohe symbolische Bedeutung zu. Hier ging es nicht nur um Politik, sondern um die Inszenierung von Politik. Die Ausgestaltung des Zeremoniells war somit neben dem Kriegsschauplatz ein zweiter Konfliktaustragungsort, auf dem gelegentlich genauso erbittert gestritten wurde wie auf dem Schlachtfeld."[35]

Daraus erklärt sich auch die Geringschätzung, die die Osmanen den ausländischen Botschaftern entgegenbrachten.[36] Nicht nur wurden sämtliche protokollarische Abläufe, von der Einreise über die Audienz beim Sultan – so es denn überhaupt

32 *Gilles Veinstein*, İstanbul'da İlk Daimi Sefaretlerin Açılması (Anm. 13), 719.

33 *Dariusz Kołodziejczyk*, Ottoman-Polish Diplomatic Relations (15th–18th Century). An Annotated Edition of 'Ahdnames and Other Documents, Leiden u. a. 2000, 171. *Ralf C. Müller*, Der umworbene ‚Erbfeind'. Habsburgische Diplomatie an der Hohen Pforte vom Regierungsantritt Maximilians I. bis zum ‚Langen Türkenkrieg' – ein Entwurf, in: *Marlene Kurz / Martin Scheutz / Karl Vocelka / Thomas Winkelbauer* (Hrsg.), Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie. Akten des internationalen Kongresses zum 150-jährigen Bestehen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Wien, 22.–25. September 2004, Wien / München 2005, 251–279, 261. *Leos Müller*, The Swedish Consular Service in Southern Europe, 1720–1815, in: Scandinavian Journal of History 31 (2006), 186–195, 188. *Geoff R. Berridge*, Dragomans and Oriental Secretaries in the British Embassy in Istanbul, in: *A. Nuri Yurdusev* (Hrsg.), Ottoman Diplomacy. Conventional or Unconventional?, Basingstoke / New York 2004, 151–166, 151. *Bülent Arı*, İlk Osmanlı-Hollanda Münasebetleri, in: *Güler Eren* (Hrsg.), Osmanlı. 1 – Siyaset, Ankara 1999, 493–501, 497. *Mehmet Alaaddin Yalçınkaya*, Bir Avrupa Diplomasi Merkezi Olarak İstanbul. 1792–1798 Dönemi İngiliz Kaynaklarına Göre, in: *Güler Eren* (Hrsg.), Osmanlı. 1 – Siyaset, Ankara 1999, 660–675, 662f. *Ali Efdal* Özkul, The Consuls and their Activities in Cyprus unter the Ottoman Administration (1571–1878), in: Turkish Studies 8 (2013), 239–283, 242.

34 *Ali İbrahim Savaş*, Osmanlı Diplomasisi (Anm. 27), 37.

35 *Harriet Rudolph*, Türkische Gesandtschaften ins Reich am Beginn der Neuzeit (Anm. 21), 295.

36 *Ali İbrahim Savaş*, Osmanlı Diplomasisi (Anm. 27), 17.

eine gab – bis hin zur Abreise, von den Osmanen selbst vorgegeben[37]; auch wurden Gesandte mitunter grob behandelt und sogar Beleidigungen ausgesetzt.[38] In der Errichtung von ausländischen Gesandtschaften in Istanbul sahen die Osmanen nämlich eine zusätzliche Würdigung ihrer ohnehin evidenten Vormachtstellung. Die Erteilung der Erlaubnis, überhaupt eine Botschaft eröffnen zu dürfen, wurde von ihnen daher naturgemäß als eine Art der Privilegierung lanciert.[39] Es sei jedoch betont, dass die Möglichkeit, in die osmanische Hauptstadt zu kommen, auch von den Gästen selbst als Privileg empfunden wurde. Gleich zu Beginn versuchten die Ankömmlinge in Istanbul daher, die Eröffnung weiterer Botschaften zu verhindern.[40] Auch zeigen die immer wieder offen zutage getretenen Konkurrenzkämpfe, wie sehr die Vertreter der verschiedenen Länder sich bemühten, in die Gunst des Sultans zu gelangen. Selbst die Lage der Botschaftsgebäude spielte dabei eine bedeutende Rolle, denn die räumliche Nähe zur Hohen Pforte (*Bâb-ı Âli*; Bezeichnung für den Sultanspalast in Istanbul) galt zugleich als Ausdruck von großer Ehrfurcht vor der Erhabenheit des Sultans.[41]

Der allmähliche Sinneswandel

Im siebzehnten Jahrhundert allerdings geriet die universelle Hochachtung gegenüber dem Sultan, welche den ausländischen Vertretern gleichsam abgenötigt wurde, nach und nach ins Wanken. Bereits im Jahre 1606, zum Zeitpunkt des Friedens von Zsitvatorok, war erkennbar geworden, dass sich die Kräfteverhältnisse zwischen den europäischen Mächten und dem Osmanischen Reich zu Ungunsten des Letzteren verschoben hatten. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte waren die Osmanen gezwungen, einen Vertrag zu akzeptieren, in dem sie Zugeständnisse machen mussten.[42] Dabei hatten sie bis dahin Friedensverträge, die eigentlich nur Waffenstillstandsvertäge gewesen waren, grundsätzlich nur geschlossen, indem sie ihre eigenen Forderungen der Gegenseite diktierten. Friedensvorschläge kamen stets von den Gegenparteien, und die Vertragstexte wurden in einem entsprechend überheblichen Ton abgefasst und den Gegnern oft unter entwürdigenden

37 Ebd., 71–77.

38 *Geoff R. Berridge*, Diplomatic Integration with Europe before Selim III, in: *A. Nuri Yurdusev* (Hrsg.), Ottoman Diplomacy. Conventional or Unconventional?, Basingstoke / New York 2004, 114–130, 118. *İbrahim Şirin,* Osmanlı İmgeleminde Avrupa (Anm. 7), 138.

39 *Ali İbrahim Savaş*, Osmanlı Diplomasisi (Anm. 27), 43. *Kemal Beydilli*, Sefâretnâme (Osmanlılar'da), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 36, İstanbul 2009, 289–294, 292.

40 *Bülent Arı*, Early Ottoman Diplomacy: Ad Hoc Period (Anm. 25), 39.

41 *Gilles Veinstein*, İstanbul'da İlk Daimi Sefaretlerin Açılması (Anm. 13), 727.

42 *Anton C. Schaendlinger*, Die Entdeckung des Abendlandes als Vorbild. Ein Vorschlag zur Umgestaltung des Heerwesens und der Außenpolitik des Osmanischen Reiches zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: *Gernot Heiss / Grete Klingenstein* (Hrsg.), Das Osmanische Reich und Europa 1683 bis 1789. Konflikt, Entspannung und Austausch, München 1983, 89–112, 89.

Umständen in Istanbul ausgehändigt.[43] Der Vertrag von Zsitvatorok hingegen war das Ergebnis echter Verhandlungen zwischen bevollmächtigten Vertretern. Hinzu kam, dass der Ort der Verhandlungen und der Vertragsunterzeichnung nicht wie bislang der Sultanshof war, sondern „ein öder Punkt im Niemandsland zwischen den Herrschaftsbereichen der Habsburger und der Osmanen“[44]. Zudem wurde mit dem Frieden von Zsitvatorok das vom Kaiser an den Sultan gezahlte Ehrengeschenk in Höhe von jährlich 30.000 Dukaten eingestellt und das bisherige Tributverhältnis endgültig beendet. Stattdessen sollten nun „zum letzten- und ein- für allemahl zweymahlhunderttausend Thaler abgeführt, künftighin aber nur alle drey Jahre durch Botschafter freywillige Geschenke ohne Werthbestimmung von beyden Seiten gegeben werden“[45].

Der zweite Artikel des Vertrages legte zudem ausdrücklich fest, dass von nun an der Sultan im gegenseitigen Schriftverkehr mit den Habsburgern anstelle der bisherigen Bezeichnungen *Beç Kralı* (König von Wien) oder *Nemçe Kralı* (König von Österreich) den Titel *Romayi Çasar* (Römischer Kaiser) verwenden sollte.[46] Für die Osmanen stellte dies einen besonders großen Prestigeverlust dar, zumal nun für die diplomatischen Beziehungen zwischen ihnen und der Habsburgermonarchie der Grundsatz der Gleichberechtigung aufgestellt wurde. Dabei waren sie es gewohnt, gerade durch die zuweilen abschätzigen und herabsetzenden Titulaturen, die sie anderen Herrschern zugestanden, ihren Machtanspruch und ihr imperiales Selbstverständnis zum Ausdruck zu bringen. So pflegten sie beispielsweise, den 1531 zum römisch-deutschen König gewählten Ferdinand I. als *Ferenduş Kral* (König Ferdinand) oder dessen Bruder, den römischen Kaiser Karl V., bloß als *Vilâyet-i İspanya Kralı* (König der Provinz Spanien) zu titulieren. Die römischen Kaiser Maximilian II. (reg. 1564–1576) und Rudolf II. (reg. 1576–1612) hingegen wurden abfällig *Alaman Kralı* (Deutscher König) genannt.[47]

Die Schwäche des Osmanischen Reiches, die es zu solchen Zugeständnissen zwang, war also nicht mehr zu verbergen und zudem nun schriftlich dokumentiert. Unmittelbar nach den Friedensverhandlungen von Zsitvatorok begannen jedoch auf Osmanischer Seite auch die Bemühungen, die Ursachen für den nunmehr offensichtlich gewordenen Machtverfall zu ergründen. Eine im Jahre 1630 verfasste und dem damaligen Sultan Murat IV. (reg. 1623–1640) zugedachte kritische Abhandlung über die Missstände im Staat ist hierfür ein gutes Beispiel. Der Autor, Koçi Bey, der laut Beschreibung des Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall

43 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 24.

44 *Klaus-Peter Matschke*, Das Kreuz und der Halbmond. Die Geschichte der Türkenkriege, Darmstadt 2004, 318.

45 *Joseph von Hammer-Purgstall*, Geschichte des Osmanischen Reiches, Vierter Band: Vom Regierungsantritte Murad des Dritten bis zur zweyten Entthronung Mustafa's I. 1574–1623. Grossentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven, Pest 1829, 393f.

46 *Miklós Esterházy*, Türkische Schriften aus dem Archive des Palatins Nikolaus Esterházy 1606–1645. Redigiert von Ludwig Feteke, Budapest 1932, 4.

47 *Markus Köhbach*, Çasar oder imparator? Zur Titulatur der römischen Kaiser durch die Osmanen nach dem Vertrag von Zsitvatorok (1606), in: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 82 (1992), 223–234, 223–225.

„durch sein Werk über den Zerfall des osmanischen Reiches den Nahmen des türkischen Montesquieu verdient“[48], versuchte darin, die wirtschaftlichen, institutionellen, politischen und sozialen Bedingungen des Verfalls zu ermitteln.[49] Korruption und Missbrauch, die nach Auffassung Koçi Beys den gesamten osmanischen Verwaltungsapparat durchdrungen hatten, wurden detailliert thematisiert, und auch der Sultan selbst wurde darin auf geradezu unverfrorene Weise ermahnt.[50]

Obgleich der als großer Reformer geltende Sultan Murad IV.[51] die offenen Worte Koçi Beys zu Herzen nahm[52], brach die Serie militärischer Niederlagen für die Osmanen nicht ab. Die herben Rückschläge gegen die Truppen des Habsburgerkaisers im osmanisch-österreichischen Krieg von 1663–1664, welcher durch den Friedensvertrag von Eisenburg / Vasvár beendet wurde[53], sowie die misslungene zweite Belagerung Wiens im Jahre 1683 bildeten diesbezüglich zwei weitere Marksteine. 1686 mussten die Osmanen unter anderem das prestigereiche Ungarn an das Habsburgerreich sowie weitere Gebiete an Polen, Russland und Venedig abtreten. Diesen sogenannten *Großen Türkenkriegen*[54] folgte dann der Friedensschluss von Karlowitz im Jahre 1699, der den Beginn des allmählichen Rückzugs der Osmanen aus Europa einläutete. Von nun an gingen sie den europäischen Mächten gegenüber in Defensivstellung und zielten nicht mehr auf die Errichtung einer Weltherrschaft, sondern lediglich auf die Beibehaltung des Status quo.[55] Ihr ausgeprägtes Selbstbewusstsein als Großmacht schien allerdings nach wie vor ungebrochen.[56] Denn trotz der folgenschweren territorialen Verluste, die sie in den Jahren zwischen 1683 und 1699 hatten hinnehmen müssen, legten sie während der Gespräche in Karlowitz ein beachtliches diplomatisches Geschick an den Tag, gepaart mit solidem Wissen über die Interessenlage ihrer Verhandlungspartner.[57] Nichtsdestotrotz verdeutlichte Karlowitz – und später auch der Friede von Passarowitz (1718), der ebenfalls mit wichtigen Gebietsabtretungen verbunden war und eigentlich nur noch „die urkundliche Bestätigung der Ohnmacht

48 *Joseph von Hammer-Purgstall*, Geschichte des Osmanischen Reiches, Zweyter Band: Vom Regierungsantritte Suleiman des Ersten bis zur zweyten Entthronung Mustafa des Ersten. 1520–1623. Grossentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven, Pest 1834, 349.

49 *Ömer Faruk Akün*, Koçi Bey, in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 26, Ankara 2002, 143–148, 144f.

50 *Walter F. A. Behrnauer*, Koġabeg's Abhandlung über den Verfall des osmanischen Staatsgebäudes seit Suleiman dem Grossen. Nach Wiener und St. Petersburger Handschriften, in: Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 15 (1861), 272–332, 306.

51 *Stanford J. Shaw*, Between Old and New (Anm. 5), 6.

52 *Anton C. Schaendlinger*, Die Entdeckung des Abendlandes als Vorbild (Anm. 42), 89.

53 *Klaus-Peter Matschke*, Das Kreuz und der Halbmond (Anm. 44), 354–357.

54 Ebd., 348.

55 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 27. *Ali İbrahim Savaş*, Osmanlı Diplomasisi (Anm. 27), 30.

56 *Christoph K. Neumann*, Political and diplomatic developments, in: *Suraiya N. Faroqhi* (Hrsg.), The Cambridge History of Turkey. Volume 3: The Later Ottoman Empire, 1603–1839, Cambridge u. a. 2006, 44–62, 51.

57 *Rifa'at A. Abou-El-Haj*, Ottoman Diplomacy at Karlowitz, in: Journal of the American Oriental Society 87 (1967), 498–512, 498f.

des Osmanenreiches“[58] darstellte – die neue Mächtekonstellation, in der sich das Osmanische Reich nunmehr befand. Die vielleicht wichtigste Einsicht, zu der die Aufeinanderfolge militärischer Niederlagen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Osmanen zwang, war dahingehend, dass sie ganz offenkundig nicht mehr im Stande waren, ihr Reich eigenständig gegen Angriffe von außen zu verteidigen. Sie waren auf Bündnisse mit den Europäern angewiesen.[59] Denn auf ihre eigene militärische Überlegenheit konnten sie sich bei Verhandlungen nicht mehr stützen. Diese war geschwunden, weshalb es ihnen auch nicht mehr möglich war, ihre Forderungen der Gegenseite aufzuoktroyieren. Es bedurfte also anderer diplomatischer Fähigkeiten, und zwar solcher, die sich grundlegend von der Art der Diplomatie unterschieden, die sie seit jeher praktiziert und für sich beansprucht hatten.[60] Ganz abgesehen von dem Fehlen des hierzu nötigen Know-hows, verfügte die Hohe Pforte zu jener Zeit noch nicht einmal über einen Stab, der eigens für den Außendienst geschult gewesen wäre, zumal es sich bei den bisherigen Gesandtschaften der Osmanen stets um außergewöhnliche – und nicht ständige – diplomatische Missionen gehandelt hatte.[61] Mit zunehmender Häufigkeit wurden daher im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die ausländischen Botschafter in Istanbul um Rat gefragt, von denen einige sogar eine wichtige Rolle bei der Formulierung der neuen osmanischen Außenpolitik spielen sollten.[62]

Die Entwicklungen im siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts sowie die zuweilen vernehmbare Ratlosigkeit stimmten die osmanischen Eliten zwar mitunter pessimistisch. Damit einher ging jedoch auch eine Einsicht in die Notwendigkeit von Reformen; mit anderen Worten: „the first change in Ottoman attitudes toward the West from haughtiness to reconciliation, from indifference to attention and from that of a ruler to that of a participant“[63]. Ein zu jener Zeit äußerst einflussreicher Traktat gibt Aufschlüsse darüber, was das Wesentliche der damaligen Reformideen ausmachte. 1732 veröffentlichte İbrahim Müteferrika, ein osmanischer Gelehrter und Staatsmann ungarischer Herkunft[64], seine Schrift *Usûlü'l-Hikem fi Nizâmi'l-Ümem* (Die Grundlagen der Weisheit über die Ordnung der Völker), in der er die Verwaltung, das Heerwesen sowie die Auslandsbeziehungen des Osmanischen Reiches auf eine neue Grundlage zu stellen versuchte. Das Bahnbrechende an Müteferrikas Ansatz bestand darin, dass er nicht nur – wie andere Texte der gleichen Art – konkrete Reformvorschläge formulierte, sondern vor allem auch die Reformidee als solche neu dachte. Denn während der Reform-

58 *Anton C. Schaendlinger*, Die Entdeckung des Abendlandes als Vorbild (Anm. 42), 90.

59 *Ali İbrahim Savaş*, Osmanlı Diplomasisi (Anm. 27), 35.

60 *Thomas Naff*, Ottoman Diplomatic Relations with Europe in the Eighteenth Century (Anm. 5), 96.

61 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 114.

62 *Carter Vaughn Findley*, Bureaucratic Reform in the Ottoman Empire. The Sublime Porte, 1789–1922, Princeton 1980, 127. *Thomas Naff*, Ottoman Diplomatic Relations with Europe in the Eighteenth Century (Anm. 5), 96.

63 *Fatma Müge Göçek*, East Encounters West. France and the Ottoman Empire in the Eighteenth Century, Oxford / New York 1987, 9.

64 *Erhan Afyoncu*, İbrâhim Müteferrika (ö. 1160/1747), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 21, İstanbul 2000, 324–327, 324.

begriff bislang immer nur im Sinne eines Wiedererstehens der guten alten Zeiten – namentlich der Ära Süleymans I. (reg. 1520–1566) – aufgefasst worden war, wies Müteferrika als einer der ersten auf die Notwendigkeit substanzieller Neuerungen hin, die sich zudem explizit an den Entwicklungen in Europa orientieren sollten.[65] So liest sich sein Traktat als ein umfassendes Reformprojekt, welches verschiedene Regierungsformen analysiert, die Bedeutung der Wissenschaften für die politische Ordnung eines Staates hervorhebt und darüber hinaus einen großen Schwerpunkt auf das Militärwesen legt.[66] In letzterer Hinsicht spiegelt Müteferrikas Schrift allerdings durchaus das Klima wider, welches unter den zeitgenössischen osmanischen Eliten herrschte. Als Folge der katastrophalen Niederlagen bildete nämlich bei diesen für gewöhnlich das Militär den Hauptinhalt ihrer Reformideen. Dementsprechend war das vorrangige Ziel ihrer Bestrebungen zunächst die Stärkung der osmanischen Kriegsmacht.

In der Verfolgung dieses Ziels wurden osmanische Diplomaten, die im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zunehmend an verschiedene europäische Höfe entsandt wurden, zusätzlich damit beauftragt, ein besonderes Augenmerk auf das Militärwesen der jeweiligen Länder zu richten. Die meisten Gesandten waren bereits mit dem Traktat İbrahim Müteferrikas vertraut und hatten eine zumindest ungefähre Vorstellung von den militärischen Entwicklungen in Europa.[67] Die mit ihrer Hilfe aus dem Ausland gewonnenen Erkenntnisse bildeten sodann die Grundlage für die Errichtung von technischen Schulen und Akademien in Istanbul, an denen Experten für das Heerwesen ausgebildet werden sollten.[68]

Die Aneignung neuer Kriegstechnologien war vor allem auch deshalb von Bedeutung, da die Legitimität des Sultans unmittelbar an dessen militärische Erfolge geknüpft war. Als Souverän einer expansiv ausgerichteten Imperialmacht, die zumindest theoretisch die Weltherrschaft anstrebte, war er nämlich gezwungen, Siege vorzuweisen. Denn, wie die Beispiele Mehmeds IV. (reg. 1648–1687) und Mustafas II. (reg. 1695–1703) deutlich zeigen, konnten große Niederlagen einem Sultan mitunter auch den Thron kosten.[69]

Veränderungen des Gesandtschaftswesens unter Sultan Selim III.

Das Erkennen der Notwendigkeit einer Neuorganisation des Heerwesens nach europäischem Vorbild sowie die Abkehr von den Gebräuchen der typisch einseitigen osmanischen Diplomatie erfolgten, wie dargelegt wurde, nahezu zeitgleich

65 *Ercüment Kuran*, Osmanlı İmparatorluğunda İslâm Düşüncesinin Gelişmesi, in: *Ercüment Kuran / Mümtaz'er Türköne* (Hrsg.), Türkiye'nin Batılılaşması ve Millî Meseleler, Ankara 2004, 107–115, 108. *Gábor Ágoston,* The Ottoman Wars and the Changing Balance of Power along the Danube in the Early Eighteenth Century, in: *Charles Ingrao / Nikola Samardžić / Jovan Pešalj* (Hrsg.), The Peace of Passarowitz, 1718, West Lafayette 2011, 93–108, 106.

66 *Adil* Şen, İbrahim Müteferrika ve Usûlü'l-Hikem Fî Nizâmi'l-Ümem, Ankara 1995, 73f.

67 *Hasan Korkut*, Osmanlı Elçileri Gözüyle Avrupa, İstanbul 2007, 106.

68 *Ercüment Kuran*, Osmanlı İmparatorluğunda İslâm Düşüncesinin Gelişmesi (Anm. 65), 108.

69 *Suraiya Faroqhi*, The Ottoman Empire and the World Around It (Anm. 10), 117.

im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nichtsdestotrotz lag der Fokus eindeutig auf dem Militär, zumal die Osmanen davon ausgingen, dass die Wiederherstellung ihrer ursprünglichen militärischen Stärke sie dazu befähigen würde, auch in der Diplomatie wieder die Oberhand zu gewinnen. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die territorialen Verluste sich häuften, setzte sich allmählich auch die Einsicht durch, dass sich die in Angriff genommenen strukturellen Veränderungen nicht auf das Heerwesen beschränken durften, sondern auf andere Institutionen des Staates ausgeweitet werden mussten.[70] Vor diesem Hintergrund erschien nunmehr auch der Übergang zur reziproken Diplomatie nach europäischem Muster – das heißt die Errichtung ständiger Gesandtschaften im Ausland, um unmittelbar vor Ort Einfluss auf die politischen Entwicklungen nehmen zu können – erforderlich.[71]

Fast ein ganzes Jahrhundert nach dem Friedensschluss von Karlowitz sollte dieser Schritt unter der Regierung Selims III. (reg. 1789–1807) begangen werden. Selim III., der nach vier Sultanen fortgeschrittenen Alters mit nur achtundzwanzig und bezeichnenderweise im Jahre der Französischen Revolution 1789 den Thron bestieg, gilt gemeinhin als großer Reformer, der eine neue Ära in der Geschichte des Osmanischen Reiches einläutete.[72] Anders als seine Vorgänger, die ihre Entscheidungen ausschließlich im Hohen Reichsdivan (*Dîvân-ı Hümâyun*), der Regierung des Osmanischen Reiches, zu treffen pflegten, unternahm er erstmals den Versuch, die gesamte osmanische Führungsschicht durch Konsultationen in den Entscheidungsprozess einzubeziehen. So berief er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung eine beratende Versammlung (*Meclis-i Meşveret*) ein, deren Mitglieder – über zweihundert an der Zahl – er aufforderte, Reformvorschläge zu formulieren und ihm zu unterbreiten.[73] Über zwanzig Memoranda wurden daraufhin eingereicht, darunter das des in Istanbul geborenen armenischen Historikers und Diplomaten in schwedischen Diensten Ignatius Mouradgea D'Ohsson, Autor des *Tableau Général De L'Empire Othoman*[74]. Selim hatte D'Ohsson ausdrücklich darum gebeten, die Themen Wissenschaft und Militärwesen eingehend zu erörtern.

Infolge der Beratungen bildete Selim III. schließlich eine Reformkommission, die das Programm der sogenannten *Nizâm-ı Cedîd* (Neue Ordnung) aufstellte. Obwohl das Programm insgesamt zweiundsiebzig Artikel umfasste, die von der Gesetzgebung über das Heerwesen bis hin zu Aspekten der zentralen und lokalen Verwaltung die verschiedensten Themen abdeckten, machten sich die Reformen vor allem in den Bereichen des Militärs und der Diplomatie bemerkbar. Die Gründung einer neuen – zusätzlichen – Armee im Jahre 1794, die ebenfalls den Namen *Nizâm-ı Cedîd* trug, war in diesem Zusammenhang die vielleicht sichtbarste und

70 *Ercüment Kuran*, XIX. Yüzyılda Türkiye'de Kültür Değişmesi, in: *Ercüment Kuran / Mümtaz'er Türköne* (Hrsg.), Türkiye'nin Batılılaşması ve Millî Meseleler, Ankara 2004, 21–32, 21f.

71 *Ercüment Kuran*, III. Selim Zamanında Türkiye'nin Çağdaşlaşması ve Fransa, in: *Ercüment Kuran / Mümtaz'er Türköne* (Hrsg.), Türkiye'nin Batılılaşması ve Millî Meseleler, Ankara 2004, 51–58, 54.

72 *Kahraman* Şakul, Selim III, in: *Gábor Ágoston / Bruce Masters* (Hrsg.), Encyclopedia of the Ottoman Empire, New York 2009, 514f.

73 *Stanford J. Shaw*, Between Old and New (Anm. 5), 72f.

74 *Ignatius Mouradgea D'Ohsson*, Tableau Général De L'Empire Othoman, Bde. 1–3, Paris 1787–1820.

zugleich kontroverseste Erneuerung. Die neuen Truppen wurden mit Ausrüstungen und Uniformen europäischen Stils ausgestattet und sollten sich insbesondere durch ihre europäische Militärdisziplin auszeichnen. Darüber hinaus wurden weitere auf das Kriegswesen spezialisierte Schulen und Akademien gegründet[75] sowie Ingenieure, Architekten und Offiziere aus Europa – vermittelt unter anderem durch D'Ohsson – nach Istanbul eingeladen.[76]

Die signifikanteste Veränderung im osmanischen Gesandtschaftswesen, die im Zuge der Reformen durchgeführt wurde, war der endgültige Bruch mit der Unilateralität und die daraus folgende Institutionalisierung der Diplomatie durch Errichtung ständiger Botschaften im Ausland.[77]

Schon als Kronprinz hatte Selim III. einen Gesandten, İshak Bey, an den Hof des französischen Königs Ludwig XVI. geschickt, um die Beziehungen zwischen dem Osmanischen Reich und Frankreich zu festigen und die Weichen für eine Allianz gegen Russland und Österreich zu stellen.[78] Zudem sollte İshak Bey während seines dortigen Aufenthaltes die französische Sprache lernen – der ranghohe Diplomat und Hofdolmetscher des Königs, Pierre Ruffin, erteilte ihm persönlich Unterricht –, sich mit den Wissenschaften des Kriegswesens befassen sowie Arsenale, Häfen und Werften besichtigen. Wenngleich İshak Beys Mission letztlich erfolglos blieb – er widmete sich lieber den Vergnüglichkeiten, die die Stadt Paris ihm bot –, illustriert dieses Ereignis doch auf recht deutliche Weise die Zugewandtheit Selims zu Frankreich.[79] Nicht nur war er wohl vertraut mit der Kultur dieses Landes, sondern hegte bereits als Prinz Pläne, weitreichende Reformen nach französischem Muster im Osmanischen Reich einzuführen.[80] Daher mag es zunächst auch verwundern, dass die erste ständige Botschaft, die Selim im Ausland errichten ließ, sich nicht in Paris, sondern in London befand. Da sich aber zu jener Zeit nahezu alle europäischen Monarchien gegen das revolutionäre Frankreich gestellt hatten und ein solcher Zug einem Affront jenen Mächten gegenüber gleichgekommen wäre, sah Selim vorerst davon ab, einen Diplomaten nach Frankreich zu entsenden.[81] So reiste der erste Dauergesandte des Osmanischen Reiches, Yusuf Agâh Efendi, am 14. Oktober 1793 aus Istanbul ab und erreichte am 21. Dezember 1793 sein Ziel London.[82]

75 *Kahraman Şakul,* Nizam-ı Cedid, in: *Gábor Ágoston / Bruce Masters* (Hrsg.), Encyclopedia of the Ottoman Empire, New York 2009, 434–436, 434f.

76 *Fatma Müge Göçek*, Rise of the Bourgeoisie, Demise of Empire. Ottoman Westernization and Social Change, New York / Oxford 1996, 95.

77 *Hiroki Odaka*, Osmanlı Diplomasisinin Batılılaşması, in: *Güler Eren* (Hrsg.), Osmanlı. 1 – Siyaset, Ankara 1999, 676–680, 677. *Hasan Korkut*, Osmanlı Elçileri Gözüyle Avrupa (Anm. 67), 62.

78 *Enver Ziya Karal*, Halet Efendinin Paris Büyük Elçiliği (1802–1806), İstanbul 1940, 5.

79 *İsmail Hakkı Uzunçarşılıoğlu*, Selim III'ün Veliaht iken Fransa Kralı Lüi XVI ile Muhabereleri, in: Belleten 2 (1938), 191–246, 204. *Henri Dehérain*, La Vie de Pierre Ruffin, Tome Premier. Orientaliste et Diplomate. 1742–1824, Paris 1929, 57–60.

80 *Ömer Kürkçüoğlu*, The Adoption and Use of Permanent Diplomacy (Anm. 22), 148.

81 *Ercümend Kuran*, Avrupa'da Osmanlı İkamet Elçiliklerinin Kuruluşu ve ilk Elçilerin Siyasi Faâliyetleri (Anm. 5), 13.

82 *Mehmet Alaaddin Yalçınkaya*, Osmanlı Devleti'nin Yeniden Yapılanması Çalışmalarında İlk İkamet Elçisinin Rolü (Anm. 4), 46–47.

DIE OSMANISCHEN GESANDTSCHAFTSBERICHTE DES 18. JAHRHUNDERTS

Genau in dem oben beschriebenen historischen Kontext, der von osmanischer Seite als ein drohender – wenn nicht gar: tatsächlicher – Niedergang des eigenen Reiches wahrgenommen wurde, entstanden die Gesandtschaftsberichte (osm.: *sefâretnâme*) der in die Hauptstädte der auswärtigen Mächte entsandten Botschafter. Dass die osmanischen Sultane schon unmittelbar nach der Reichsgründung im Jahre 1299 diplomatische Beziehungen ins Ausland aufnahmen, wurde bereits ausführlich dargelegt. Gesandtschaftsberichte aus jener Zeit sind gegenwärtig jedoch nicht bekannt. So ist der älteste bis heute entdeckte Bericht das Sefâretnâme des Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nach Österreich entsandten Hacı Zağanos.[83] Während Zağanos darin aber nur sehr knapp den Inhalt der von ihm geführten Gespräche wiedergab[84], fügten viele Gesandte nach ihm außer der Beschreibung ihrer Reise und dem Bericht über die Verhandlungen, die den Zweck ihrer Reise bildeten, häufig auch Bemerkungen über die Verhältnisse in den von ihnen bereisten Ländern und an dem Hof, an dem sie akkreditiert waren, ein. Aus diesem Grunde wurden Sefâretnâmes auch immer wieder in die Werke von Reichshistoriographen aufgenommen und werden heute sowohl der Reiseliteratur als auch der politischen Literatur des Osmanischen Reiches zugerechnet.[85] Inwieweit die Sefâretnâmes auch dazu dienen können, Selbst- und Fremdentwürfe, konkret die Konstruktion des osmanischen Selbst und des europäischen Anderen, zu ermitteln, gilt es in diesem Beitrag noch zu überprüfen.

Ab etwa der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden speziell die nach Europa entsandten Botschafter – zu jener Zeit eindeutig die Mehrheit[86] – ausdrücklich aufgefordert, sich in ihren Berichten nicht bloß auf die protokollarischen Abläufe oder die Empfänge am Hof zu beschränken, sondern alles nach ihrem Ermessen Wissenswerte über die *Zustände Europas*[87] schriftlich festzuhalten. Eine systematische Erörterung jener Zustände setzte jedoch nur allmählich und erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, d.h. etwa zur Zeit der Errichtung der ständigen Gesandtschaften durch Selim III., ein. Insofern gewährten jene Gesandtschaftsberichte den Osmanen nicht etwa, wie oft hervorgehoben wird, nur einen „Einblick in die damalige politische und soziale Struktur der europäischen Staaten"[88], sondern spiegelten in sich bereits einen veränderten Blick auf Europa wider. Vor diesem Hintergrund ist auch die häufig verwendete Metapher von den Sefâretnâ-

83 *Mehmet Alaaddin Yalçınkaya*, Osmanlı Zihniyetindeki Değişimin Göstergesi olarak Sefaretnamelerin Kaynak Değeri, in: Osmanlı Tarih Araştırmaları Merkezi Dergisi (1996), 319–339, 324f.

84 *Gümeç Karamuk*, Hacı Zağanos'un Elçilik Raporu, in: Belleten 56 (1992), 391–403, 391–393.

85 *Franz Taeschner*, Die osmanische Literatur, in: Handbuch der Orientalistik (1963), 250–335, 331f. *Virginia H. Aksan*, Ottoman Sources of Information on Europe in the Eighteenth Century, in: *Virginia H. Aksan* (Hrsg.), Ottomans and Europeans. Contacts and Conflicts, İstanbul 2004, 13–23, 15.

86 *Faik Reşit Unat*, Osmanlı Sefirleri ve Sefaretnameleri (Anm. 28), 229–234.

87 *Şerif Mardin*, Batıcılık, in: *ders.* (Hrsg.), Türk Modernleşmesi. Makaleler 4, İstanbul 2007, 9–19, 10.

88 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 93.

mes als *Fenster nach Europa*[89] in Frage zu stellen. Denn, wie gezeigt wurde, war der Blick der Osmanen von Beginn an auch auf Europa gerichtet. Die Gesandten des späten achtzehnten Jahrhunderts verkörperten lediglich eine veränderte Sichtweise. Die Zäsur bestand also nicht darin, dass sich die Osmanen etwa erstmals gen Europa geöffnet hätten, sondern vielmehr in einer sich darin zeigenden neuartigen Perzeption Europas.

Diese Gesandtschaftsberichte werden den nun folgenden Ausführungen zugrunde gelegt werden:

	Jahr der Reise	*Bereistes Land*	*Verfasser*	*Titel des Reiseberichts*
1	1719	Österreich	Unbekannt	Ohne Titel[90]
2	1720–1721	Frankreich	Yirmisekiz Çelebi Mehmed Efendi	*Paris Sefâretnâmesi*[91]
3	1730	Österreich	Mustafa Efendi	*Istılâh-ı Nemçe*[92]
4	1730	Polen	Mehmed Efendi	*Lehistan Sefâretnâmesi*[93]
5	1748	Österreich	Mustafa Hattî Efendi	*Nemçe Sefâretnâmesi*[94]
6	1757–1758	Österreich	Ahmed Resmî Efendi	*Viyana Sefâretnâmesi*[95]
7	1763–1764	Preußen	Ahmed Resmî Efendi	*Prusya Sefâretnâmesi*[96]
8	1787–1788	Spanien	Ahmed Vâsıf Efendi	*İspanya Sefâretnâmesi*[97]

89 *Hasan Korkut*, Osmanlı Elçileri Gözüyle Avrupa (Anm. 67), 13.

90 *Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst*, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719, 158. Band. Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1908, 8–64. Deutsche Übersetzung: Ebd., 9–65.

91 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi,* Paris Sefâretnâmesi, İstanbul 1889 [H. 1306]

92 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31 (Anm. 6), 140–178. Deutsche Übersetzung: Ebd., 179–205.

93 *M. Münir Aktepe*, Mehmed Efendi'nin Lehistan Sefâreti ve Sefâret-Nâmesi (1730–1731), in: İstanbul Üniversitesi Edebiyat Fakültesi Tarih Enstitüsü Dergisi (1971), 131–140, 137–141.

94 *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi, Ankara 1999 Deutsche Übersetzung: *Joseph von Hammer-Purgstall*, Gesandtschaftsbeschreibung des im Jahre 1748 nach Wien geschickten türkischen Internuntius Chatti Efendi, aus der Reichsgeschichte Isi's. Blatt 190, in: Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst 14 (1823), 141f., 159f., 265f., 303–305, 418–420, 446–448.

95 *Ahmed Resmî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi, İstanbul 1887 [H. 1304] Deutsche Übersetzung: *Ahmed Resmî Efendi*, I. Gesandtschaftsbericht des im Jahre 1171 der Hedschra (1757) nach Wien abgesandten Bothschafters Resmi Ahmed Efendi, in: *Ahmed Resmî Efendi* (Hrsg.), Des Türkischen Gesandten Resmi Ahmet Efendi Gesandtschaftliche Berichte von seinen Gesandtschaften in Wien im Jahre 1757, und in Berlin im Jahre 1763, Berlin / Stettin 1809, 11–42.

96 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî, İstanbul 1886 [H. 1303] Deutsche Übersetzung: *Ahmed Resmî Efendi*, II. Gesandtschaftsbericht des nach Berlin abgeschickten Gesandten der hohen Pforte Ahmed Resmi Efendi, in: *Ahmed Resmî Efendi* (Hrsg.), Des Türkischen Gesandten Resmi Ahmet Efendi Gesandtschaftliche Berichte von seinen Gesandtschaften in Wien im Jahre 1757, und in Berlin im Jahre 1763, Berlin / Stettin 1809, 43–103.

97 *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain, in: History Studies 2/3 (2010), 351–367, 360–366. Englische Übersetzung: Ebd., 351–360.

9	1790–1792	Preußen	Ahmed Azmî Efendi	*Prusya Sefâretnâmesi*[98]
10	1791–1792	Österreich	Ebûbekir Râtib Efendi	*Nemçe Sefâretnâmesi*[99]
11	1793–1796	England	Yusuf Âgâh Efendi	*Havâdisnâme-i İngiltere*[100]
12	1797–1798	Preußen	Giritli Ali Aziz Efendi	Ohne Titel[101]
13	1802	Frankreich	Amedî Mehmed Said Galib Efendi	*Fransa Sefâretnâmesi*[102]
14	1806	Frankreich	Seyyid Mehmed Emin Vâhid Efendi	*Fransa Sefâretnâmesi*[103]

DIE KONSTRUKTION DES OSMANISCHEN SELBST UND DES EUROPÄISCHEN ANDEREN

Identitätskonstruktionen – und zwar sowohl des Individuums als auch von Kollektiven – gehen stets einher mit der Konstruktion von Differenz. Ihnen liegt daher die soziale Kategorisierung nicht nur des Selbst, sondern auch des Anderen zugrunde. Der Andere wird dabei als verschieden im Hinblick auf Rasse, Religion, Sprache, Kaste, Geschlecht, Alter, Klasse, Lebensstil oder ähnliches impliziert.[104]

Wirklichkeitskonstruktion im Allgemeinen und Identitätskonstruktion im Besonderen bedürfen demzufolge der Stereotypisierung. Stereotype sind in diesem Zusammenhang als Komplexe von Eigenschaften zu verstehen, die Personen oder Gruppen zugeschrieben werden. Dabei handelt es sich jedoch nicht um individuelle, sondern vielmehr um gesellschaftlich hervorgebrachte Wahrnehmungsmuster und vorgeformte Kategorien.[105] Menschen werden also bestimmten sozialen Kategorien zugeordnet. Da nun aber die Konstruktion des Anderen Bedingung für die Konstruktion des Selbst ist, beziehen sich Stereotype nicht nur auf die Anderen,

98 Deutsche Übersetzungen: *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 222–279. *Otto Müller-Kolshorn*, Azmi Efendis Gesandtschaftsreise an den preussischen Hof. Ein Beitrag zur Geschichte der diplomatischen Beziehungen Preussens zur Hohen Pforte unter Friedrich Wilhelm II., Berlin 1918, 27–86.

99 *Ebûbekir Râtib Efendi*, Sefâretnâme-i Ebûbekir Râtib Efendi, in: *Ebûbekir Râtib Efendi* (Hrsg.), Ebûbekir Râtib Efendi'nin Nemçe Sefâretnâmesi, İstanbul 2012, 1–57.

100 Englische Übersetzung: *Ritter Joseph von Hammer [Joseph von Hammer-Purgstall],* An Account of the Mission of Yusuf Agha, Ambassador from Turkey to the British Court, in: Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland 3 (1834), 496–504.

101 *H. Ahmed Schmiede,* Osmanlı ve Prusya Kaynaklarına Göre Giritli Ali Aziz Efendi'nin Berlin Sefareti, in: Ondokuz Mayıs Üniversitesi Eğitim Fakültesi Dergisi (1989), 227–230.

102 *Belkıs Altuniş*-Gürsoy, Âmedî Galib Efendi Sefâretnâmesi, in: Erdem 9 (1997), 911–941, 929–941.

103 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi, İstanbul 1887 [H. 1304]

104 *Tharaileth K. Oommen*, The Changing Trajectory of Constructing the Other. West-Europe and South-Asia, Berlin 1994, 3.

105 *Christoph Weller*, Feindbilder. Ansätze und Probleme ihrer Erforschung, Bremen 2001, 13.

sondern auch auf das Selbst und die eigene Gruppe. Autostereotype stehen Heterostereotypen gegenüber.[106]

Dieses Muster findet auch bei den hier untersuchten Gesandtschaftsberichten immer wieder seine Entsprechung. So stellen ausnahmslos alle Autoren eine Differenz zwischen sich selbst oder dem Osmanischen Reich einerseits und dem von ihnen bereisten Europa andererseits her. Der Begriff *Europa* selbst jedoch taucht zuerst bei Yirmisekiz Çelebi Mehmed Efendis Bericht aus den Jahren 1720–1721 auf.[107] Der viel ältere Bericht des Hacı Zağanos aus dem Jahre 1495 sowie der Text über die Reise İbrahim Paşas nach Österreich von 1719 erwähnen lediglich die verschiedenen Glaubenszugehörigkeiten als Unterscheidungsmerkmal, ohne dies aber in eine allgemeinere Vorstellung von einem einheitlichen Europa einzubetten.[108] Erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts etabliert sich allmählich das Verständnis von Europa als einer Einheit[109], was sich wiederum in der zunehmenden Häufigkeit des verwendeten Begriffs auch in den Gesandtschaftsberichten niederschlägt. Der im osmanischen Sprachgebrauch negativ konnotierte und viel ältere und populärere Begriff *Frengistan*[110] hingegen kommt zwar selbst in den spätesten Reiseberichten noch vor, findet mit der Zeit jedoch immer seltener Verwendung. Der in den Jahren 1791–1792 als Gesandter in Wien beauftragte Ebûbekir Râtib beispielsweise spricht sowohl von den „Gesetzen und Prinzipien Frengistans"[111] als auch von den „Prinzipien europäischer Staaten"[112]. Auch Seyyid Vâhid wechselt einige Male hin und her, indem er von seinem „Aufbruch nach Frengistan"[113] oder den „in Frengistan erhobenen Steuern"[114] berichtet, zugleich aber auch die „europaweit"[115] nahezu einzigartigen Fähigkeiten der Anatomen Wiens lobpreist oder in einem anderen Zusammenhang die „Flüsse Europas"[116] beschreibt.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die Europa-Rezeptionen der osmanischen Diplomaten ähnlich oder gar identisch gewesen seien. Beobachtbar ist aber,

106 *Klaus Roth*, ‚Bilder in den Köpfen'. Stereotypen, Mythen, Identitäten aus ethnologischer Sicht, in: *Valeria Heuberger / Arnold Suppan / Elisabeth Vyslonzil* (Hrsg.), Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen, Frankfurt a. M. u. a. 1998, 21–43, 25–29.

107 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi,* Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 104.

108 *Gümeç Karamuk*, Hacı Zağanos'un Elçilik Raporu (Anm. 84), 392. *Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst*, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719 (Anm. 90), 34.

109 *Malcolm E. Yapp*, Europe in the Turkish Mirror, in: Past & Present (1992), 134–155, 138f.

110 Wörtlich übersetzt bedeutet *Frengistan* zwar *das Land der Franken*, bezeichnet jedoch im Allgemeinen die Gruppe aller europäischen Länder (*Mehmet Zeki Pakalın*, Osmanlı Tarih Deyimleri ve Terimleri Sözlüğü (Anm. 17), 635). Da sich die Beziehungen des Osmanischen Reiches ins Ausland zu Beginn vor allem auf Italien konzentrierten, wurde der Begriff zunächst als Synonym für Italien gebraucht. Später umfasste er auch Frankreich, Deutschland und ab etwa der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts alle anderen europäischen Länder (*İbrahim Şirin,* Osmanlı İmgeleminde Avrupa (Anm. 7), 47).

111 *Ebûbekir Râtib Efendi*, Sefâretnâme-i Ebûbekir Râtib Efendi (Anm. 99), 28.

112 Ebd., 6.

113 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 11.

114 Ebd., 66.

115 Ebd., 23.

116 Ebd., 67.

dass in allen hier untersuchten Reiseberichten ein Bild von Europa als einem einheitlichen Gebilde vorherrscht. Dies kommt schon allein darin zum Ausdruck, dass selbst bei Schilderungen aus einem einzigen Land oft von *Europa* die Rede ist – so beispielsweise bei Mustafa Efendi in Wien[117], Ahmed Resmî in Berlin[118], Ahmed Vâsıf in Spanien[119], Yusuf Agâh in London[120] oder Mehmed Said Galib in Paris[121]. Ahmed Resmî schreibt zudem in seinem Berliner Reisebericht, nachdem er insgesamt fünfzehn verschiedene Orts- und Ländernamen aufgezählt hat, dass „diese genannten Orte heute von den Geografen als Europa bezeichnet werden"[122]. Die Unterschiedlichkeit der einzelnen europäischen Länder sowie die innere Vielfalt Europas werden dabei nicht etwa aus den Augen verloren. Im Gegenteil: sie werden sogar ausdrücklich thematisiert. Nicht nur finden sich immer wieder Verweise auf „die Länder Europas"[123], sondern es werden gelegentlich auch ausführliche Vergleiche zwischen diesen Ländern hergestellt.[124]

All diese und ähnliche Aussagen zeigen, dass die Autoren der Gesandtschaftsberichte von einer wie auch immer gearteten Essentialität des Europäischen ausgehen, einem Wesenskern also, der Europa zu dem macht, was es ist. Jener Wesenskern ist es dann auch, welcher Europa aus Sicht der osmanischen Diplomaten vom Osmanischen Reich unterscheidet. Die Bestimmung des europäischen Wesens bleibt jedoch zunächst diffus. So werden gelegentlich die religiösen Differenzen hervorgehoben und von den „Ungläubigen"[125] gesprochen oder die Gemeinsamkeit der europäischen Länder in deren gemeinsamen Religion, dem Christentum, gesehen.[126]

Die kontrastierenden Vergleiche zwischen dem europäischen Anderen und dem Osmanischen Reich, dem sich die osmanischen Diplomaten naturgemäß zugehörig fühlten, bilden also ein Motiv, das in sämtlichen Berichten seinen Ausdruck findet und unterschiedliche Formen annehmen kann. Der Versuch der Gesandten, sich in einem von ihnen als derart anders wahrgenommenen europäischen Umfeld zu bewähren, brachte sie mitunter in schwierige Situationen, in denen sie ganz offenkundig auch überfordert waren. Die Vielzahl neuer Eindrücke, die sie bewältigen, verarbeiten und schließlich schriftlich formulieren mussten, führte bei ih-

117 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31 (Anm. 6), 142.

118 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 9.

119 *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 361f.

120 *Ritter Joseph von Hammer*, An Account of the Mission of Yusuf Agha, Ambassador from Turkey to the British Court (Anm. 100), 497.

121 *Belkıs Altuniş-Gürsoy*, Âmedî Galib Efendi Sefâretnâmesi (Anm. 102), 934.

122 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 22.

123 *Ebûbekir Râtib Efendi*, Sefâretnâme-i Ebûbekir Râtib Efendi (Anm. 99), 12.

124 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 48f.

125 *Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst*, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719 (Anm. 90), 34. *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 94), 30.

126 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31 (Anm. 6), 144. *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 94), 32. *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 8.

nen daher nicht selten zu Irritationen und Fremdheitserfahrungen.[127] Ein Beispiel hierfür ist die von einigen Gesandten als geradezu aufdringlich empfundene große Neugier der lokalen Bevölkerung. Yirmisekiz Çelebi und Ahmed Vâsıf klagen darüber, dass sie sogar beim Essen nicht zur Ruhe kämen, da jedes Mal große Gruppen von Menschen ihnen dabei zuschauen wollten.[128] Auch Ahmed Azmî und Mehmed Said Galib berichten von ähnlichen Erlebnissen.[129] Für Ahmed Resmî ist die Menschenmasse, die um ihn herumsteht, nichts weiter als nur ein „seltsamer Haufen, der noch nie in seinem Leben einen Moslem gesehen hat"[130]. Ebûbekir Râtib löst das Problem einfach, indem er der Bevölkerung per Zeitungsannonce mitteilt, dass man ihn doch bitte nur zu bestimmten Zeiten aufsuchen solle.[131]

Eine ganze Reihe von weiteren, wie Ahmed Azmî sie nennt, „sonderbaren Gebräuche[n] Europas"[132] lösen bei den osmanischen Reisenden immer wieder Befremden aus. So wirkt Ali Aziz bei seiner Ankunft in Berlin im Jahre 1797 zunächst ein wenig unbeholfen, bis ihm der dortige französische Botschafter ein wenig Unterstützung leistet.[133] Seyyid Vâhid wiederum erzählt von den Schwierigkeiten, die ihm 1807 die Nutzung der öffentlichen Bäder Wiens bereitet habe. Denn die Wiener, Pariser und Warschauer, so Seyyid Vâhid, „begnügen sich damit, wie eine Ente nur kurz in die Wanne zu tauchen und wieder aufzustehen"[134], ohne sich – wie er es sonst gewohnt sei – unter fließendem Wasser abzuwaschen. Ahmed Vâsıf schließlich schildert, wie qualvoll es für ihn gewesen sei, während eines Essens mit dem spanischen König der dort gespielten Musik und den „ihnen eigentümlichen Instrumenten"[135] zuzuhören.

Als Folge solch absonderlicher Erlebnisse, welche in den Berichten – um es ein erneutes Mal zu betonen – ausdrücklich auf die Andersartigkeit von Europäern und Osmanen zurückgeführt werden, fühlen sich die Gesandten sichtlich unwohl in der Fremde. Als Unerfahrene, die ihr Land zum ersten Mal verlassen haben und die zudem die Sprache des Gastlands nicht beherrschen, bringen sie daher immer wieder ihre Sehnsucht nach der Heimat Istanbul zum Ausdruck.[136]

127 *Tanja Hupfeld*, Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts. ‚Il les faut voir et visiter en leur pays', Göttingen 2007, 47.

128 *Yirmisekiz Mehmed* Çelebi, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 54f. *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 364.

129 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 246f. *Belkıs Altuniş-Gürsoy*, Âmedî Galib Efendi Sefâretnâmesi (Anm. 102), 936f.

130 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 31f.

131 *Fatih Yeşil*, Aydınlanma Çağında Bir Osmanlı Kâtibi. Ebubekir Râtib Efendi (1750–1799), İstanbul 2011, 117.

132 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 246.

133 *H. Ahmed Schmiede*, Osmanlı ve Prusya Kaynaklarına Göre Giritli Ali Aziz Efendi'nin Berlin Sefareti (Anm. 101), 227.

134 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 30.

135 *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 364.

136 *Ahmed Resmî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 95), 15. *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 54. *Maurice Herbette*, Fransa'da İlk Daimî Türk Elçisi. ‚Moralı Esseyit

DER OSMANISCHE ÜBERLEGENHEITSDISKURS

Die etablierte Kosmogonie der klassischen Epoche des Osmanischen Reiches, d. h. der Zeit vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert[137], setzte die Person des Sultans ins Zentrum der diesseitigen Existenz. Der Sultan bildete den Dreh- und Angelpunkt aller weltlichen Macht. Sowohl das Territorium des Reiches als auch alle Untertanen galten als sein persönliches Eigentum. Er konnte – zumindest in der Theorie – über alles und jeden in seinem Staat frei verfügen. Seine Gunst verhalf zum politischen und gesellschaftlichen Aufstieg und umgekehrt war der Verlust seiner Gunst Grund genug für den politischen und gesellschaftlichen Abstieg eines jeden Untergebenen.[138] Die osmanische Sozialstruktur basierte folglich auf der persönlichen Übertragung von Autorität durch den Sultan und reproduzierte sich in erster Linie über eine durch Loyalität und Gehorsam dem Sultan gegenüber definierte soziale Identität.[139]

Die Figuration – im Elias'schen Sinne[140] – der osmanischen Gesellschaft legt daher nahe, dass „proximity to the sultan was a source of power"[141]. Die Machtbalance innerhalb der osmanischen Sozialstruktur – um in der Terminologie der Figurationssoziologie Elias' zu bleiben, die die gegenseitigen Abhängigkeiten von Individuen nicht aus den Augen verliert[142] – ergab daher grundsätzlich immer einen Machtsaldo zugunsten derer, die sich in relativer Nähe zu der Person des Sultans befanden. Nähe ist in diesem Zusammenhang jedoch keineswegs gleichzusetzen nur mit einer vergleichsweise hohen Position innerhalb etwa der politischen Hierarchie. Vielmehr bezieht sie sich auch auf die tatsächliche räumliche Nähe eines Untergebenen zum Sultan. So ist bekannt, dass beispielsweise Palasteunuchen, Leibgarden und nicht zuletzt die Sultansmütter erheblichen Einfluss auf die Entscheidungen des Sultans haben konnten.[143] Mithin formierte sich um den Sultan herum ein weitreichendes und stark verzweigtes Netzwerk von Individuen, die bemüht waren, in eine möglichst nachhaltige Beziehung zu einflussreicheren Individuen zu treten, um so ihre relative Nähe zum Sultan zu gewährleisten. Hergestellt

Ali Efendi' [1797–1802], İstanbul 1997, 18. *Fatih Yeşil*, Aydınlanma Çağında Bir Osmanlı Kâtibi (Anm. 131), 117.

137 *Halil İnalcık,* Devlet-i 'Aliyye, Cilt I: Klasik Dönem (1302–1606) Siyasal, Kurumsal ve Ekonomik Gelişim. Osmanlı İmparatorluğu Üzerine Araştırmalar, İstanbul 2009, IX.

138 *İsmail Hakkı Uzunçarşılı*, Osmanlı Devletinin Saray Teşkilâtı, Ankara 1988, 50f. *Carter Vaughn Findley*, Political culture and the great households, in: *Suraiya N. Faroqhi* (Hrsg.), The Cambridge History of Turkey. Volume 3: The Later Ottoman Empire, 1603–1839, Cambridge u. a. 2006, 65–80, 77.

139 *İsmail Hakkı Uzunçarşılı*, Osmanlı Devletinin Saray Teşkilâtı (Anm. 138), 298f. *Fatma Müge Göçek*, Rise of the Bourgeoisie, Demise of Empire (Anm. 76), 24. *Colin Imber*, The Ottoman Empire, 1300–1650 (Anm. 9), 3.

140 *Norbert Elias*, Was ist Soziologie?, München 1970, 139–145. Mit dem Begriff der Figuration versucht Elias die Dichotomie zwischen Gesellschaft und Individuum zu überwinden. Dabei sollen die Interdependenzen der Menschen, ihre Relationalität, in den Fokus der Untersuchungen gerückt werden.

141 *Colin Imber*, The Ottoman Empire, 1300–1650 (Anm. 9), 80.

142 *Norbert Elias*, Was ist Soziologie? (Anm. 140), 96–99.

143 *İsmail Hakkı Uzunçarşılı*, Osmanlı Devletinin Saray Teşkilâtı (Anm. 138), 156f, 175, 475. *Christoph K. Neumann*, Political and diplomatic developments (Anm. 56), 48.

und gefestigt werden konnten diese Verbindungen vor allem, wenn es den Beteiligten gelang, „Güter und Personen auszutauschen“[144]. Persönliche Freundschaften, Geschenke, Patronagen, Heiraten sowie andere Formen der Trans- und Interaktion dienten deshalb der Aufrechterhaltung, Reproduktion und unter Umständen auch der Veränderung des bestehenden Beziehungsgeflechts.[145] Rekrutierungen und Beförderungen innerhalb des Staatsapparates erfolgten demnach weniger nach Kompetenzen als vielmehr auf der Grundlage von Verwandtschaft und Patronage.[146] Der Gehorsam und die Loyalität gegenüber dem Sultan bildeten dabei – netzwerktheoretisch gesprochen – die *stories* jener Verbindungen.[147]

Die identitätsstiftende Wirkung jener *stories* dürfte auf der Hand liegen. Nicht nur verlieh die mittelbare oder unmittelbare Verbindung zum Sultan den Akteuren gleichsam eine Daseinsberechtigung, eine soziale Existenz, sondern die Nähe und Loyalität zur Person des Sultans war zugleich Grundlage für die relative Macht und Überlegenheit gegenüber anderen. In letzter Konsequenz bedeutete dies, dass jeder Einzelne, unabhängig von seiner konkreten Position innerhalb der osmanischen Gesellschaftsstruktur, in seiner Eigenschaft als Untergebener des Sultans als jedem anderen außerhalb dieses Netzwerks überlegen erachtet wurde. Mit anderen Worten: allein die Tatsache, ein Osmane, d. h. Diener des Sultans, zu sein, reichte aus, sich Nicht-Osmanen und somit auch Europäern gegenüber als höhergestellt zu empfinden.

Dieses Überlegenheitsgefühl spiegelt sich auch im Habitus der osmanischen Diplomaten sowie im allgemeinen Duktus ihrer Texte wider. So finden sich häufig Treuebekundungen und wortreiche Lobpreisungen auf den Sultan. Es ist von „der glorreichen Majestät dem Padischah, dem Zufluchtsort der Welt“[148] die Rede, dem „erhabenen, großen und mächtigen Herrscher des Islams“[149], dem „Herrscher der Welten, dem Schatten Gottes, des absolut Erhabenen, dem glückhaften, mächtigen, erhabenen, ehrfurchtgebietenden Padischah des Erdkreises, dem Krone vergebenden, dem Chosraw vom Range Süleymans[150], dem Weltherrscher, dem Augenlicht der Erde und des Himmels, dem Schmuck der Welt und der Religion, dem wür-

144 *Marcel Mauss*, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt a. M. 1990, 181.

145 *Carter Vaughn Findley*, Political culture and the great households (Anm. 138), 71. *Colin Imber*, The Ottoman Empire, 1300–1650 (Anm. 9), 82. *Fatma Müge Göçek*, Rise of the Bourgeoisie, Demise of Empire (Anm. 76), 25f.

146 *Thomas Naff*, Ottoman Diplomatic Relations with Europe in the Eighteenth Century (Anm. 5), 95.

147 *Harrison C. White*, Identity and Control. How Social Formations Emerge, Princeton / Oxford 2008, 28–30. *Harrison White u. a.*, Networks and Meaning: Styles and Switchings, in: Soziale Systeme 13 (2007), 543–555, 549f. *G. Reza Azarian*, The General Sociology of Harrison C. White. Chaos and Order in Networks, Basingstoke 2005, 51–53. *Stories*, besonders in ihrer stereotypen Form, sind nach Harrison White ein wichtiger Bestandteil, die Beziehungen in einem Netzwerk zu definieren und zu konstituieren.

148 *Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst*, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719 (Anm. 90), 37.

149 *Yirmisekiz Mehmed* Çelebi, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 58.

150 Gemeint ist König Salomo.

digen Sultan“[151], der „erhabenen, wie der Himmel geachteten Schwelle S. M. des Herrschers und Dieners der drey heiligen Städte, Mekka's der geehrten, Medina's der erlauchten, und Jerusalem's der gesegneten, des Sultans der Sultane, des Besitzers zweyer Erdtheile und zweyer Meere, des himmelthronenden Padischah's, des weltbelohnenden Schehinschah's [Königs der Könige], von jugendlichem Glücke und salomonischem Geschicke, meines glorreichsten, mächtigsten, größten, prächtigsten, gnädigsten Herren“[152].

Derartige, bisweilen pathosgeladene Formulierungen dienen jedoch keineswegs nur als feierliche Einleitungen in die jeweiligen Berichte, sondern sie werden von den Autoren auch immer wieder deutlich gekennzeichnet als eigene Zitate aus Gesprächen unter anderem bei der Audienz eines Königs oder einer Königin, eines Kaisers oder einer Kaiserin. Zudem wird des Öfteren wiedergegeben, wie ein gastgebender Monarch oder eine gastgebende Monarchin ebenfalls ausdrücklich den Sultan gewürdigt habe. Yusuf Agâh zum Beispiel hebt ausdrücklich hervor, mit welch großer Ehrfurcht der britische König George III. das hoheitliche Schreiben von Sultan Selim III. entgegengenommen habe.[153] Mustafa Hattî wiederum berichtet von der „außerordentlichen Freude und Dankbarkeit des Kaisers und der Kaiserinn für die große Gnade S. M. des Weltherrschers“[154]. An anderer Stelle lässt er in einem direkten Zitat Kaiserin Maria Theresia vom Sultan als „dem großmächtigen Padischah, der Zuflucht der Welten“[155] sprechen.

Spätestens an dieser Stelle könnte jetzt die Frage eingeworfen werden, ob die Dinge sich wohl tatsächlich so, wie sie in den Berichten beschrieben werden, zugetragen haben mögen oder nicht. Denn der Verdacht, dass das Erlebte vielleicht unvollständig oder falsch wiedergegeben ist, dass anderen Personen – wie im oben genannten Beispiel Maria Theresia – unter Umständen Worte in den Mund gelegt werden, liegt durchaus nahe. Schließlich war den Gesandten, die sich wohlgemerkt in offizieller Mission im Ausland befanden, bewusst, dass ihre Berichte von hohen Staatsbeamten oder gar vom Sultan persönlich gelesen werden würden. Dass die Autoren deshalb bemüht gewesen sein könnten, sich selbst in möglichst gutem Licht erscheinen zu lassen, ist also zumindest nicht völlig abwegig.

Diesem Einwand kann jedoch in zweierlei Hinsicht entgegnet werden. Erstens soll an dieser Stelle nicht bezweckt werden, die historische Korrektheit oder Vollständigkeit der in einem Text getätigten Aussagen zu überprüfen. Vielmehr liegt der Fokus auf der Art und Weise, wie die Wirklichkeit vom jeweiligen Autor verstanden, interpretiert und wiedergegeben wird. Zweitens wird hier von der diskursanalytischen Prämisse ausgegangen, dass jeder Text in einen Bedeutungs-

151 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31 (Anm. 6), 179.

152 *Joseph von Hammer-Purgstall*, Gesandtschaftsbeschreibung des im Jahre 1748 nach Wien geschickten türkischen Internuntius Chatti Efendi, aus der Reichsgeschichte Isi's. Blatt 190 (Anm. 94), 304.

153 *Ritter Joseph von Hammer*, An Account of the Mission of Yusuf Agha, Ambassador from Turkey to the British Court (Anm. 100), 501.

154 *Joseph von Hammer-Purgstall*, Gesandtschaftsbeschreibung des im Jahre 1748 nach Wien geschickten türkischen Internuntius Chatti Efendi, aus der Reichsgeschichte Isi's. Blatt 190 (Anm. 94), 447.

155 Ebd., 305.

zusammenhang eingebettet ist, der im Text selbst auf unterschiedliche Weise reflektiert wird und auf den jede darin getätigte Aussage zwangsläufig Bezug nimmt. Unabhängig von der Frage, ob ein Autor die Wahrheit sagt oder nicht, geht es daher im Prinzip darum, die Regeln und Grenzen des Sagbaren systematisch offenzulegen. Selbst wenn Mustafa Hattî also die oben zitierten Worte tatsächlich in den Mund der Kaiserin gelegt haben sollte, können dennoch aus der Textpassage Folgerungen im Hinblick darauf gezogen werden, welchen diskursiven Zwängen er bei der Produktion seines Textes ausgesetzt gewesen ist. Mit anderen Worten: die Tatsache, dass Mustafa Hattî es für erforderlich hielt, jenen Abschnitt in der gegebenen Form zu verfassen, deutet auf eben solche Zwänge hin und kann daher konkret als die Reproduktion des osmanischen Überlegenheitsdiskurses in einer spezifischen Situation gelesen werden.

Die Anerkennung der osmanischen Überlegenheit – aus Sicht der Gesandten, wohlgemerkt – bringen die Gastgeber jedoch nicht nur verbal zum Ausdruck, sondern auch und vor allem durch ihr symbolträchtiges Verhalten. Eine in diesem Zusammenhang von vielen der Gesandten sehr häufig erwähnte Geste ist das Aufstehen der Gastgeber bei der Ankunft des osmanischen Botschafters, des Repräsentanten des Sultans. Bei İbrahim Paşa im Jahre 1719 heißt es, dass bei der Audienz Kaiser Karls VI. „[d]er Kaiser stand“[156]. Bei der Verabschiedung İbrahim Paşas hingegen „nahm auch der König ein wenig seinen Hut ab und grüßte“[157]. Yirmisekiz Çelebi schreibt, dass während eines Empfangs bei einem Marschall dieser „aufstand, den Hut abnahm, uns entgegenkam und seine Freude und Zuneigung zum Ausdruck brachte“[158]. Dass sämtliche Anwesenden – auch der König – sich erhoben, wenn er den Raum betrat, erwähnt Yirmisekiz Çelebi mehrmals.[159] Die Begegnung mit dem habsburgischen Hofkriegsratspräsidenten 1748 schildert Mustafa Hattî mit den Worten „Sobald er uns sah, stand er von seinem Sessel auf, ging uns einige Schritte entgegen […]. Wie wir von unserem Sessel aufstanden stand auch er von dem seinigen auf“[160]. Bei der späteren Ankunft am kaiserlichen Hof, zu dem sie mit dem eigens für sie gesendeten sechsspännigen Staatswagen hinfuhren, stieg Mustafa Hattî, so erwähnt er scheinbar beiläufig, auf dem Stein ab „welcher dem Kaiser selbst zum Absteigen dient“[161]. Auch Ahmed Resmî weist darauf hin, dass während der Audienzen sowohl in Wien der Kaiser als auch in

156 *Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst*, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719 (Anm. 90), 39.

157 Ebd., 51.

158 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi*, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 38. Die Bemerkung, dass der Marschall seinen Hut abgenommen habe, fehlt in dem Druck aus dem Jahr 1889 und findet sich nur bei der modernen Version des Textes (*Yirmisekiz Mehmed Çelebi*, Fransa Sefaretnamesi, in: *Yirmisekiz Mehmed Çelebi* (Hrsg.), Yirmisekiz Mehmet Çelebi'nin Fransa Seyahatnamesi, İstanbul 1970, 21–79, 30). Der Unterschied rührt von den verschiedenen Handschriften her, die den beiden Texten jeweils zugrunde lagen.

159 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi*, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 58, 63f., 115.

160 *Joseph von Hammer-Purgstall*, Gesandtschaftsbeschreibung des im Jahre 1748 nach Wien geschickten türkischen Internuntius Chatti Efendi, aus der Reichsgeschichte Isi's. Blatt 190 (Anm. 94), 303.

161 Ebd.

Berlin der König standen[162], ebenso Ahmed Vâsıf in Spanien[163] und Ahmed Azmî in Preußen[164]. Seyyid Vâhid schließlich kann es sich nicht verkneifen, davon zu berichten, dass ihn der französische Außenminister Talleyrand entgegen des Protokolls und nur, um ihm seine Nähe und Achtung zu demonstrieren, sogar in seiner Unterkunft besucht habe.[165]

Im Übrigen sind die protokollarischen Bestimmungen bei Audienzen oder Empfängen ein weiteres Thema, welches im Zusammenhang mit dem Überlegenheitsdiskurs eine wichtige Rolle spielt – nicht zuletzt deshalb, weil derlei Anlässe gute Gelegenheiten bieten, die eigene Überlegenheit dem anderen gegenüber zu inszenieren und abermals zu bekräftigen. Was die Festlegung des Ablaufs diplomatischer Zeremonielle betrifft, zeigen sich die osmanischen Botschafter in ihren Berichten folglich als äußerst selbstsicher und fordernd. Verstößt der Gastgeber, wie das Beispiel mit dem französischen Außenminister Talleyrand zeigt, zugunsten des osmanischen Botschafters gegen eine diplomatische Gepflogenheit, wird dies nicht beanstandet. Wenn beispielsweise ein König dem Gesandten seine eigene Kutsche zur Verfügung stellt[166], dem Gast ungewöhnlich viele Geschenke gemacht werden[167] oder zu seinen Ehren ein sonst unübliches prunkvolles Mahl serviert wird[168], wird dies wohlwollend zur Kenntnis genommen und fast als Selbstverständlichkeit gewertet. Entspricht aber das Essen – oder vielmehr das Drumherum – nicht den eigenen Vorstellungen, werden ebenderselbe Talleyrand und in seiner Person die Europäer im Allgemeinen von ebendemselben Seyyid Vâhid als „niederträchtige Wesen“[169] beschimpft. Ebenso führten Meinungsverschiedenheiten über scheinbare Kleinigkeiten wie, wer von den Anwesenden zuerst vom Pferd zu steigen habe[170], ob die Leibgarde des Botschafters ihre Gewehre mit der Spitze nach oben oder nach unten halten solle[171], ob die Säbel der Offiziere aus der Scheide gezogen werden dürften oder nicht[172], wer wen zuerst empfangen oder besu-

162 *Ahmed Resmî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 95), 13. *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 45.

163 *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 362.

164 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 240, 242.

165 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 42.

166 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi*, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 52. *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 362. *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain, in: History Studies 2/3 (2010), 351–367. *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 239.

167 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 46.

168 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 243f.

169 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 39.

170 *Friedrich von Kraelitz-Greifenhorst*, Bericht über den Zug des Groß-Botschafters Ibrahim Pascha nach Wien im Jahre 1719 (Anm. 90), 20.

171 Ebd., 34.

172 *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 94), 21.

chen müsse[173] und schließlich die unwürdigen Umstände während der Quarantäne bei der Anreise[174] zu teils bizarren Situationen oder gar Wortgefechten.

Allerdings ist in all den genannten Fällen das ausdrückliche oberste Anliegen der Botschafter die Wahrung des Ansehens des Hohen Reiches – ergo des Sultans –, und laut ihren Darstellungen nimmt dieses schließlich auch nie wirklich einen Schaden. Entweder setzen sie ihren Willen mit allen Mitteln durch, oder die anderen lassen ihrem Fehlverhalten jedes Mal Einsicht und eine Bitte um Entschuldigung folgen. Kommentiert wird dies in den Berichten, wie im Folgenden bei Mustafa Hattî, bisweilen mit Worten, deren abschätziger Unterton kaum zu überhören ist.

> „Auf vermittelnde Fürbitte wurde ihre Unverschämtheit verziehen, und in der That in der Folge nichts mehr dergleichen gesehen."[175]

Selbst die, wie beschrieben, als lästig empfundene große Neugier der Bevölkerung scheint für viele der Botschafter ein Beleg für das hohe Ansehen des Osmanischen Staates zu sein und wird daher in den meisten Gesandtschaftsberichten letztlich auch als eine Form der Ehrerbietung gesehen.[176]

Der Ruhm und die Herrlichkeit des Osmanischen Reiches sind aus Sicht der Botschafter also evident, und dies wird in den Berichten mitunter offen kundgetan. Seyyid Vâhid beispielsweise beteuert gleich zu Beginn seiner Ausführungen und in Anlehnung an eine Überlieferung des Propheten Mohammed, dass die Überlegenheit des osmanischen Sultans anderen Herrschern gegenüber doch wohl offensichtlich sei.[177] Diese Gewissheit bringt er während einer Audienz bei Napoleon durch seine, wie er schreibt, „bewegungslose und mannhafte Körperhaltung"[178] zum Ausdruck. Ihr Besuch, so sind andere Botschafter überzeugt, verleihe dem Oberhaupt des jeweiligen Gastgeberlandes – und sogar seinen Nachfahren – in allen anderen Staaten Ruhm und Ehre.[179] Mustafa Efendi verwendet in diesem Zu-

173 *Enver Ziya Karal*, Halet Efendinin Paris Büyük Elçiliği (1802–1806) (Anm. 78), 12–15. *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 94), 23f. *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 361f.

174 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi*, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 20f. *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 94), 19. *Ethan L. Menchinger*, The Sefaretname of Ahmet Vasıf Efendi to Spain (Anm. 97), 360. *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 233.

175 *Joseph von Hammer-Purgstall*, Gesandtschaftsbeschreibung des im Jahre 1748 nach Wien geschickten türkischen Internuntius Chatti Efendi, aus der Reichsgeschichte Isi's. Blatt 190 (Anm. 94), 142.

176 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi*, Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 24, 30f, 48, 53f. *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 32. *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 238–239. *Ritter Joseph von Hammer*, An Account of the Mission of Yusuf Agha, Ambassador from Turkey to the British Court (Anm. 100), 500.

177 *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 3.

178 Ebd., 76.

179 *Mustafa Hattî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 94), 32. *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 9. *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 241.

sammenhang, indem er auf osmanische Gesandte vor ihm verweist, die Metapher eines gelegentlich über Österreich aufgehenden Sterns.

> „Da alle christlichen Könige und insbesondere die christliche Gemeinde beobachtet haben, daß der von Zeit zu Zeit strahlende Stern der hohen, ewig währenden Pforte über einen von den erwähnten Herzögen und Großherzögen aufgeht, unterwarfen sie sich Österreich."[180]

Im Übrigen sei „schon seit langer Zeit bekannt, daß die Österreicher für den großherrlichen osmanischen Staat kein starker Feind sind"[181]. Auch für Ahmed Resmî scheint die Tatsache, dass Österreich dem Osmanischen Reich nicht ebenbürtig sei, „so klar wie die Mittagssonne"[182] zu sein. In seinem Berliner Gesandtschaftsbericht hingegen schreibt Ahmed Resmî über die Polen, dass sie „ein bequemes und ängstliches Volk"[183] seien. Gott sei auf der Seite der Osmanen.[184]

Es scheint auf den ersten Blick etwas eigenartig, dass die Botschafter ausgerechnet zu Zeiten einer Serie von militärischen Misserfolgen der Osmanen ein derartiges Überlegenheitsgebaren an den Tag legen. Erklärbar wäre dieser „superiority complex"[185] sicherlich damit, dass im achtzehnten Jahrhundert trotz der Aufeinanderfolge von Niederlagen gegen europäische Staaten das Osmanische Reich nach wie vor eine ernstzunehmende militärische Macht war.[186] Entscheidend ist jedoch, dass in den Berichten, wie gezeigt wurde, diese Überlegenheit stets mittelbar oder unmittelbar mit der Person des Sultans in Verbindung gebracht wird. Sie ergibt sich für die Autoren also im Wesentlichen aus der Tatsache, dass sie Untergebene des Sultans sind. Die – immer noch – große politische und militärische Bedeutung des Osmanischen Reiches sehen sie allenfalls als notwendige Folge der Allerhabenheit ihres weltlichen Gebieters.

Nichtsdestotrotz ist ihnen natürlich gleichzeitig bewusst, dass den militärischen Rückschlägen der letzten Jahre auf irgendeine Weise entgegenzuwirken ist. Mit ihrer Entsendung nach Europa verbinden sie daher die Hoffnung, sich Einblicke vor allem in das europäische Militär- und Heerwesen zu verschaffen, um so Wege für die Stärkung der Kriegsmacht des Osmanischen Reiches zu finden. Entsprechend legen die Gesandten ihren Schwerpunkt mitunter auf die Möglichkeit und Notwendigkeit militärischer Reformen. Selbst Yirmisekiz Çelebi, der dieses Thema eher außen vor lässt, kann, als ihm einige Modelle von Grenzfestungen gezeigt werden, seine Bewunderung nicht verbergen.[187] Ohnehin sind detaillierte Beschreibungen von militärischen Festungen ein wiederkehrendes Thema der

180 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31 (Anm. 6), 181.
181 Ebd., 204.
182 *Ahmed Resmî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 95), 30.
183 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 29.
184 Ebd., 38.
185 *Suraiya Faroqhi*, The Ottoman Empire and the World Around It (Anm. 10), 24.
186 *Hasan Korkut*, Osmanlı Elçileri Gözüyle Avrupa (Anm. 67), 71.
187 *Yirmisekiz Mehmed Çelebi,* Paris Sefâretnâmesi (Anm. 91), 81–83.

Gesandtschaftsberichte.[188] Einige Stellen in Mustafa Efendis Bericht hingegen lesen sich schon fast als Abhandlung über die europäische Kriegs- und Militärgeschichte mit detaillierten Zahlen und Fakten.[189] Es ist jedoch allen voran Ebubekir Ratib, der jenen „heavily military focus of Ottoman thinking about reform in this period"[190] verkörpert, denn nicht nur widmet sich sein Reisebericht diesem Thema, sondern auch ein Großteil seiner nach der Wiener Gesandtschaft 1791–1792 verfassten Schriften befassen sich eingehend und systematisch mit den Strukturen und Institutionen der habsburgischen Armee.[191]

Ähnlich wie andere Diplomaten, die nach ihrer Rückkehr nach Istanbul in wichtige Ämter befördert wurden[192], machte Ebubekir Ratib ebenfalls eine steile politische Karriere. Zudem gehörte er zu den Beratern und engsten Vertrauten Sultan Selims III. (reg. 1789–1807) und hatte somit den nötigen politischen Einfluss zur Verwirklichung seiner reformerischen Ideen.[193] Diese konzentrierten sich in erster Linie auf die Errichtung militärischer Akademien nach europäischem Vorbild. Die Einsicht, die Ahmed Azmî in seinem Bericht mit den Worten „Das Kriegswesen gilt in Europa gemeinhin als eine Kunst"[194] formuliert, scheint also auch Ebubekir Ratib geteilt zu haben. Er legte nämlich großen Wert auf die Etablierung militärischer Bildungseinrichtungen, an denen von eigens dafür aus Europa eingeladenen Experten Unterweisungen in der europäischen Kriegskunst durchgeführt werden sollten. In seiner Zeit als Staatskanzler (osm.: *reîsülküttâb*) in den Jahren 1785–1786 ersuchte er deshalb den französischen Wohlfahrtsausschuss, die

188 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 16–18. *Seyyid Vahid Efendi*, Fransa Sefâretnâmesi (Anm. 103), 14f.

189 *Fuat Sanaç*, Der Gesandtschaftsbericht Mustafa Efendis über die Gesandtschaftsreise nach Wien im Jahre 1730/31 (Anm. 6), 149–153.

190 *Carter Vaughn Findley*, Ebu Bekir Ratib's Vienna Embassy Narrative. Discovering Austria or Propagandizing for Reform in Istanbul?, in: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 85 (1995), 41–80, 51.

191 *Cahit Bilim*, Ebubekir Ratıb Efendi, Nemçe Sefaretnamesi, in: Belleten 54 (1990), 261–293, 261f. *Carter Vaughn Findley*, Ebu Bekir Ratib's Vienna Embassy Narrative (Anm. 190), 46. *Fatih Yeşil*, Aydınlanma Çağında Bir Osmanlı Kâtibi (Anm. 131), 240–326.

192 *Kemal Beydilli*, Mahmud Râif Efendi (ö. 1807), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 27, Ankara 2003, 382–383, 382. *Atilla Çetin*, Mehmed Emin Vahîd Paşa (ö. 1828), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 28, Ankara 2003, 468f. *Ali İhsan Gencer*, Abdürrahim Muhib Efendi (ö. 1821), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 1, İstanbul 1988, 292f. *Ercüment Kuran*, Türkiye'nin Batılılaşmasında Osmanlı Daimî Elçiliklerin Rolü, in: *Ercüment Kuran / Mümtaz'er Türköne* (Hrsg.), Türkiye'nin Batılılaşması ve Millî Meseleler, Ankara 2004, 11–20, 13. *Aydın Talay*, Dürrî Ahmed Efendi (ö. 1135/1722), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 10, İstanbul 1994, 34f.

193 *Enver Ziya Karal*, Ebu Bekir Ratıb Efendi'nin „Nizam-ı Cedit" Islahatında Rolü, in: *Türk Tarih Kurumu* (Hrsg.), V. Türk Tarih Kongresi (Ankara 12–17 Nisan 1956). Kongreye Sunulan Tebliğler, Ankara 1960, 347–355, 349.

194 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 275.

Comité du salut public, um die Entsendung von insgesamt dreizehn Offizieren und Technikern nach Istanbul.[195]

Letztendlich ermöglichten der Ausbau bestehender Militärschulen sowie die Gründung neuer Akademien, an denen europäische Fachkräfte eingesetzt wurden und die über Bibliotheken mit mehrheitlich französischen Werken zur Kriegskunst und den Naturwissenschaften verfügten, den Absolventen neben militärischem Fachwissen jedoch auch die bestmögliche Allgemeinbildung im Lande. Somit wurden die Voraussetzungen zur Herausbildung einer neuen intellektuellen Offiziersschicht, der osmanischen Elite des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, geschaffen.[196]

Spätestens im Juli 1789, als Napoleon Bonaparte seinen ägyptischen Feldzug startete, zeigte sich für viele, dass dem Niedergang allein mit Änderungen im Heerwesen nicht entgegenzuwirken war. So wurden die Maßnahmen auch auf nichtmilitärische Bereiche ausgeweitet.[197] Zum Beispiel erfolgte 1821 die Eröffnung des sogenannten Übersetzungsbüros (osm./türk.: *tercüme odası*), welches als primäre Ausbildungsstätte für zukünftige Bürokraten und Diplomaten fungierte.[198] Ebenfalls unter Heranziehung europäischer Lehrkräfte wurde 1827 eine Medizinschule gegründet, aus der später die Universität Istanbul hervorgehen sollte.[199] Die erste wissenschaftliche Akademie nach europäischem Vorbild hingegen wurde per Dekret Sultan Abdülmecids (reg. 1839–1861) im Jahre 1851 ins Leben gerufen.[200] Auch gab es zahlreiche freiwillige wissenschaftliche Assoziationen, unter anderem die *Cemiyet-i İlmiye-i Osmaniye* (Osmanische Wissenschaftsgemeinschaft), die sich als Gelehrtengesellschaft zur Förderung und Vermittlung der (modernen) Wissenschaften verstand und an der İsmail Ferruh Efendi, von 1797 bis 1800 osmanischer Botschafter in London, maßgeblich beteiligt war.[201]

Kurzum: mit der Gründung sowohl militärischer als auch ziviler Bildungseinrichtungen nach europäischem Vorbild in der Zeit vom späten achtzehnten bis etwa zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde also letztlich das Ziel verfolgt, eine neue soziale Gruppe zu kreieren, welche den verschiedenartigen Herausforderungen, mit denen sich das Osmanische Reich insbesondere auf internationaler Ebene konfrontiert sah, entgegentreten konnte. Dass die Sultane in dieser Hinsicht

195 *Fatih Bayram*, Ebûbekir Râtib Efendi as an Ottoman Envoy of Knowledge between the East and the West (Anm. 14), 23.

196 *Bernard Lewis*, The Emergence of Modern Turkey, Oxford / New York 2002, 59f.

197 *Ercüment Kuran*, Osmanlı İmparatorluğunda İslâm Düşüncesinin Gelişmesi (Anm. 65), 108. *Ercüment Kuran*, XIX. Yüzyılda Türkiye'de Kültür Değişmesi (Anm. 70), 22.

198 *Cahit Bilim*, Tercüme Odası, in: Osmanlı Araştırma ve Uygulama Merkezi Dergisi 1 (1990), 29–43, 35–42. *Sezai Balcı*, Osmanlı Devleti'nde Tercümanlık ve Bab-ı Ali Tercüme Odası, Doktora Tezi, Ankara Üniversitesi 2006, 96.

199 *Franz Taeschner*, Die osmanische Literatur (Anm. 85), 332f.

200 *Abdullah Uçman*, Encümen-i Dâniş, in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 11, İstanbul 1995, 176–178, 177.

201 *Mehmet Alaaddin Yalçınkaya*, İsmail Ferruh Efendi'nin Londra Büyükelçiliği ve Siyasî Faaliyetleri (1797–1800), in: *Kemal* Çiçek (Hrsg.), Pax Ottomana. Studies in Memoriam of Prof. Dr. Nejat Göyünç, Ankara 2001, 381–407, 381. *Ercüment Kuran*, Türkiye'nin Batılılaşmasında Osmanlı Daimî Elçiliklerin Rolü (Anm. 192), 13.

oft selbst die Initiatoren waren, zeigt, dass sie mithilfe der getroffenen Maßnahmen die Stärkung auch ihrer eigenen Position erhofften, nicht zuletzt deshalb, weil dies für sie gleichbedeutend war mit der Aufrechterhaltung des Reiches als solchem.

In der Tat brachten die neuen Schulen und Akademien eine gesellschaftliche Gruppe von Offizieren und zivilen Staatsdienern hervor, die die neue osmanische Führungselite bildeten. Entgegen der Erwartungen erzeugten sie bei dieser Gruppe jedoch keineswegs eine starke Loyalität dem Sultan gegenüber. Das Gegenteil war der Fall. Denn „these students developed allegiances to each other, proceeded to expand the state at the expence of the sultan“[202]. Der Aufbau neuer institutioneller Strukturen hatte nämlich die Entstehung neuer Beziehungsnetzwerke begünstigt, welche sich außerhalb der unmittelbaren und mittelbaren Kontrolle des Sultans und daher auch nicht mehr in Abhängigkeit von dessen Gönnerschaft und Wohlwollen befanden. Ihr Zugang zu alternativen Wissensressourcen stattete die neue Elite zudem mit kulturellem Kapital aus, welches die Machtbalance zu ihren Gunsten verschob und sie damit zu einem mit dem Sultan rivalisierenden Machtzentrum machte. Diese Veränderung der Beziehungsstrukturen wiederum hatte zur Folge, dass auch die bereits erwähnten *stories* einen Wandel erfuhren. Konkret bedeutete dies, dass gesellschaftliche Prozesse nicht mehr (nur) von der Person des Sultans ausgehend interpretiert wurden.

Erste Ansätze hierfür finden sich bereits bei den Gesandtschaftsberichten selbst. Ebubekir Ratib beispielsweise widmet sich in seinem Text unter anderem auch der Wissenschaft von der Politik. Er beobachtet, dass es in Europa eine Unmenge an Büchern und Abhandlungen zu diesem Thema gebe. Im Zusammenhang mit einem Besuch an der Orientalischen Akademie in Wien, bei dem ihn einige Studierende fragen, weshalb denn die Osmanen sich nicht für das Studium der Politik interessierten, weist er – ein wenig verwundert über die Ignoranz der Fragenden – darauf hin, dass auch die Osmanen eine beachtliche Literatur zu dieser Wissenschaft besäßen. Um jedoch, so schreibt er weiter, ein wahres Verständnis von Politik zu bekommen und um allgemeine Regeln der Politik herleiten und erkennen zu können, sei die Lektüre von Werken aus verschiedenen Ländern unabdingbar. Auch betont er an zahlreichen Stellen die Wichtigkeit des Studiums der Geschichte für die – insbesondere militärischen – Erfolge eines Staates.[203]

Ahmed Resmîs Bericht zu seiner Gesandtschaft nach Preußen geht ebenfalls auf dieses Thema ein. In einem ausführlichen Porträt über Friedrich den Großen preist er diesen unter anderem als „in allen, insbesondere aber den historischen Wissenschaften bewanderter Herrscher“[204]. Eines der Gespräche mit Friedrich hingegen, von dem Ahmed Resmî besonders beeindruckt worden zu sein scheint, gibt der deutsche Historiker Gustav Berthold Volz in seinem Aufsatz über die Gesandtschaft Ahmed Resmîs am preußischen Hof folgendermaßen wieder:

202 *Fatma Müge Göçek*, Rise of the Bourgeoisie, Demise of Empire (Anm. 76), 67.

203 *Ebûbekir Râtib Efendi*, Sefâretnâme-i Ebûbekir Râtib Efendi (Anm. 99), 55f. *Fatih Bayram*, Ebûbekir Râtib Efendi as an Ottoman Envoy of Knowledge between the East and the West (Anm. 14), 91–95. *Hasan Korkut*, Osmanlı Elçileri Gözüyle Avrupa (Anm. 67), 94f.

204 *Ahmed Resmî Efendi*, Sefâretnâme-i Ahmed Resmî (Anm. 96), 55.

„Sie bewunderten seine [Friedrichs] Erfolge[,] wenn sie auch nicht das Verdienst an diesen ihm allein beimaßen, sondern glaubten, darin den Orientalen nicht verleugnend, sie größtenteils seinen astrologischen Berechnungen zuschreiben zu müssen, die ihn in den Stand gesetzt hätten[,] die glücklichen Augenblicke jeder Unternehmung und die tüchtigsten Feldherren zu wählen […]. So hatte denn auch [Sultan] Mustapha seinem Gesandten befohlen, den König um drei seiner Astrologen zu bitten. Als Achmed [Resmî] seines Auftrages sich entledigt hatte, berief ihn Friedrich, wahrscheinlich während seines Besuches in Potsdam, zu sich, und mit ihm ans Fenster tretend, unter dem die Wachtparade aufzog, sagte er ihm: ‚Ich habe drei Mittel gefunden, meine Länder von innen wohl zu regieren und von außen gegen jeden Feind zu verteidigen. Erstlich habe ich mir aus Geschichte und Erfahrung gewisse Kenntnisse zu erwerben gesucht, welche zur guten Regierung der Länder und zum Kriegführen unentbehrlich sind. Weil es aber mit den eigenen Kenntnissen nicht ausgemacht ist, wenn man nicht zugleich die erforderliche Gewalt in Händen hat, um jeden Widerstande von innen und außen zu bekämpfen: so unterhalte ich zweitens beständig eine wohl unterwiesene Armee in hinreichender Anzahl und Rüstung, welche selbst zu Friedenszeiten täglich geübt wird, gleich als ob sie im Kriege begriffen wäre, wovon Ihr' – bei diesen Worten wies der König auf die Wachtparade – ‚die Probe hier vor Euch sehet. Und da solche Armee weder furchtbar bleiben noch lange zu ihren Zwecken würde gebraucht werden können, wenn es an Mitteln fehlte, sie immer im streitbaren Stande zu erhalten und zu jeder Stunde in Bewegung zu setzen: so sorge ich drittens dafür, daß mein Schatz immer mit Gelde angefüllt sei, um stets die Kriegskosten in Bereitschaft zu haben und von keines Menschen gutem Willen abhängig zu sein. Diese drei Dinge,' so schloß der König, mit dem Befehl, es dem Sultan zu melden, ‚sind meine Astrologen, andere habe ich nicht.'"[205]

Ohne im Einzelnen auf deren Inhalte einzugehen, scheint also aus Sicht einiger Gesandten eine Wissenschaft, welche gesellschaftliche, politische und historische Prozesse zu ihrem Gegenstand hat, für den Fortgang des Osmanischen Reiches von Bedeutung zu sein. Ahmed Resmî leistete seinen Beitrag dazu unter anderem durch die Übersetzung eines Werkes mit dem Titel *Neue Geographie* ins Osmanische.[206] Nun darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass die Geschichtsschreibung eine Tätigkeit war, die bereits seit den Anfängen des Osmanischen Reiches existierte. Ganz gleich, ob sich die früheren Chroniken durch „jenes Gepräge einer unterentwickelten, kindlich-einfachen Darstellung, wie sie allen Geschichtsschreibungsversuchen derber, urwüchsiger Völker eignet"[207] – wie es Franz Babinger 1927 formulierte – auszeichneten oder nicht, handelte es sich bei ihnen doch um eine Form der Historiographie. Hinzu kommt, dass es sich bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein bei dieser sogar um eine etablierte „tradition of a pluralist historiography"[208] handelte, welche alternative, voneinander abweichende Narrati-

205 *Gustav Berthold Volz*, Eine türkische Gesandtschaft am Hofe Friedrichs des Großen im Winter 1763/64, in: Hohenzollernjahrbuch 11 (1907), 17–54, 46f.; Herv. A. S.

206 *Bekir Kütükoğlu*, Ahmed Resmî (ö. 1783), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 2, İstanbul 1989, 121–122, 122.

207 *Franz Babinger*, Die Geschichtsschreiber der Osmanen und ihre Werke, Leipzig 1927, 7.

208 *Baki Tezcan*, The politics of early modern Ottoman historiography, in: *Virginia H. Aksan / Daniel Goffman* (Hrsg.), The Early Modern Ottomans. Remapping the Empire, Cambridge u. a. 2007, 167–198, 179.

ve im Hinblick auf den Sultan und seine Dynastie hervorbrachte. Auch war sowohl den Geschichtsschreibern, wie auch dem Sultan die politische Instrumentalisierbarkeit historischer Deutungen wohl bewusst, versuchten sie doch alle, ihre jeweilige Art der Darstellung und Interpretation gegen zum Teil große Widerstände durchzusetzen. Entscheidend ist aber, dass bei all den Deutungskämpfen die Figur des Herrschers stets das Zentrum und den wichtigsten Bezugspunkt der Erzählungen bildete.[209] Als eine Wissenschaft, die den Zusammenhang von Ereignissen systematisch zu ergründen und diese als eine kontinuierliche Entwicklung zu deuten versucht[210], war die Geschichtsschreibung unter der osmanischen Gelehrtenschaft zu jener Zeit also noch nicht anerkannt. Von einer Entpersönlichung der Geschichtsschreibung in diesem Sinne kann erst ab etwa dem späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert gesprochen werden.[211]

Reflektiert wird dies auch in dem erhöhten Interesse der damaligen osmanischen Eliten an den Werken Ibn Khalduns (1332–1406). Dieser hatte 1377 in seinem umfangreichen Werk *al-Muqaddima* (Die Einleitung) eine Wissenschaft mit eigenständiger Methodologie zur Untersuchung menschlicher Gesellschaften und ihrer Entwicklungen ausgearbeitet. Unter Einbeziehung ökonomischer, politischer, klimatischer, sozialer und kultureller Faktoren geht Ibn Khaldun der Frage nach, worin genau die Ursachen für den Aufstieg und den Niedergang von Gesellschaften lägen.[212] Das kennzeichnende und sie vor allem von vorherigen Ansätzen unterscheidende Merkmal seiner Geschichtstheorie besteht nun in dem Postulat, dass gesellschaftliche Prozesse eigenen, ihnen inhärenten Gesetzmäßigkeiten folgen. Diese wiederum seien nicht auf Anhieb erkennbar, sondern verbergen sich hinter den uns sichtbaren Ereignissen.[213]

Die zunehmende Bedeutung Ibn Khalduns innerhalb der osmanischen gebildeten Schicht äußert sich auch in den hier untersuchten Gesandtschaftsberichten. So schenkte Ebubekir Ratib der Wiener Orientalischen Akademie während seines bereits erwähnten Besuchs eine Ausgabe der *al-Muqaddima*.[214] Ahmed Resmî und Ahmed Azmî rezipieren sogar explizit die Geschichtstheorie Ibn Khalduns, kommen aber zu jeweils unterschiedlichen Schlüssen. Während Ersterer davon ausgeht, dass dem preußischen Staat ein Aufstieg bevorstehe[215], sieht Letzterer, ausgehend von Preußen, Europa in seiner Gesamtheit als im Niedergang begriffen.[216]

209 *Hasan Akbayrak*, Osmanlı'dan Cumhuriyet'e Tarih Yazımı. Milletin Tarihinden Ulusun Tarihine, İstanbul 2012, 22.

210 *Johannes Rohbeck*, Geschichtsphilosophie zur Einführung, Hamburg 2004, 16.

211 *Taner Timur*, Osmanlı Kimliği, Ankara 1998, 102. *Betül Başaran Alpugan*, Geç Dönem Osmanlı İmparatorluğu'nda Tarih Yazıcılığı ve Tarih Kitapları, in: *Güler Eren* (Hrsg.), Osmanlı. 8 – Bilim, Ankara 1999, 262–270, 263. *Necdet* Öztürk, Osmanlılar'da Tarih Yazıcılığı Üzerine, in: *Güler Eren* (Hrsg.), Osmanlı. 8 – Bilim, Ankara 1999, 257–261, 259.

212 *İbn Haldun,* Mukaddime I, İstanbul 1988. *Ders.,* Mukaddime II, İstanbul 1991

213 *Ahmet Arslan*, İbni Haldun'un İlim ve Fikir Dünyası, Ankara 1997, 77.

214 *Hasan Korkut*, Osmanlı Elçileri Gözüyle Avrupa (Anm. 67), 95.

215 *Ahmed Resmî Efendi*, Viyana Sefâretnâmesi (Anm. 95), 33.

216 *Gümeç Karamuk*, Ahmed Azmi Efendis Gesandtschaftsbericht als Zeugnis des osmanischen Machtverfalls und der beginnenden Reformära unter Selim III. (Anm. 21), 257f.

Die Gedanken Ibn Khalduns legen natürlich in letzter Konsequenz nahe, dass auch das Osmanische Reich irgendwann vom Niedergang heimgesucht werden könnte, zumal sein Schicksal, ebenso wie das anderer Staaten, von historischen Gesetzmäßigkeiten bestimmt wird. Die Zuhilfenahme Ibn Khalduns deutet hier also bereits eine bevorstehende und mehr oder weniger systematische Reflexion über den prinzipiell möglichen Zerfall des Osmanischen Reiches an. Der wesentliche Unterschied zur im Osmanischen Reich bereits vorhandenen Niedergangsliteratur aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert besteht aber darin, dass gesellschaftlichen Prozessen nunmehr eine objektive Realität zugeschrieben wird. Hieraus ergeben sich zwei Implikationen. Die Anerkennung objektiver und allgemeingültiger Gesetze nimmt erstens dem Osmanischen Reich seine Einzigartigkeit und macht es prinzipiell mit anderen Staaten und Gesellschaften vergleichbar. Dies wiederum erfordert zugleich eine eingehende Auseinandersetzung mit eben jenen Staaten und Gesellschaften, um, wie auch der obige Verweis auf Ebubekir Ratibs Gesandtschaftsbericht andeutete, ein wahres Verständnis von gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen erlangen zu können. Die Nach-innen-Gewandtheit der früheren Niedergangsliteratur wird hier also überwunden, und es findet eine „geographisch-horizontale Ausweitung des Referenzbereichs“[217] statt, die Europa in die historischen Betrachtungen einbezieht.

Exemplarisch hierfür ist Ahmed Vâsıf, selbst Historiker und osmanischer Botschafter in Spanien von 1787 bis 1788. In seinem hier untersuchten Gesandtschaftsbericht finden sich zwar keinerlei Reflexionen über Geschichte. Jedoch geht Vâsıf in seinem mehrbändigen Hauptwerk explizit auf Ereignisse in Europa ein und setzt sie in Beziehung zu denen im Osmanischen Reich. Zudem erkennt er erstmalig Berichte von osmanischen Gesandten in Europa als historische Quellen an.[218] Insofern – und nicht zuletzt auch, weil er sich in seiner Arbeit mehrfach auf Ibn Khaldun beruft – fügt sich Vâsıf mit seiner Methodik in eine osmanische Geistesströmung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ein, die zuweilen als *Ibn Khaldunismus* bezeichnet wird und für ein neuartiges, wissenschaftliches Verständnis von Geschichte eintrat.[219] Wichtigster Repräsentant dieser Strömung war ohne Zweifel Ahmed Cevdet (1822–1895), ebenfalls Historiker und Übersetzer der *al-Muqaddima* ins Türkische. Cevdet selbst sieht sich nicht nur in einer Linie mit Vâsıf[220], sondern er übernimmt zudem wesentliche Elemente der Ibn Khaldun'schen Geschichts- und Gesellschaftstheorie – allen voran den Solidaritätsbegriff (arab.: *asabiyya*) –, denkt und entwickelt diese weiter. Mit Begriffen wie Staat, Gesellschaft und eben nicht zuletzt Geschichte versucht er, die von ihm

217 *Thomas Fuchs, Sven Trakulhun*, Kulturtransfer in der frühen Neuzeit. Europa und die Welt, in: *dies.* (Hrsg.), Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500–1850, Berlin 2003, 7–24, 14.

218 *Ethan L. Menchinger*, An Ottoman Historian in an Age of Reform. Ahmed Vâsıf Efendi (ca. 1730–1806), Dissertation, University of Michigan 2014, 36f. *Virginia H. Aksan*, An Ottoman Statesman in War and Peace. Ahmed Resmi Efendi 1700–1783, Leiden u. a. 1995, 61.

219 *Ejder Okumuş*, İbn Haldûn'un Osmanlı Düşüncesine Etkisi, in: İslâm Araştırmaları Dergisi (2006), 141–185, 142.

220 *Carter Vaughn Findley*, Ottoman Civil Officialdom. A Social History, Princeton 1989, 56.

postulierte objektive historische Realität zu konzeptualisieren und zu erfassen.[221] Genau dieses Bewusstsein von einem ganz und gar andersartigen Blick auf gesellschaftliche Prozesse schlägt sich sodann nieder in seinem zwölfbändigen Werk *Tarih-i Cevdet* (Chronik des Cevdet), welches er einleitet mit einem Kapitel über *Die Notwendigkeit und Nutzen der Geschichtswissenschaft*.[222]

Zweitens ist die Wiederentdeckung Ibn Khalduns innerhalb der osmanischen Gelehrtenschaft ein Indiz für den Bedeutungsverlust des Sultans und seiner Dynastie. Denn das Verständnis von einer objektiven gesellschaftlichen Realität bedingte letztlich auch eine entpersönlichte Lesart historischer Prozesse. Dies wiederum ging einher mit einer Neudefinition des Verhältnisses zwischen Sultan und Untergebenen. Die Loyalität der bereits erwähnten neuen Eliten galt daher nicht mehr der Person des Sultans, sondern zunehmend der Institution des Sultanats und schlussendlich der abstrakten Idee vom osmanischen Staat.[223]

Diese *Entfremdung der Untertanen von ihrem Sultan*[224] ist auch Thema im Gesandtschaftsbericht Ebubekir Ratibs. Vor dem Hintergrund seines klassisch-osmanischen Staatsverständnisses, gemäß dem es keine kategorische Unterscheidung zwischen Staat und Sultan gibt, ist dies für Ratib ein Problem, dem sich das Osmanische Reich freilich zu stellen habe. Obgleich ihm Namen wie Montesquieu und Rousseau offenkundig ein Begriff sind[225], ist er jedoch weit davon entfernt, einen auf Volkssouveränität oder einem Gesellschaftsvertrag gründenden Staat zu propagieren. Letzteres wird später Ahmet Cevdet aufgreifen.[226] Nichtsdestotrotz fällt auf, dass Ratib in diesem Zusammenhang für die Bezeichnung der Untertanen des Sultans nicht den klassischen Begriff *reâyâ* (wörtl.: Herde) verwendet, sondern stattdessen von *millet* spricht, was am ehesten mit dem Wort *Gemeinschaft* ins Deutsche übersetzt werden könnte. Wenn auch nicht ausdrücklich in seinem Gesandtschaftsbericht, so gebraucht Ebubekir Ratib doch in vielen seiner anderen Schriften *millet* im Sinne einer Gruppe von Menschen, die in einem durch territoriale Grenzen definierten Gebiet leben und ein mehr oder weniger ausgeprägtes Bewusstsein als Staatsbürger besitzen. Damit kommt er dem Nationenbegriff recht nahe, ohne jedoch das Wort selbst jemals zu benutzen, und er nimmt die Idee von einer osmanischen Nation, die etwa zwanzig Jahre nach ihm aufkommen wird, gewissermaßen bereits vorweg.[227]

221 Ümit *Meriç Yazan*, Cevdet Paşa'nın Toplum ve Devlet Görüşü, İstanbul 1992, 30. *Yusuf Halaçoğlu, Mehmet Âkif Aydın*, Cevdet Paşa (1823–1895), in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 7, İstanbul 1993, 443–450, 446.

222 *Ahmed Cevdet Paşa*, Tarih-i Cevdet, Cild 1, İstanbul 1994, 25f.

223 *Tarık Zafer Tunaya*, Türkiye'nin Siyasî Hayatında Batılılaşma Hareketleri, İstanbul 2010, 30f.

224 *Fatih Bayram*, Ebûbekir Râtib Efendi as an Ottoman Envoy of Knowledge between the East and the West (Anm. 14), 75–79.

225 *Ebûbekir Râtib Efendi*, Sefâretnâme-i Ebûbekir Râtib Efendi (Anm. 99), 14.

226 *Ümit Meriç Yazan*, Cevdet Paşa'nın Toplum ve Devlet Görüşü (Anm. 221), 41f.

227 *Fatih Yeşil*, Aydınlanma Çağında Bir Osmanlı Kâtibi (Anm. 131), 217. *Mehmet* Öz, Reâyâ, in: *Türkiye Diyanet Vakfı* (Hrsg.), Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi. Cilt 34, İstanbul 2007, 490–493, 490. *Ercümend Kuran*, The Impact of Nationalism on the Turkish Elite in the Nineteenth Century, in: *William R. Polk / Richard L. Chambers* (Hrsg.), Beginnings of Modernization in the Middle East. The Nineteenth Century, Chicago / London 1968, 109–117, 109f.

Das sich wandelnde historische Narrativ umfasste allerdings nicht nur das Verhältnis des Sultans zu seinen Untertanen, sondern veränderte auch den Bedeutungszusammenhang seiner Legitimität als Kriegsherr und Eroberer. Angestoßen durch Ahmed Resmî, der nach seinen Aufenthalten in Wien und Berlin verschiedene politische Schriften verfasste und darin eine prinzipiell am Frieden orientierte Staatspolitik vertrat, geriet auch dieser Aspekt der sultanischen Autorität zunehmend ins Wanken.[228]

Auch lange vor Ahmed Resmî hatte es hinsichtlich der Frage nach Krieg und Frieden durchaus unterschiedliche Positionen und mitunter heftig ausgetragene Konflikte innerhalb der osmanischen Elite gegeben.[229] Gleichwohl standen diese lediglich in Verbindung mit konkreten Entscheidungen bezüglich einer Kriegserklärung oder der Beteiligung an einem bestimmten Krieg. Die grundsätzlich expansive Ausrichtung des imperialen Staates stand in jenen Fällen selbst für die Befürworter des Friedens niemals zur Disposition. Mit Ahmet Resmî bahnte sich deshalb ein Paradigmenwechsel an, der den jeweiligen Stellenwert von Krieg und Frieden in der osmanischen Politik neu artikulierte und sich zumindest in Teilen der osmanischen Elite bald durchsetzen sollte.

Man fühlt sich hier ein wenig an Auguste Comtes Dreistadiengesetz erinnert, laut dem sich das positive Stadium, also der Endpunkt des menschheitsgeschichtlichen Verlaufs, unter anderem dadurch auszeichne, dass „der Krieg endlich rein nebensächlich“[230] geworden sei und „im tiefsten Grunde nur mehr eine Ausnahme“[231] bilde. In der Tat scheint Comte für das Osmanische Reich eine Tendenz in diese Richtung erhofft zu haben. Denn in einem Brief von 1853 an Reşid Pascha, einem bedeutenden Staatsmann, lobte er diesen für seine führende Rolle dabei, die Entwicklungen in seinem Land in die richtigen Bahnen zu lenken.[232]

Keineswegs war sich aber die osmanische Elite in allen Belangen einig, und die Formulierung neuer Ideen wurde auch niemals einhellig begrüßt. Vielmehr ging damit, wie beschrieben, ein gesellschaftlicher Transformationsprozess einher, der sich in der zunehmenden Heterogenität des diskursiven Feldes und der gleichzeitigen Produktion neuer Narrative und Identitäten niederschlug. Die Gesandtschaftsberichte fungierten dabei einerseits als Reflexionsfläche der Veränderungsprozesse sowie andererseits als Träger eben jener neuen Ideen. Die Diversifizierung jener (Re-)Formulierungsmöglichkeiten war dabei Ausdruck der zunehmenden Diversität der osmanischen Elite selbst.[233] Der offene Widerstreit entgegengesetzter

228 *Thomas Naff*, Ottoman Diplomatic Relations with Europe in the Eighteenth Century (Anm. 5), 104f.

229 *Suraiya Faroqhi*, The Ottoman Empire and the World Around It (Anm. 10), 5. *Rifa'at A. Abou-El-Haj*, Ottoman Diplomacy at Karlowitz (Anm. 57), 498.

230 *Auguste Comte*, Soziologie, II. Band: Historischer Teil der Sozialphilosophie. Theologische und metaphysische Periode, Jena 1923, 121.

231 Ebd., 130.

232 *John F. Laffey*, Auguste Comte. Prophet of Reconciliation and Reaction, in: Science and Society 29 (1965), 44–65, 55f.

233 *Carter Vaughn Findley*, Political culture and the great households (Anm. 138), 74f.

Ansichten über die legitime Sicht von sozialer Welt[234] und die dadurch entfachten Intra-Eliten-Konflikte[235] wiederum unterschieden sich in einem entscheidenden Punkt von den Konflikten – und Intrigen – zuvor. Während bisher „[t]he Ottoman culture of popular protest was articulated around the concept of sultanic justice that projected the paternalistic image of the just and benevolent ruler"[236], änderte sich der Referenzrahmen von Protest und Opposition[237], und die neuen Ideen orientierten sich nunmehr auch an allgemeineren und abstrakteren Konzepten von Identität und Loyalität. Auch die Position und die Legitimität des Sultans erfuhren dabei einen fundamentalen Bedeutungswandel. Denn die aus den Akademien und Schulen hervorgegangene neue Elite wandte ihr neu erlangtes Wissen der positiven Wissenschaften auf die eigene osmanische Gesellschaft an und entwickelte so neue Gesellschaftsmodelle und -visionen, die das Alte und das Neue auf spezifische Weise miteinander verbanden.[238]

Entgegen der ursprünglichen Intention des Sultans, eine ihm gegenüber loyale Elite zu kreieren, setzte also ein gesellschaftlicher Wandel ein, der das Ergebnis von diskursiven Kämpfen zwischen der zentralen Staatsmacht einerseits und den vielen anderen Akteuren andererseits war. Während aber noch im siebzehnten Jahrhundert diese Kämpfe auf der Grundlage der unhinterfragten Legitimität des Sultans als Herrscher stattfanden – hier bestand Konsens –, liefen sie mit der Zeit darauf hinaus, dass die Komplexität des diskursiven Feldes zunahm – unter anderem aufgrund neu hinzugekommener Ideen aus dem Ausland –, sich dementsprechend neue Bedeutungszusammenhänge bildeten und letzten Endes eine völlig neue Ordnung etablierte. Dies schlug sich auch darin nieder, dass der vormalige Konsens bezüglich der Legitimität des Sultans allmählich zu bröckeln begann und neue Machtkonstellationen vorgelegt wurden. Der Konsens schien nunmehr der zu sein, dass sich das Osmanische Reich in irgendeiner Form zu modernisieren bzw. auf die Moderne zu reagieren habe. Der Dissens hingegen zeigte sich im Hinblick auf die Art und Weise der akuten Re-Organisation des Staates und der Gesellschaft.

234 *Pierre Bourdieu*, Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt a. M. 1985, 22.

235 *Fatih Bayram*, Ebûbekir Râtib Efendi as an Ottoman Envoy of Knowledge between the East and the West (Anm. 14), 18. *Huri İslamoğlu-İnan, Çağlar Keyder*, Agenda for Ottoman history (Anm. 12), 54.

236 *Eleni Gara*, Popular Protest and the Limitations of Sultanic Justice, in: *Eleni Gara / M. Erdem Kabadayı / Christoph K. Neumann* (Hrsg.), Popular Protest and Political Participation in the Ottoman Empire. Studies in Honor of Suraiya Faroqhi, İstanbul 2011, 89–104, 102.

237 Şerif *Mardin*, Türkiye'de Muhalefet ve Kontrol, in: Şerif *Mardin* (Hrsg.), Türk Modernleşmesi. Makaleler 4, İstanbul 2007, 175–191, 177.

238 *Fatma Müge Göçek*, Rise of the Bourgeoisie, Demise of Empire (Anm. 76), 75.

III BEZIEHUNGEN GESTALTEN

Die Instrumentalisierung von Gesandtschaftsberichten in der kaiserlichen Botschaft in Venedig um 1750

Juliane Märker

Gesandtschaftsberichte haben sich als ein ergiebiger Quellenfundus für zahlreiche Forschungsinteressen erwiesen. Besonders die Berichte langjährig stationierter Gesandter an fremden Höfen bergen vielversprechendes Potential, nicht nur zur Untersuchung der zwischenstaatlichen Beziehungen und des politischen Geschehens, sondern auch der Botschaften und Diplomaten selbst.

Dabei entwickelte jeder Gesandte seine ganz eigenen Strategien, um sich und seine Tätigkeiten in einem möglichst günstigen Licht erscheinen zu lassen, den eigenen Standpunkt zu stärken und Sympathien zu wecken. Beim Analysieren der Gesandtenberichte finden sich daher detaillierte Informationen nicht nur zur aktuellen Situation der Botschaft, sondern auch zu den Gesandten selbst, Details aus ihrer Biographie, die meist gezielt eingesetzt wurden, um Erfolge noch größer und Rückschläge möglichst harmlos erscheinen zu lassen. Diese Erzählstrategien lassen sich aus unterschiedlichen Perspektiven untersuchen. Wie nutzten die Gesandten die Berichte zur Selbstdarstellung? Welche Methoden wurden angewandt, welche wiederkehrenden Muster lassen sich ausmachen? Welche Informationen lassen sich daraus ziehen, über den Verfasser, den Adressaten, über ihre Rollen und ihre Beziehungen, über die Arbeit des Gesandten allgemein?

Eine Auswertung dieser Erzählstrategien birgt Potential unter anderem für neue Erkenntnisse zum Botschaftsalltag, zu den Biographien der Botschafter und nicht zuletzt zum Selbstverständnis eines Diplomaten im 18. Jahrhundert. Die Berichte der kaiserlichen Gesandten in Venedig während der 1740er und 1750er Jahre bieten dazu einen besonders ergiebigen Quellenbestand.

Die in dieser Zeit in Venedig stationierten Diplomaten, Joseph Rathgeb und Giovanni Antonio Turinetti, Marquis de Prié, macht sie für eine solche Untersuchung besonders geeignet, da sie mehrere Jahre lang parallel in der kaiserlichen Botschaft tätig waren und sie somit mehrere Jahre lang gleichzeitig und unabhängig voneinander Berichte für den Wiener Hof verfassten. Beide waren dabei in ihrer Arbeitsweise und ihrem Selbstverständnis grundverschieden und in einen andauernden Konkurrenzkampf verstrickt. Ihre Berichte beinhalten somit ausführliche Darstellungen zu den Vorkommnissen in der Botschaft aus zwei unterschiedlichen und meist widersprüchlichen Perspektiven, wodurch sich die Gelegenheit bietet, diese in einen direkten Vergleich miteinander zu setzen und Übereinstimmungen wie Diskrepanzen herauszuarbeiten. Ebenfalls von Interesse sind die besonderen

Bedingungen in Venedig, denen die ausländischen Diplomaten unterworfen waren, vor allem die strengen Verhaltensregeln, die den Gesandten den Kontakt zur einheimischen Aristokratie größtenteils untersagten und somit die Arbeit der Gesandten ungleich erschwerten.[1]

Die Hauptaufgabe der in den Botschaften residierenden Diplomaten war neben der Gewährleistung einer ständigen Präsenz des eigenen Souveräns und Auftraggebers am Zielort vor allem, das tägliche Treiben am fremden Hof zu beobachten, darüber zu berichten und die Interessen des Heimathofes zu vertreten.[2] Üblicherweise verfassten diese Gesandten regelmäßig Berichte und schickten sie in die Heimat, wobei die angesprochenen Themen sehr vielfältig sein konnten, über Tagespolitik, gesellschaftliche Ereignisse und wirtschaftliche Informationen hin zu privaten Sorgen und dem Geschehen in der Botschaft selbst.

Beim Verfassen dieser Berichte waren die Gesandten jedoch gewissen Normregelungen unterworfen. Die Themenwahl richtete sich nach den Interessen der Adressaten, die Darstellungsweise der Ereignisse wurde meist bewusst der Erwartungshaltung in der Heimat angepasst und den formalen Vorgaben musste natürlich ebenfalls Genüge getan werden.[3]

Hinzu kommen die persönlichen Interessen des Verfassers selbst, die dieser mittels der Gesandtenberichte oftmals zu fördern suchte. Stationiert fernab der eigenen Heimat waren die Gesandten in ihren Möglichkeiten zur Einflussnahme am Heimathof sehr eingeschränkt. Kontakt konnte meist nur noch per Post gehalten werden, was einen sehr langsamen Informationsfluss zur Folge hatte. Man konnte nur noch indirekt am Heimathof Einfluss ausüben, nur verspätet auf die dortigen Entwicklungen reagieren und war auf Mittelsmänner angewiesen, die – im Idealfall ‑ in ihrem Interesse agierten[4]. Bei nicht wenigen, vor allem langjährigen Gesandten, führte dies zu großen Sorgen um die eigene Stellung und den Einfluss am Heimathof sowie zu Furcht vor Intrigen, die aus der Ferne nicht abgewehrt werden konnten.[5]

1 Siehe dazu *Filippo de Vivo,* Information & Communication in Venice, Oxford 2009, 70–74; *Ekkehard Eickhoff,* Venedig. Spätes Feuerwerk, 106f. Diese Regelung bestand seit Mitte des 16. Jahrhunderts und wurde von beiden Seiten wiederholt umgangen, begrenzte jedoch die Möglichkeiten der ausländischen Gesandten, offiziell Kontakt zur Regierung herzustellen, auf einen einzigen Kanal – über das Colleggio.

2 Wobei in den nicht monarchisch regierten Territorien wie den Generalstaaten und den italienischen Stadtrepubliken die Aufgabe schon dadurch erschwert wurde, dass es keinen konkreten „Hof" gab. Eine umfassende Einführung in das Aufgabenspektrum eines Diplomaten der Frühen Neuzeit findet sich bei *Heinz Schilling,* Konfessionalisierung und Staateninteressen. Internationale Beziehungen 1559–1660 (=Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen, 2), Paderborn 2007, Kapitel VII.1, 120–138.

3 Einen Überblick über die Bandbreite der Korrespondenz einer ständigen Gesandtschaft gibt *Klaus Müller,* Das kaiserliche Gesandtschaftswesen im Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden (1648–1740), Bonn 1976, 33–59.

4 Wem es möglich war, der übertrug diese Aufgaben meist jemandem aus dem eigenen Familienkreis. In anderen Fällen griff man, so auch der Marquis de Prié, auf bezahlte Agenten zurück. Siehe HHStA Venedig Berichte 32, Prié an Ulfeldt, 05.02.1754 und 15.04.1752; HHStA Venedig Berichte 33, Prié an Ulfeldt, 11.04.1753.

5 Rathgeb äußert diese Sorge mehrmals, siehe HHStA Wien, Venedig, Berichte 28, Rathgeb an Colloredo 19.02.1746. Zu den Problemen höfischer Kommunikation auf Distanz widmet sich der Sam-

Hier wurde der Gesandtenbericht zu einem wichtigen Instrument, um sich ins Gedächtnis seiner Auftraggeber einzuschreiben, sich im bestmöglichen Licht zu präsentieren und nicht zuletzt die eigenen Interessen zu verfolgen.[6] Eines der immer wiederkehrenden Themen in der diplomatischen Korrespondenz und ein Paradebeispiel für eine solche interessengesteuerte Berichterstattung ist der notorische Mangel an – zumindest aus Sicht des Gesandten – adäquater Finanzierung der Botschaft, wobei die verschiedensten Methoden eingesetzt wurden, um eine Verbesserung dieser herbeizuführen.[7] Auch darüber hinaus fanden Diplomaten immer wieder Anlass, sich Hilfe suchend an die Auftraggeber in der Heimat zu wenden, sei es auf der Suche nach Protektion, zur Förderung privater wirtschaftlicher Unternehmungen oder der Pflege des eigenen Netzwerkes.

Folglich dienten Gesandtenberichte nicht nur dem Zweck der Informationseingabe am heimatlichen Hofe, sondern auch zur Interessenvertretung des Verfassers. Dabei wurden spezifische Strategien entwickelt, um diese beiden Elemente zu vereinen und dem Gesandten die höchstmöglichen Erfolgschancen zu sichern. Hierzu gehörte vor allem eine strategisch geplante und langfristig aufgebaute positive Selbstdarstellung: Betonung der eigenen Qualitäten, Hervorhebung – und nicht selten Überhöhung – der eigenen Arbeit und Erfolge, nicht zuletzt auch die immer wieder betonten, in zahlreiche Formeln eingebetteten Treue- und Ergebenheitsbekundungen.[8] Zielgerichtet wurden die Gesandtenberichte in ihrer Darstellungsweise derart konzipiert, dass der Verfasser sich ihrer positiven Wirkung sicher war. Die hierfür verwendeten Methoden werden im folgenden Fallbeispiel untersucht.

Die habsburgischen Kaiser unterhielten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Botschaft in Venedig, welche erst mit der Auflösung der venezianischen Republik im Jahr 1797 ihre Arbeit endgültig einstellte.[9] Die lange, kontinuierliche Präsenz der Botschaft zeugte von der Bedeutung Venedigs als Nachbar, Rivale und Bündnispartner für die Habsburger.

melband *Mark Hengerer* (Hrsg.), Abwesenheit beobachten. Zu Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit, Berlin 2013.

6 Siehe dazu auch *Tilman Haug,* Ungleiche Außenbeziehungen und grenzüberschreitende Patronage, Köln 2015, 44–50, 250–260.

7 Dies stellte bereits Bosbach in seiner Untersuchung der Finanzen der Gesandtschaften auf dem Westfälischen Friedenskongress fest: *Franz Bosbach,* Die Kosten des Westfaelischen Friedenskongresses. Eine strukturgeschichtliche Untersuchung (=Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte, 113), Münster 1984, 73–80. Allgemeiner gefasst bei *Hillard von Thiessen,* Gestaltungsspielräume und Handlungspraktiken frühneuzeitlicher Diplomaten, in: *Arndt Brendecke* (Hrsg.), Praktiken der Frühen Neuzeit: Akteure – Handlungen – Artefakte (=Frühneuzeit-Impulse, 3), Köln 2015, 199–209. Beschwerden über mangelnde Ressourcen gehörten in der Gesandtschaftskorrespondenz zum guten Ton, auch als vorbeugende Maßnahme, um Kürzungen des Etats zuvorzukommen.

8 Zur Nutzung von Briefen als Kommunikationsform im höfischen Kontext und den ihnen zugrundeliegenden Formalia siehe *Heiko Droste,* Die missglückte Aufwartung. Zu den Barrieren höfischer Kommunikation im Brief, in: *Mark Hengerer* (Hrsg.), Abwesenheit beobachten. Zu Kommunikation auf Distanz in der Frühen Neuzeit (=Vita curialis. Form und Wandel höfischer Herrschaft, 4), Berlin 2013, 79–93.

9 Es gibt Lücken in Quellenbeständen des 17. Jahrhunderts, zwischenzeitlich blieb die Botschaft für mehrere Jahre unbesetzt, ohne dass sie je offiziell aufgelöst wurde.

Selbst als die politische und wirtschaftliche Bedeutung Venedigs im Laufe des 18. Jahrhunderts abnahm, wurde die kaiserliche Botschaft weiterhin unterhalten, denn die Serenissima blieb ein wichtiges Sammelbecken für Informationen, an denen auch die Habsburger interessiert waren. Venedig war trotz seiner sinkenden Bedeutung einer der wichtigsten Häfen für den Levante-Handel und somit ein Knotenpunkt für Händler und Reisende zwischen Europa und dem Orient. Darüber hinaus hatte die venezianische Regierung ein weitgefächertes Netz an Agenten und Informanten in Europa und dem Nahen Osten aufgebaut, um ihrem „Bedürfnis über alles besser informiert zu sein als die anderen“[10], wie es ein kaiserlicher Gesandter in einem Bericht formulierte, Genüge zu tun. Dies zog zahlreiche diplomatische Akteure nach Venedig, um an diesem Netzwerk teilzuhaben: „[…] donc cette Republique est exactement informée, il me paroit par les connoissences, que je commence á avoir icy, qu'elle a des Emissaires par tout […].“[11] Solche Kommentare finden sich immer wieder eingestreut in den Berichten der kaiserlichen Botschafter und zeugen von dem Respekt, den man noch immer der venezianischen Spionage zollte.

Trotz der andauernden Präsenz der Habsburger in Venedig ist jedoch nur wenig über die dortige kaiserliche Botschaft und ihre Arbeit bekannt, vor allem während des 18. Jahrhunderts. Ebenso rar sind Informationen zu den Botschaftern aus dieser Zeit. Dies mag auch daran liegen, dass mit der gesunkenen Bedeutung der Botschaft auch die ihr zugeteilten Diplomaten nicht mehr zur „ersten Riege“ gehörten wie noch im 17. Jahrhundert, als ein Graf Portia – späterer Obersthofmeister und Vertrauter Kaiser Leopolds I. – die Botschaft leitete. Dass die Position in der Lagunenstadt nicht gerade als ein glänzender Abschluss einer Diplomatenkarriere angesehen wurde, lässt sich vor allem daran erkennen, dass die kaiserlichen Gesandten häufig um Versetzung baten und sich um andere Posten bewarben. Rom z. B. galt als weitaus bedeutender, sodass der Marquis de Prié mehrmals Bemühungen unternahm, dorthin versetzt zu werden, letztlich jedoch erfolglos.[12]

Die kaiserlichen Gesandten in Venedig standen aufgrund der prekären Lage der Botschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beim Verfassen ihrer Berichte unter einem noch stärkeren Rechtfertigungszwang als üblich.[13] Es galt, den Adressaten in Wien, generell der Monarch sowie Hof- und Reichskanzler, nicht nur die letzten Neuigkeiten mitzuteilen und über den Stand der aktuellen Aufträge zu informieren, sondern auch, die Existenz der Botschaft zu rechtfertigen, sich selbst

10 „C'est un faux air de Mess.rs les Venitiens, qui veulent prouver en tout d'être instruits, mieux que les autres, de ce qui ce passe dans les autres païs du Monde.“ HHStA Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 26.08.1752.

11 HHStA, Venedig, Berichte 28, Prié an Ulfeldt 30.09.1747; *Andrea Zannini,* Economic and social aspects of the crisis of Venetian diplomacy in the seventeenth and eighteenth century, in: *Daniela Frigo* (Hrsg.), Politics and Diplomacy in Early Modern Italy. The Structure of Diplomatic Practice 1450–1800, Cambridge 2000, 111f.

12 Siehe u. a. HHStA Venedig, Berichte 28, Prié an Ulfeldt 23.12.1747; HHStA Venedig, Berichte 32 25.12.1751.

13 Es wurde in dieser Zeit in Wien zwischenzeitlich sogar in Erwägung gezogen, die Botschaft zu schließen.

und seine Arbeit als unerlässlich darzustellen und so den eigenen Posten zu sichern. Schließlich war es nicht garantiert, dass man nach Schließung der Botschaft eine äquivalente oder gar bessere Stellung angeboten bekommen würde. Um dies zu erreichen nutzten die Botschafter die wöchentlichen Berichte nach Wien zur gezielten Selbstdarstellung. Sie präsentierten sich als kompetente, treue Gesandte, betonten Tugenden und Erfolge und bemühten sich, ihre Arbeit als signifikant und unerlässlich darzustellen, wie im Folgenden näher erläutert wird.

Zunächst einige kurze Informationen zu den genannten Gesandten Rathgeb und Prié selbst. Die Bedeutung der kaiserlichen Botschaft in Venedig war, wie schon erwähnt, im fortschreitenden 18. Jahrhundert stark gesunken. Meist wurden Diplomaten am Ende ihrer Karriere an die Adriatische Küste gesandt, um dort ihren letzten Auftrag vor dem Ruhestand auszuführen. Auch bei Rathgeb und Prié war dies der Fall. Das genaue Alter Rathgebs ist nicht bekannt, er stand aber schon seit knapp 15 Jahren im Dienst der habsburgischen Kaiser, bevor er zum Residenten in Venedig ernannt wurde.[14] Marquis de Prié wurde ebenfalls im fortgeschrittenen Alter nach Venedig gesandt; er war sechzig Jahre alt, als er 1747 dort eintraf.[15]

Trotz dieser Umstände wurde die Botschaft in dieser Zeit Schauplatz einiger interessanter Karriereentwicklungen, wie unter anderem bei Joseph Rathgeb. Über seine Biographie ist so gut wie nichts bekannt. Er stammte aus einer Kaufmannsfamilie und diente spätestens seit dem Jahr 1728 als Legationssekretär in der kaiserlichen Botschaft in Venedig. Im Jahre 1732, nachdem der damalige kaiserliche Botschafter Bolagno an der in der Stadt grassierenden Pest gestorben war, übernahm Rathgeb für mehrere Monate die Leitung der Kanzlei, bis der neu ernannte Nachfolger, Ludovico, Principe Pio di Savoia, seinen Dienst als Botschafter aufnehmen konnte.[16]

Dieser trat wiederum 1743 von seinem Posten zurück. Wie wenig attraktiv die Stelle zu jener Zeit war, zeigt das Verhalten seines designierten Nachfolgers, dem Grafen Santa Croce, welcher sich bis dato in Rom aufhielt. Dieser erschien nicht wie erwartet in Venedig, um den Dienst anzutreten. Stattdessen schrieb er Briefe, um seine Abreise aus Rom hinauszuzögern. Es sei ihm zurzeit nicht möglich, die Stadt zu verlassen, man müsse sich noch gedulden.[17] Der Wiener Hof war nicht gewillt, die Botschaft in Venedig so lange unbesetzt zu lassen, und suchte nach einer kurzfristigen Zwischenlösung. Man entschied, Rathgeb zum Residenten zu erklären und ihm somit offiziell die Leitung der Botschaft zu übertragen, was Ende 1743

14 Dies geht aus Rathgebs Berichten hervor, als er 1745 seine 17jährige Dienstzeit anspricht, siehe HHStA Venedig, Berichte 28, Rathgeb an Ulfeldt 27.02.1745.

15 *Roberto Sandri-Giachino,* Un suddito sabaudo ambasciatore straordinario a Vienna e Commissario imperiale in Italia: Ercole Turinetti di Priero, in: *Gustavo di Nomaglio u. a.* (Hrsg.), Torino 1706. Memorie e attualità dell'assedio di Torino del 1706 tra spirito europeo e identità regionale, Turin 2007, 711.

16 Siehe *Friedrich Hausmann* (Hrsg.), Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden (1648). II. Band (1716–1763), Zürich 1950, 88.

17 In Wien wurden bald Zweifel laut, dass Santa Croce überhaupt die Absicht habe, den Posten anzutreten, siehe HHStA Venedig, Weisungen 6, Hofkanzlei an Rathgeb 27.11.1743. Auch Rathgeb beschwert sich über das lange Ausbleiben Santa Croces, siehe HHStA Venedig, Berichte 26, Rathgeb an Maria Theresia 02.11.1743, Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Ulfeldt 04.07.1744.

umgesetzt wurde. Im Januar 1744 trat Rathgeb offiziell seinen Posten als Resident an, indem er sich mit neuem Akkreditiv dem Colleggio vorstellte.[18]

Nachdem Santa Croce trotz mehrmaliger Aufforderungen Rom selbst zwei Jahre später noch immer nicht verlassen hatte, beschloss man in Wien den Posten neu zu vergeben. Die Wahl fiel auf Giovanni Antonio Turinetti, Marquis de Prié.

Über Turinetti ist einiges mehr an biographischen Details bekannt, nicht zuletzt dank seines Vaters, Ercole Giuseppe Ludovico Turinetti, einem ehemaligen stellvertretenden Generalstatthalter der Österreichischen Niederlande.[19] Prié gehörte dem Hochadel an und war Grande von Spanien, kaiserlicher und königlicher Geheimer Rat sowie General-Feldzeugmeister. Zu Beginn seiner Karriere im Militärdienst tätig, wechselte er im Laufe der 1720er Jahre in den diplomatischen Dienst und wurde schließlich 1733 mit der Leitung der kaiserlichen Botschaft in der Schweiz betraut. Im Jahr 1747 trat Turinetti seinen neuen Posten in Venedig an.[20]

Anstatt Rathgeb nun als Resident abzuziehen, da mit Prié ein ranghöherer Diplomat vor Ort war, wies Wien die beiden Gesandten an, zusammenzuarbeiten und die Aufgaben untereinander aufzuteilen. Zudem sollten beide ihre eigenen Berichte unabhängig voneinander aufsetzen und zur Hofkanzlei senden.[21]

Rathgeb und Turinetti schrieben somit zwischen 1747 und 1752 fünf Jahre lang parallel Berichte nach Wien, wobei früh deutlich wurde, dass beide unterschiedliche Herangehensweisen an ihre Aufgaben hatten und bald um Kompetenzen und die Gunst des Wiener Hofes konkurrierten. Dies endete erst im Jahr 1752, als Rathgeb einen Schlaganfall erlitt, von dem er sich nicht mehr erholte. Er wurde abberufen und seine Familie informiert, sein weiteres Schicksal ist unbekannt. Turinetti erkrankte nur wenige Monate später ebenfalls und wurde im Oktober 1753 abberufen.[22] Er starb 1757.

Rathgeb begann im Januar 1743 eigene Berichte an die Wiener Behörden zu verfassen. Sie waren je nach Inhalt an Maria Theresia, Staatskanzler Anton Corfiz Ulfeldt, und ab 1745 auch an den neuen Reichsvizekanzler Rudolph Joseph von Colloredo gerichtet.[23] Wenn man diese Berichte in ihrer Gesamtheit betrachtet, werden einige wiederkehrende Muster deutlich. Eines davon findet sich in jenen Berichten, die vornehmlich die langanhaltende finanzielle Notlage der Botschaft beklagten.

Rathgeb begann bereits im Monat nach seiner Ernennung zum Residenten darauf hinzuweisen, dass die finanzielle Ausstattung der Botschaft ungenügend sei

18 Siehe HHStA Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Maria Theresia 04.01.1744.

19 Zur Biographie von Ercole Turinetti siehe Michel Huisman, Prié (Hercule-Joseph-Louis Turinetti, marquis de), in: Biographie Nationale de Belgique, Vol. 18 (1905), 231–243.

20 *F. Hausmann* (Hrsg.), Repertorium (Anm. 16), 84.

21 Siehe Venedig, Weisungen 6, Hofkanzlei an Rathgeb 13.04.1747; Venedig, Berichte 28, Prié an Ulfeldt 05.03.1747.

22 Siehe Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 26.08.1752; Venedig, Weisungen 7, Colloredo an Engel 05.10.1753.

23 Häufigkeit und Umfang waren jeweils unterschiedlich, Ulfeldt erhielt generell einmal wöchentlich einen Bericht, später auch von Prié. Kaiser Franz Stephan und Maria Theresia wurden nur in spezifischen Fällen direkt angeschrieben, meist zum Thema Botschaftsprivilegien und Repräsentation. Korrespondenz mit Colloredo schwankte stark, zeitweise wurde auch ihm regelmäßig berichtet, zeitweise wurde er nur in vereinzelten, meist bei das Zeremoniell betreffenden Fällen informiert.

und Probleme im täglichen Arbeitsablauf verursache. Das Gehalt eines kaiserlichen Gesandten in Venedig betrug zu dieser Zeit zwischen 12.800 und 14.000 Gulden.[24] Rathgeb standen als Residenten jährlich 1.800, ab 1746 3.000 Gulden zu. Er beschwerte sich jedoch im Jahr 1745, dass er mit den in den letzten zwei Jahren zur Verfügung gestellten 900 Gulden unmöglich die Botschaft in „respektabler Weise" führen könne:

> „[…] ich habe in dießen 2. gantzen jahren, da mir noch auch daß 1743.te jahr ausständig ist, nichts als Gulden neun hundert bekommen, und habe wohl 20. mal so viel ausgegeben, wozu ich einige meiner Capitalien sacrificierte, anderer orts auch einige Schulden, die noch hatte machen müßen; ich sehe mein äußerstes gethan […]."[25]

Immer wieder wies er darauf hin, dass er trotz der geringeren Einnahmen die gleichen Ausgaben wie sein Vorgänger habe. Dabei wurde er nicht müde, ausführlich den desolaten Zustand der Botschaft zu schildern. Das Gebäude bedürfe dringender Renovierungsmaßnahmen, er könne sich kaum Personal leisten und eine respektable Präsentation sei unter diesen Umständen unmöglich, so „[…] daß ich nebst diesem außerstande bin mit decoro zu continuieren."[26]

Neben diesen Schilderungen machte Rathgeb Vorschläge, wie man die finanzielle Situation verbessern könne, etwa durch zügige Nachzahlung des ausstehenden Gehalts oder durch Gewährung von Sonderspesen. Interessant ist hierbei, dass laut Kontobüchern Rathgeb sehr wohl sein volles Gehalt bezog, zumindest für die Jahre 1744 und 1745. Nur für das Jahr 1746 fehlt es an Einträgen für die Gehaltsauszahlungen, aber selbst dann hätte er weit mehr als 900 Gulden im Verlauf von zwei Jahren erhalten.[27] Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass diese Forderungen abgelehnt oder schlicht ignoriert wurden. Zugleich scheint es unwahrscheinlich, dass ein Gesandter so offen den Erhalt seines Gehalts verleugnen würde. Ob die Auszahlungen je Venedig und Rathgeb erreichten, oder er sich tatsächlich nur mit einem Bruchteil begnügen musste, lässt sie leider nicht mehr nachvollziehen.

Mit der Zeit wurden Rathgebs Anträge kreativer. Unter anderem riet er, das Gehalt von seinem Vorgänger Principe di Pio, der im Ruhestand noch immer jährlich auf 6000 Gulden Rente Anspruch hatte, einzuziehen und für die Botschaft zu verwenden. Er rechtfertigte diesen Vorschlag mit dem in seinen Augen „skandalösen" Lebenswandel Pios, der, anstatt zu seiner in München lebenden Frau zurückzukehren, sich ein Haus in Padua gekauft hatte und dort mit einer Sängerin namens Laurenzana zusammenlebte. Interessant ist dabei, dass laut den Berichten der venezianischen Inquisition Pio bereits seit über fünf Jahren regelmäßig Gast

24 Sowohl Pio als auch Turinetti erhielten 12.800 Gulden jährlich, bei den späteren Botschaftern Rosenberg und Durazzo wurde das Gehalt auf 14.000 Gulden erhöht, siehe HHStA FHKA SUS KZAB 27, fol. 264; HHStA FHKA SUS HS 0179e, fol. 44; HHStA FHKA SUS HS 0179f, fol. 20; HHStA FHKA SUS HS 0179f, fol. 89–90.

25 HHStA Venedig, Berichte 28, Rathgeb an Ulfeldt 14.11.1745.

26 HHStA Venedig, Berichte 28, Rathgeb an Colloredo 19.02.1746. Zu den detaillierten Klagepunkten außerdem die Schreiben in Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Ulfeldt 13.02.1745, 20.03.1745 und 15.10.1745.

27 Siehe HHStA FHKA SUS HS 0179e, fol. 47.

im Salon der Madame Laurenzana war, ohne dass Rathgeb dies vorher in seinen Schreiben erwähnte hatte.[28] Erst mit der Gelegenheit, aus der Situation Profit zu schlagen, entschloss Rathgeb sich, diese in Wien anzuprangern:

> „[…] hatte ich ihn daß lezte mal gesehen in seinem Pallast, deme wie Er den 23.ten d. aus selben ausgezogen, hat Er sich in nemlichen augenblick zu Mad.e Laurenzana einlogiert allwo er bis noch anietzo sich aufhält, und in ihrer Compagnie sein leben zu enden erst beschloßen; ich habe ihn aber keineswegs in diesen seinen ietzigen Quartier besuchen wollen; denn hie gibt man auf allas obacht; meine visite hätte glauben machen können, daß der Hof nichts übel zu bemerken gedenke […] und sehet [Pio] in gefahr zur eigener schande, und sogar zu unheil seine Seele Ruin gewiss [..] in den handen dieser geliebten […].“[29]

Die Beschwerden und Geldforderungen richtete Rathgeb dabei ausschließlich an die Hofkanzlei bzw. an Staatskanzler Ulfeldt. In den an Maria Theresia gerichteten Berichten ist von den Beschwerden nichts zu lesen. Hier geht Rathgeb nur auf seine Arbeit und seine Erfolge ein, ein Zeichen dafür, dass trotz aller Schilderungen die Lage wohl doch nicht so desolat war, dass er an höchster Stelle seine Klagen anzubringen wagte.

Dies änderte sich erst, als Rathgeb im November 1745 eine Rückzahlungsforderung von über 2000 Gulden von der Hofkammer erhielt. Gegen diese protestierte der Resident ausführlich, wobei er seine Beschwerde vor allem in den Berichten an Maria Theresia formulierte. Er appellierte, wie in den Suppliken dieser Zeit üblich, an ihre „Milde und Barmherzigkeit“, und bat sie, ihn von dieser Rückforderung zu befreien.[30] Das Ausbleiben von Dankesbekundungen in den folgenden Berichten lässt allerdings darauf schließen, dass seine Bitten erfolglos blieben. Dass Rathgeb erst in dieser Situation darauf zurückgriff, direkt an Maria Theresia zu appellieren, deutet darauf hin, dass er ihre Protektion für notwendig hielt, um diese Geldforderungen abzuwehren und im Gegenschluss die des Hofkanzlers für nicht ausreichend hielt, um gegen die Hofkammer vorzugehen. Möglich ist natürlich auch, dass, da seine bisherigen Bitten um finanzielle Unterstützung von der Hofkanzlei ignoriert wurden, Rathgeb nun hoffte, an höherer Instanz mehr Erfolg zu haben – letztlich vergeblich.

Auch bei Rügen von Seiten der Hofkanzlei, dass Rathgeb sich nicht ausreichend beim Senat für die Belange der Habsburger einsetze, erwiderte er mit einer ähnlichen Argumentationsweise: die äußeren Umstände würden Schwierigkeiten verur-

28 Siehe u. a. ASVe, Inquisitori di Stato, Buste 630, Berichte des Sandri Benardino, 22.01.1741 und 19.03.1741.

29 HHStA Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Ulfeldt 15.02.1743. In manchen Stammbäumen wird Madame Laurenzana als Tochter Pios aufgezeichnet, da der Botschafter seine Geliebte adoptierte, um sie zu seiner Erbin machen zu können, siehe *Pompeo Litta Biumi*, Famiglie celebri di Italia, Ser. 1, Fasc. 12: Pio di Carpi, Mailand 1824, Tafel IV.

30 Der exakte Grund für diese Zahlungsforderung ist aus den Quellen nicht ersichtlich, da jedoch auch Rathgebs Bruder involviert ist, scheinen die rückgeforderten Subsidien ursprünglich der Familie Rathgeb, bzw. deren kaufmännischen Unternehmungen zur Verfügung gestellt worden sein. HHStA Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Maria Theresia 13.11.1745 und 14.12.1745.

sachen, gegen die er allein nichts ausrichten könne. So sei er als Resident in seiner Handlungsfähigkeit sehr begrenzt, denn der Senat würde seine Eingaben nur mit Nachlässigkeit behandeln, die Anträge der ranghöheren Botschafter würden sehr viel schneller und sorgfältiger bearbeitet, ein Zustand, den er nicht beeinflussen könne. Zugleich bremse mangelndes Personal die Arbeiten, für Neuanstellungen fehle aber – wie schon oftmals beklagt – das Geld.[31]

Insgesamt fällt beim Studieren der Berichte Rathgebs bald auf, dass er Themen wie die Arbeit mit dem Senat, aber auch Zeremoniell und öffentliche Auftritte möglichst selten ansprach. Kontakt zu Senat und anderen Botschaften hielt er vornehmlich schriftlich, persönliche Treffen wurden weitestgehend gemieden. In dieser Hinsicht unterschied sich Rathgeb sehr von seinem Vorgänger Pio di Savoia, der unter anderem regen Kontakt zu den anderen Botschaften in Venedig unterhalten hatte.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Rathgeb konnte mit seiner Stellung als Resident die zeremonielle Vorreiterrolle, auf welche er als Stellvertreter des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches Anspruch hatte, nicht wirksam vertreten. Im diplomatischen Rangsystem stand er als Resident unter den Botschaftern Frankreichs und Spaniens, theoretisch auf einer Ebene mit den Residenten der anderen italienischen Kleinstaaten wie Neapel und Savoyen. Zugleich standen dem Vertreter des Kaisers jedoch traditionell – wenn auch nicht unangefochten – die höchsten zeremoniellen Ehren zu, was nun zu einer widersprüchlichen Situation im Zeremonialprotokoll führte.[32] Also bemühte Rathgeb sich, Umstände zu vermeiden, in denen dieses Defizit zu Tage treten würde und vermied es ebenso, über dieses Problem zu sprechen. Er kommunizierte hauptsächlich schriftlich mit den venezianischen Behörden und anderen Diplomaten, verließ selten die Botschaft in seiner offiziellen Funktion als Resident und arrangierte persönliche Begegnungen, sollten sie nicht zu vermeiden sein, in der eigenen Botschaft, wo er den größten Einfluss auf den formalen Rahmen und die Umsetzung des Zeremoniells nehmen konnte.[33]

Um diese Schwäche zu kompensieren, betonte Rathgeb in seinen Berichten vor allem seine Erfolge in einem der wichtigsten Aufgabenfelder eines ständigen Gesandten: Das Sammeln von Nachrichten und Informationen. Jeden seiner Berichte spickte Rathgeb mit Notizen zu verschiedenen Schreiben, die er aus ganz Italien und Europa erhalten hatte, unter anderem aus Rom, Frankreich, Flandern, Malta und Lissabon.[34] Detailliert wurde deren Inhalt geschildert, zu Kriegsverläufen,

31 HHStA Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Ulfeldt 11.04.1744 und 21.11.1744; HHStA Venedig, Berichte 28, Rathgeb an Ulfeldt 20.03.1745.

32 Zu dem in dieser Zeit praktizierten Zeremoniell siehe u. a. *K. Müller,* Das kaiserliche Gesandtschaftswesen (Anm. 3), 116–142, und *André Krischer,* Souveränität als sozialer Status: Zur Funktion des diplomatischen Zeremoniells in der Frühen Neuzeit, in: *Ralph Kauz* u. a. (Hrsg.), Diplomatisches Zeremoniell in Europa und im Mittleren Osten in der Frühen Neuzeit, Wien 2009, 1–32.

33 Auch dies wird wieder im direkten Vergleich mit Priés Berichten verdeutlicht: Prié suchte aktiv die anderen Botschafter auf und förderte die gemeinsame Kooperation, vor allem, wenn es um den Schutz von Botschaftsprivilegien gegen die Kürzungsbestrebungen der venezianischen Regierung ging. Rathgeb hingegen suchte direkten Kontakt nur auf Anweisung.

34 Dies ist natürlich nur eine kleine Auswahl der Regionen, aus denen Rathgeb Korrespondenz erhielt. Eine umfassende Liste würde mehrere dutzend Ortsnamen beinhalten.

politischen Veränderungen, wirtschaftlichen Krisen und zu Gerüchten. Rathgeb verriet dabei nur wenige Details über seine Korrespondenten, erwähnte nur ab und zu, dass es sich um „Freunde", „Vertraute", oder „sichere Personen" handele.[35] Sein Augenmerk lag stets auf den Inhalten dieser Berichte.

Dabei erfährt man auch einige Details zu Rathgebs Familie, etwa zu den Aktivitäten seiner Brüder, die als Kaufleute tätig waren und deren Geschäftspartner ebenfalls mit Rathgeb korrespondierten. Offensichtlich nutzte Rathgeb die Vorteile seiner Herkunft als Mitglied einer kaufmännisch orientierten Familie, um sein Netzwerk von Informanten aufzubauen und zu erweitern. Selbst Prié stellte später in einem seiner Berichte fest, dass Rathgeb viele Kontakte zu den ansässigen Kaufleuten besaß, auch wenn er dies recht abschätzig formulierte:

> „Le Resident Rathgeb, qui peut se glissér parmi les Marchands, et autres d'une classe pareille[…]"[36]; "[…]peut être en aurá penetré quelque chose Rathgeb, qui s'en fairé honneur, comme il est juste; il á, comme je l'ay dit, plusieurs fois,plus de facilité, que moy en parreilles occasions, pouvons frequenter les Marchands, et même se fourrér dans le Caffés, ou l'on penetre, plusieurs fois, quelque nouvelles […]."[37]

Auch in anderen Botschaften hatte Rathgeb Informanten platziert. So berichtete er mehrmals ausführlich, wie ihn ein „Bekannter" aus der spanischen Botschaft über die Korrespondenz und Aktivitäten des spanischen Botschafters auf dem Laufenden hielt.[38]

Diese Menge an Kontakten gab Rathgeb die Möglichkeit, seine Berichte zu füllen und dabei zu kaschieren, dass er auf gesellschaftlicher Ebene in Venedig nur selten aktiv wurde und nur auf direkte Anweisung mit dem Senat oder den anderen Botschaften kommunizierte. Ebenfalls unerwähnt blieb in seinen Berichten außerdem die Tatsache, dass er in engem Kontakt zu den venezianischen Staatsinquisitoren stand. In deren Akten seit 1739 als „Confidente" eingetragen, befand sich Rathgeb bereits seit 1737 in regelmäßigem Austausch mit der Behörde. Anfänglich lieferte er Informationen zu den Abläufen in der kaiserlichen Botschaft und den Aktivitäten seines Vorgesetzten Pio di Savoia. Später, in seiner Zeit als Resident, teilte er, recht ähnlich seiner Korrespondenz für Wien, die durch sein Informationsnetzwerk erhaltenen Neuigkeiten aus Europa mit, wenn auch, so weit ersichtlich, in einem weitaus geringeren Umfang.[39]

35 Siehe dazu u. a. HHStA Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Maria Theresia 05.09.1744, 13.03.1745, 21.08.1745; HHStA Venedig, Berichte 31 Rathgeb an Colloredo 30.05.1750; Rathgeb an Maria Theresia 31.10.1750. Die Korrespondenten, welche Rathgeb beim Namen nannte, standen meist selbst im Dienst der Habsburger, unter anderem Residenten in anderen Botschaften und Verwaltungsbeamte.

36 HHStA Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 02.05.1750.

37 HHStA Venedig, Berichte 30, Prié an Ulffeldt 08.08.1750. Prié merkte dabei zugleich an, dass ihn seine Stellung als „Ambassadeur" daran hindert, sich so frei in der Stadt zu bewegen.

38 HHStA Venedig, Berichte 31, Rathgeb an Maria Theresia 31.10.1750.

39 ASVe Inquisitori di Stato, Buste 626. Der Umfang der archivierten Berichte Rathgebs an die Inquisitoren beträgt um die hundert Schreiben. Es gibt Hinweise, dass Rathgeb bereits 1734 Informationen an die Inquisitoren weitergab, aber diese Schreiben haben sich nicht erhalten, siehe ASVe, Inquisitori di Stato, Buste 602.

Es ist schwer zu beurteilen, ob Wien über diese Bindung informiert war. Pio di Savoia erwähnte in seinen Berichten die guten Beziehungen Rathgebs zu den venezianischen Behörden nicht, obwohl er vermutlich seit zumindest 1739 darüber informiert war.[40] Ebenso ist unklar, ob Rathgeb für seine Informationen von den Staatsinquisitoren bezahlt wurde. Sicher ist nur, dass er diese Verbindung nutzte, um sich mehrmals direkt über Übergriffe anderer venezianischer Behörden zu beschweren, vor allem über die örtliche Polizei, die gerne die Post der Botschaft durchsuchte.[41] Dass er diese Verbindung in seinen Berichten nach Wien unerwähnt ließ, deutet jedoch darauf hin, dass er sie nicht als positive Leistung seinerseits verkaufen konnte, eventuell, da sie ohne Einverständnis aus Wien zustande gekommen war.

Insgesamt stellte Rathgeb sich in seinen Berichten für Wien strategisch geschickt als ein gut vernetzter, über alles informierter Gesandter dar, ein erfolgreicher Broker, der trotz widrigster Umstände seine gesamte Energie seinem Dienst für die Habsburger Dynastie widmete, selbst wenn das ihm zustehende Gehalt – angeblich – in Verzug war.

Rathgebs Nachfolger und Vorgesetzter, Giovanni Antonio Turinetti, Marquis de Prié, ging in seinen Berichten gänzlich anders vor als der Resident, sowohl wenn es um seine Arbeit als auch um die stets beklagte finanzielle Notlage der Botschaft ging. Auch Prié begann früh, sich über finanzielle Schwierigkeiten zu beschweren, die er unter anderem auf Sonderausgaben wie Reisekosten, Uniformierung und Festakte zurückführte, welche von Wien aus angeordnet wurden, aber deren Finanzierung durch die Hofkammer meist ausblieb.[42] Dies gab ihm Anlass, wiederholt um Rückzahlung dieser Ausgaben zu bitten.

Jedoch zeigte Prié eine andere Vorgehensweise bei seinen Bitten um finanzielle Unterstützung. Er appellierte ebenfalls hauptsächlich an Ulfeldt, aber auch an Maria Theresia, wobei er immer wieder seine inzwischen über 40-jährige Dienstzeit für die Habsburger betonte, die Opfer, die er für sie erbracht hatte, und appellierte an die „Gnade" der Monarchin:

> „[…] même avec mon sacrifice il seroit question du Service de S.M., je confie tellement dans la Clemence de Cette Auguste Princesse, qu'au cas, que je soye rapellé

40 Er nutzte Rathgeb gezielt als Verbindungsmann zu den Inquisitoren und erlaubte Rathgeb Treffen mit diesen, siehe ASVe Inquisitori di Stato, Buste 626, Schreiben Rathgebs an Inquisitoren vom 29.05.1739, 03.07.1739 und 15.12.1741. Inwiefern er über den Inhalt dieser Gespräche informiert war, ist jedoch nicht festzustellen.

41 ASVe Inquisitori di Stato, Buste 626, u. a. Rathgebs Schreiben vom 13.08.1741 und 12.10.1742.

42 Siehe u. a. HHStA Venedig, Berichte 28, Prié an Ulfeldt 05.03.1747; Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 30.09.1751 und Venedig, Berichte 33, Prié an Maria Theresia 09.06.1753. Laut Kontobüchern wurden in dieser Zeit kaum Sondermittel freigestellt. 1753 wurden Prié zum öffentlichen Einzug zusätzliche Gelder in Höhe von über 20.000 Gulden zur Verfügung gestellt, siehe HHStA FHKA SUS HS 0179e, Fol. 273. Im Jahr 1750 wird im Kontobuch außerdem eine Zahlung von 2.000 Gulden an Prié ohne weitere Erläuterung verzeichnet. Diese wird auch in den Berichten Priés thematisiert, wobei auch hier der Hintergrund der Zahlung nicht erläutert wird, nur, dass sie auf Forderungen des Bankiers Riesch zurückging, welcher Priés Konten verwaltete, siehe HHStA, Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 17.01.1750 und 14.02.1750. Dies bildet den einzigen nachvollziehbaren Fall während Priés Dienstzeit in Venedig, bei welchem einer seiner Geldforderungen nachgegeben wurde.

> d'icy, Elle daignera faire quelque reflection á mes Services de 45. ans, et au deplorable état, qui lui est amplement connu, dans lequel mes sacrifices de mon bien m'ont mi; […]."[43]

Dabei ging er auch wiederholt auf das Schicksal seines Vaters ein, Ercole Turinetti, einst Günstling des Prinzen Eugen von Savoyen. Er war 1716 bis 1724 stellvertretender Statthalter der Niederlande gewesen, wurde aber von seinen politischen Gegnern gestürzt, nachdem er sich vor allem in Wien zu viele Feinde gemacht hatte.[44] Immer wieder spricht Prié davon, dass sein Vater sich komplett für den Dienst an den Habsburgern aufgeopfert habe und dass er und seine Familie zu Gleichem bereit seien, wenn ihnen nur die nötigen Mittel an die Hand gegeben würden:

> „Mon pere l'á sacrifié au Service de la trés Auguste Maison, j'en ay fait hautans[…] après touttes les traverses, et malheurs, que ma Famillé á essuié, et donc je porteray le poix, tant, que je resteray dans le Monde, par la Volonté Divine, pour louér Dieu eternellement, et pour sacrifiér la derniere goutte de mon sang á Nostre Auguste Maitresse; […]."[45]

Diese Darstellungsweise zeigt, dass Prié sehr gut mit den Regeln und Normen der Patronage vertraut war. Die Betonung seiner eigenen langen Dienstzeit und der seiner Familie waren übliche Muster, die ein Klient nutzte, um gegenüber seinem Patron um Unterstützung zu bitten.[46] Rathgeb im Gegenzug verwendete diese Muster kaum. Nur selten ging er auf die Dauer seiner eigenen Dienstzeit ein und konzentrierte sich vielmehr auf die aktuelle Situation. Eventuell auch ein Hinweis darauf, dass er keinen Zugang zu diesen Patronage-Kreisen hatte oder zumindest keine Erfahrung im Umgang mit diesen.

Ebenfalls interessant ist Priés Verhalten gegenüber den unterschiedlichen Adressaten: Die meisten Bittschriften richtete er wie Rathgeb an Ulfeldt, wandte sich aber in mehreren Fällen mit Beschwerden und Hilfegesuchen an den Kaiser und an Maria Theresia.[47] Zugleich wird im Laufe der Korrespondenz deutlich, dass Prié mit Ulfeldt auch eine enge private Beziehung verband: Der Gesandte sprach häu-

43 HHStA Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 26.12.1750.

44 *M. Huisman,* Prié, (Anm. 19), 235–242.

45 HHStA Venedig, Berichte 30, o. D. Bei dem Schreiben handelt es sich um ein Post Scriptum ohne dazugehörigen Brief. Da Prié im Schreiben Maria Theresia direkt anspricht, war das Schreiben vermutlich auch an sie gerichtet. Siehe auch Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 25.12.1751.

46 Zum Supplikationswesen allgemein siehe u. a. den Sammelband von *Gabriele Haug-Moritz / Sabine Ullman* (Hrsg.), Frühneuzeitliche Supplikationspraxis und monarchische Herrschaft in europäischer Perspektive (=Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs 2/2015), Wien 2015, insbesondere den Beitrag von Irene Kubiska-Scharl und Michael Pölzl, „Formalisierte Gnade". Das Supplikationswesen am Wiener Hof im 18. Jahrhundert am Beispiel supplizierender Reichshofräte. Ein weiteres Fallbeispiel typischer „Patronagesupplik" findet sich bei *Hillard von Thiessen,* Diplomatie und Patronage. Die spanisch-römischen Beziehungen 1605–1621 in akteurszentrierter Perspektive (=Frühneuzeit-Forschungen, 16), Epfendorf 2010, 302–314.

47 Prié bat mehrmals um Befreiung von Abgaben, siehe HHStA Venedig, Berichte 32, Prié an Maria Theresia 08.06.1752. An den Kaiser richtete er Gesuche, wenn er Unterstützung in seinen Auseinandersetzungen mit den venezianischen Behörden benötigte, siehe HHStA Venedig, Berichte 29, Prié an Kaiser Franz I. Stephan 25.01.1749.

fig private Belange an, die in den Schreiben an Maria Theresia und Colloredo nie erwähnt wurden. Vor allem Priés Probleme mit seinem Sohn wurden oft thematisiert, es ging sogar so weit, dass Prié Ulfeldt um Hilfe bei der Begleichung der Schulden seines Sohnes bat.[48] Einige Jahre später wandte sich Prié wieder mit einem Hilfegesuch an Ulfeldt, diesmal um seinen Sohn festzusetzen und unter Hausarrest zu stellen.[49] Diese Einbeziehung Ulfeldts in die privaten Belange Priés zeigen, dass sich der Diplomat in seiner Beziehung mit Ulfeldt gefestigt genug fühlte, um solche Themen in der offiziellen Gesandtschaftskorrespondenz anzusprechen, sie sogar in seine Erzählstrategie einzubeziehen. Durch die wiederholten Bittgesuche, ihm in privaten Belangen zu helfen, konnte Prié eine starke Bindung zwischen ihm und Ulfeldt suggerieren, die sich oftmals mit den „professionellen" Belangen der Korrespondenz überlappte.

Der Erfolg dieser Strategie zeigt sich darin, dass Ulfeldt hier den Bitten Priés stets nachkam, während die oftmals angebrachten Klagen zur schlechten finanziellen Lage weithin ignoriert wurden. Ulfeldt war also sehr wohl bereit, Prié zu unterstützen, auch in privaten Belangen, welche die Botschaft selbst nicht betrafen. Er besaß aber nicht die Handhabe, die Ausstattung der Botschaft eigenständig aufzubessern. Da, wie schon erwähnt, Behauptungen der Botschafter über ausstehende Gehaltszahlungen sich nicht mit den Einträgen in den Kontobüchern decken, ist es auch im Bereich des Möglichen anzusehen, dass die Regierung in Wien die Forderungen gezielt ignorierte, da sie ihre Grundlage anzweifelte.

Auch bei der Themenwahl seiner Berichte unterschied sich Prié signifikant von Rathgeb. Als Mitglied des Hochadels und mit dem Rang des Botschafters ausgestattet besaß er größere Handlungsfreiheit, um soziale Kontakte zu knüpfen. Besonders gesellschaftliche Ereignisse wie Hochzeiten und private Feierlichkeiten besuchte Prié mit Enthusiasmus und berichtete ausführlich von diesen. Dabei erwähnte er immer wieder, wie geschickt er darin sei, solche Ereignisse zu nutzen, um Kontakte zu knüpfen, indem er mit Vertretern des Adels und der venezianischen Regierung auf solchen Veranstaltungen unter dem Schutz der maskierten „Anonymität" sprach:

> „Ayant été, ces jours passés, d'une très magnifique Noce dans la Maison Zenobria, de la quele êtoit toutte la Noblesse Venitiaine […] les Ambassadeurs peuvent á ces occasions approchér, et être approché de tout le Monde, ce qui m'á procuré l'occasion naturele […] je me suis approché á d'un des Freres du Doge, qui est aussi estimable, et avec lequel je m'arrête touttes les fois, qu'il me permi ; je lui ay fait un fidel recit […]."[50]

Er betonte wiederholt die schwierigen Bedingungen, die durch das Misstrauen der venezianischen Regierung geschaffen wurden, dass jegliche Kontaktaufnahme mit einheimischen Adel überwacht und wenn möglich verhindert wurde. Mit umso

48 HHStA Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 31.05.1749; Venedig, Berichte 29, Prié an Ulfeldt, Post Scriptum (o. D.).

49 HHStA Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt, 01.07.1752, 29.07.1752 und 12.08.1752.

50 HHStA Venedig, Berichte 29, Prié an Ulfeldt 27.04.1748.

mehr Nachdruck berichtete Prié dann von seinen Erfolgen, wenn er unter anderem bei gesellschaftlichen Ereignissen das Gespräch mit dem Bruder des Dogen gesucht oder sich mit Mitgliedern des Senats über die politische Lage der Serenissima ausgetauscht hatte.[51]

Auf diese Weise gelang es Prié, innerhalb Venedigs Aristokratie ein Netz an Beziehungen zu knüpfen, welches er pflegte, indem er häufig die Salons in Venedig ansässiger Adelsdamen frequentierte, die selbst nicht aus Venedig stammten und deren Kontakte daher nicht so stark von der Regierung reglementiert wurden. So erhielt Prié Zugang zu neuen Informationsquellen, eine Leistung, die er natürlich ausführlich in seinen Berichten schilderte.[52]

Priés Betonung seiner gesellschaftlichen Aktivitäten wechselten sich meist mit seinen ausgiebigen Beschwerden über die venezianischen Behörden ab. Mehrmals geriet er mit ihnen aneinander, meist wenn es um den Schutz von Botschaftsprivilegien ging, vor allem hinsichtlich der diplomatischen Immunität, deren Reichweite besonders hinsichtlich Botschaftsangestellten und deren Familien von der venezianischen Regierung wiederholt in Zweifel gezogen wurde. Auch steuerliche Vergünstigungen suchte Venedig immer wieder abzubauen, gegen den vehementen Protest der Botschaften selbst, wobei sich Prié mehrmals als Organisator dieser Proteste betätigte und dabei auch mit den anderen Botschaftern in Venedig zusammenarbeitete.[53]

Ebenfalls ein häufiger Beschwerdegrund waren die Übergriffe der venezianischen Polizei, die Schiffe unter österreichischer Flagge und die Post der Botschaft immer wieder durchsuchte und beschlagnahmte. Dem folgten meist wochen- und monatelange Auseinandersetzungen zwischen Prié und den venezianischen Behörden, bis eine Restitution der Beteiligten oder die Rückgabe der beschlagnahmten Dokumente durchgesetzt werden konnte.[54] Wiederholt betonte Prié dabei die feindselige Haltung Venedigs gegenüber Ausländern, gegen die er zu kämpfen habe, sowie seine eigene Standfestigkeit gegen deren Übergriffe und seine proaktive Haltung, gegen diese vorzugehen. Je ausführlicher Prié solche Übergriffe schilderte, desto größer erschienen seine Erfolge, wenn es ihm gelang, Restitution einzufordern und eine offizielle Entschuldigung zu erlangen, sicherlich ein Grund, warum er diesen Auseinandersetzungen so viel Raum in seinen Berichten widmete.

Zugleich kaschierte Prié dabei seine eigenen Mängel, unter anderem seine fehlenden Kontakte außerhalb Venedigs. Wenn man die Berichte Rathgebs und Priés

51 Siehe u. a. Venedig, Berichte 28, Prié an Ulfeldt 07.10.1747 und Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 02.05.1750.

52 Siehe u. a. HHStA Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt, 21.03.1750 und Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 15.05.1751.

53 Siehe u. a. HHStA Venedig, Berichte 29, Prié an Kaiser Franz I. Stephan 16.11.1748 bis 14.12.1748, sowie Venedig, Berichte 32, Prié an Kaiser Franz I. Stephan 10.06.1752. Berichte, bei denen die Rechte und Privilegien des kaiserlichen Botschafters gefährdet waren, wurden primär an den Kaiser und an Maria Theresia gesandt, während die Kanzler nur knappe Informationen in den an ihnen gerichteten Schreiben erhielten.

54 Wobei selbstverständlich laut Prié Misserfolg der Bemühungen durch die „Obstination" und „Unzulänglichkeit" der Venezianer verursacht wurde, nicht durch mangelnden Einsatz auf Seiten der Botschaft.

im direkten Vergleich betrachtet, fällt auf, dass Prié weitaus seltener Informationen von Korrespondenten und Informanten außerhalb der Serenissima erhielt – nicht, dass er keine gehabt hätte. Vor allem im Norden Italiens war Prié gut vernetzt, im Raum Mailand und Genua. Darüber hinaus jedoch konnte Prié selten Neuigkeiten liefern, im Gegenteil, oft fragte er sogar nach, ob man nicht aus Wien Nachrichten erhalten könne.[55]

Er stellte dies natürlich nie als Mangel seinerseits dar. Wenn von Seiten der Hofkanzlei Anfragen zu bestimmten Sachverhalten und Forderungen nach zusätzlichen Informationen kamen, war Prié schnell dabei, das schlechte Postsystem und die unkooperativen venezianischen Behörden als Gründe zu nennen, warum nicht mehr in Erfahrung zu bringen sei. Oftmals behauptete er „in Venedig sei alles ruhig", wenn nach der aktuellen Stimmung oder Gerüchten gefragt wurde:

> „[…] Cette Republique n'a jamais été plus tranquille qu'a présent, aux afaires internes près. Il ne s'y agit pas de la moindre afaire, ou nouvelle du dehors; par oú si V.E. trouve mes lettres peu interessantes, ce n'est pas faute de soin, mais éfectivement de matière."[56]

Prié wählte bei seiner Selbstdarstellung wie Rathgeb den Weg, die eigenen Kompetenzen – in diesem Fall die eigene gesellschaftliche Stellung und Geschick beim Navigieren in den ansässigen Adelskreisen – als möglichst beeindruckend und weitreichend erscheinen zu lassen. Dies verstärkte er nochmals, indem er immer wieder betonte, dass gerade in diesem Feld den ausländischen Botschaftern von den venezianischen Behörden die meisten Steine in den Weg gelegt wurden. Gleichzeitig bemühte er sich, selbst offensichtlich werdende Schwächen, wie sein nur beschränktes Informationsnetzwerk, durch äußere, mit ihm selbst nicht verbundene Umstände zu erklären.

Rathgeb beschrieb Priés Aktivitäten hingegen gänzlich anders. Er kritisierte ausgiebig seine „unangemessenen" Besuche bei alleinstehenden Damen des Adels, verfasste vernichtende Urteile über sein Verhalten und bezeichnete ihn als naiv und vertrauensselig, als einen Mann, dessen Leichtgläubigkeit die Arbeit der Botschaft gefährde:

> „[…] allein Marquis de Prié glaubt Leuten, die sehr schlechte helden sindt; Er dräumt sich solche sachen, mir aber wie den andern ist von große consequenz, weil die höfe glauben müßen, und sollen, daß ihre Ministri wahrhaftig in ihren relationen sind […] und da mit solchen falschen berichten mir gar zu großes unheil gestift werden köndte […]."[57]

Die zunehmend antagonistische Beziehung zwischen Prié und Rathgeb machte es unmöglich, dass betont positive Bild, dass die Gesandten von sich selbst vermitteln wollten, aufrechtzuerhalten. Rathgeb berichtete nur zu gerne ausführlich über die – in seinen Augen von Prié verursachten – Probleme. Prié revanchierte sich, in-

55 U. a. bei HHSta Venedig, Berichte 32, Prié an Colloredo 27.05.1752.
56 HHStA Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 13.03.1751.
57 HHSta Venedig Berichte 31, Rathgeb an Ulfeldt, 09.05.1750.

dem er sowohl bei Ulfeldt als auch Colloredo über die Insubordination Rathgebs, seine Anmaßung und sein ungebührliches Verhalten klagte:

> „Il fait, que Mr. de Rathgeb aye une terrible Sympathie pour ma personne, ou pour mon caractere, puisque s'il devine le moindre pas, que je puisse faire, il pretend aussi tôt d'être êgalisé avec moy […]."[58]

An anderer Stelle beschwerte er sich darüber, dass Rathgeb sich weigere, seine weitläufigen Kontakte zu nutzen, um Priés Arbeit für die Botschaft zu unterstützen. Rathgeb antwortete darauf mit der Anklage, er könne seiner Arbeit nicht mehr nachgehen, da Prié ihm den Zugang zur Post verweigere.[59] Selbst mehrere Rügen von Seiten Wiens konnten die Eskalation des Streits nicht verhindern, die Situation entspannte sich erst wieder, als Rathgeb aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit aus dem Dienst entlassen wurde.[60]

Insgesamt lässt sich beim Analysieren der Gesandtenberichte und dem direkten Vergleich zwischen beiden Diplomaten feststellen, dass beide sehr wohl ihre persönlichen Stärken zu nutzen wussten, um diese Berichte für ihre persönlichen Interessen zu instrumentalisieren: Rathgeb betonte seine weitläufigen privaten Kontakte, bat um Protektion und erlangte die Rangerhöhung vom Sekretär zum Residenten, mit einem damit einhergehenden Titel als Geheimer Rat.[61] Prié wiederum nutzte seine Stellung als Mitglied des Hochadels und betonte seine Versiertheit auf dem gesellschaftlichen Parkett. Dadurch entwickelten beide ihre ganz eigenen, zeitweise parallel existierenden Netzwerke, auf die jedoch der jeweils andere keinen Zugriff hatte und wo auch von beiden Seiten kein Interesse erkennbar war, diese Netzwerke zu verbinden. Dies lag neben der sich vertiefenden Feindschaft zwischen beiden sicherlich auch daran, dass solche Netzwerke als persönliche Ressourcen angesehen wurden.

Dies nutzten beide Gesandten auch in ihrem langsam eskalierenden Konkurrenzkampf. Dabei sabotierten sie sich zugleich gegenseitig, sowohl im Arbeitsalltag als auch in den Berichten nach Wien. Die sorgfältig konstruierte Selbstdarstellung als erfolgreiche, unentbehrliche und schwer arbeitende Gesandte wurde empfindlich gestört, indem beide die Schwächen des jeweils anderen in den Vordergrund rückten und sich bemühten, ihn als für den Posten ungeeignet darzustellen. Gerade die in der Selbstdarstellung als positive Eigenschaften betonten Qualitäten wurde von der Gegenseite in Zweifel gezogen oder abschätzig kommentiert, seien es die weitereichenden Kontakte unter den Kaufleuten oder die gesellschaftlichen Auftritte in den Salons der Aristokratie.

58 HHStA Venedig, Berichte 32, Prié an Ulfeldt 25.12.1751, detaillierte Klagen zu Rathgebs Verhalten finden sich in Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 17.08.1750 und 29.08.1750.

59 Diese Beschwerde richtet er sogar direkt an Maria Theresia, siehe HHStA Venedig, Berichte 31, Rathgeb an Maria Theresia 29.08.1750.

60 Der Verlauf der Ereignisse lässt sich gut nachverfolgen anhand von Priés Berichten an Ulfeldt des Jahres 1752.

61 HHStA Venedig, Berichte 26, Rathgeb an Maria Theresia 02.11.1743; Venedig, Berichte 27, Rathgeb an Ulfeldt 15.02.1744

Durch die gegenseitige Kritik offenbarten sie dabei zugleich auch die Probleme und prekäre Stellung der Botschaft selbst. Die Koordination zweier Gesandter führte zu einem Auseinanderbrechen der Arbeitsabläufe, zwischenzeitlich war Rathgeb von der Botschaftspost und somit von Neuigkeiten und Anweisungen abgeschnitten. Als Antwort darauf verweigerte er mehrere Wochen lang den Dienst, mied die Botschaft und erschien selbst für offizielle Auftritte nicht mehr.[62] Das mangelnde Interesse Wiens an der Auseinandersetzung macht zugleich deutlich, welch geringe Priorität die Botschaft in Venedig für Wien hatte. Zwar wurden beide Parteien ermahnt, den Streit beizulegen, doch abgesehen davon wurde auf die zahlreichen eingehenden Beschwerden nicht reagiert. Selbst Ulfeldt, den Prié eindringlich um Eingreifen bat, beschränkte sich auf einige rügende Schreiben, die er an Rathgeb richtete, ohne dabei weitere Maßnahmen zu ergreifen oder anzudrohen.[63]

Diese zeitweise chaotische Situation in der Botschaft wird wohl auch dazu beigetragen haben, dass der größte Teil der Bittschriften und Anträge der beiden Gesandten in Wien abgelehnt oder schlicht ignoriert wurde, vor allem wenn es wieder um die Frage nach der Finanzierung der Botschaft ging. Es gab berechtigte Zweifel an der Zuverlässigkeit sowohl Rathgebs als auch Priés, den auch die am sorgfältigsten formulierten Schreiben nicht mehr beschwichtigen konnten. Die beste Erzählstrategie scheiterte letztlich an der Gegendarstellung des Kollegen und führte zu erheblichen Beeinträchtigungen in der Arbeit der Botschaft. Zugleich ermöglicht dieser Streit es jedoch, einen genauen Einblick in die Arbeitsweise der Botschaft zu gewinnen, der sonst in dieser Form nicht möglich wäre. Die detaillierten Beschreibungen Rathgebs und Priés über die Aktivitäten des jeweils anderen gehen weit über das hinaus, was sonst in Gesandtenberichten üblich war. Auch die genauen Schilderungen interner Arbeitsabläufe wurden sonst nur selten in Gesandtschaftsberichten erwähnt, da man sie üblicherweise als gegeben ansah. In dem vorliegenden konfliktreichen Umfeld jedoch gewannen diese Details an Bedeutung und ermöglichen ein genaues Studium des – wenn auch im vorliegenden Fall untypisch verlaufenden – Arbeitsalltags der kaiserlichen Botschaft in Venedig.

62 Siehe HHStA Venedig, Berichte 31, Rathgeb an Ulfeldt 01.08.1750 und 19.12.1750; Venedig, Berichte 30, Prié an Ulfeldt 17.08.1750 und 26.12.1750.

63 HHStA Venedig, Weisungen 7, Ulfeldt an Prié 08.08.1750 und 07.11.1750.

Konkurrenz und Selbstinszenierung. Rangstreitigkeiten zweier französischer Diplomaten in Dresden (1746/1747)

Christian Gründig

„Wie zart es ist, Botschafter zu sein
Im Palast der Unverdorbenheit!
Man sagt, und das mit Recht,
Dass andernorts Ihresgleichen
Mit weniger Feuerwerk agierten,
Aber mehr der Laster verfallen,
Ihr aber Euch der Tugend gebraucht
[…] Einmal werdet Ihr sagen können
Welcher der beiden Könige besser Hof hält
Wer ist der mildere, wer mehr gerecht
Und wer entfacht mehr Liebe
Ist es Ludwig XV. oder August.“[1]

I. EINLEITUNG

Diese mit spitzer Feder und sicher nicht ganz ohne Spott auf den französischen König verfassten Zeilen Voltaires an den außerordentlichen Gesandten (*envoyé extraordinaire*) Frankreichs in Dresden, den Marquis Galéan des Issarts, vom August 1747 zeigen vor allem eines: die vermeintliche Konkurrenz zweier europäischer Höfe. Die beiden Könige gegeneinander ausspielend, könnten sie dem französischen Gesandten dennoch geschmeichelt haben. Denn tatsächlich war für diesen einige Monate zuvor mitnichten eine Konkurrenz der Höfe von Bedeutung, sondern vielmehr die Auseinandersetzung mit einem diplomatischen Kollegen ersten Ranges: dem Herzog von Richelieu, der als außerordentlicher Botschafter (*ambassadeur extraordinaire*[2]) im Dezember 1746 für ein Ehebündnis beider Länder nach Dresden reiste.

1 *„Qu'il est doux d'être Ambassadeur / Dans le palais de la candeur ! / On dit, et même avec justice, / Que vos pareils ailleurs ont eu, / Tant soit peu besoin d'artifice, / Mais ils traitent avec le vice, / Vous traitez avec la vertu. […] / Vous pourrez dire quelque jour / Qui des deux rois tient sa cour; / Quel est le plus doux, le plus juste / Et qui fait naître plus d'amour / Ou de Louis quinze ou d'Auguste.“* (Dieses und alle weiteren Originalzitate wurden durch den Autor [Ch.G.] übersetzt.) *Voltaire,* Œuvres complètes de Voltaire, Bd. 104, Brüssel 1828, Voltaire an Galéan des Issarts, Versailles, 7. August 1747, 301f.

2 Zur spezifischen Terminologie von *ambassadeur* und *envoyé (extraordinaire* und *plénipotentiaire)*, siehe bereits für das 17. Jahrhundert: *Niels F. May*, Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger

Zum Jahresende 1746 versprach es also in Dresden turbulent zu werden: Neben Louis-François-Armand de Vignerot du Plessis, Herzog von Richelieu (1696–1788) kehrte auch der kurfürstlich-königliche Hof aus Warschau, der zweiten Hauptstadt zur Zeit der sächsisch-polnischen Union (1697–1706, 1709–1763)[3], zurück. Im Dezember 1746 verlieh August III., der König von Polen und Kurfürst von Sachsen war, die höchste Ordensauszeichnung des Königreichs an den erst seit wenigen Monaten berufenen französischen Gesandten in Dresden und an seinen sächsischen Kollegen am Hof von Versailles:

> „*Ihro Königl. Maj. haben vor Dero Abreise aus Polen […] Hrn. Grafen von Loß, ingleichen dem Königlichen Französischen Ambassadeur, Hrn. Marquis des Issarts, allhier den Königlichen Polnischen Weissen Adler-Orden conferiret*[4]."

Diese Ordensverleihung verweist auf den Einfluss von Charles-Hyacinthe de Galéan, Marquis des Issarts (1716–1754), und ist eine Ehrerweisung[5] (die auch in Voltaires Schreiben ihren Niederschlag fand) für seinen Einsatz bei einem politischen Ereignis zwischen Frankreich und Sachsen: die kurze Zeit darauf, am 9. Januar 1747, erfolgte Vermählung des französischen Dauphins Louis-Ferdinand *per procurationem* mit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen im Dresdner Schloss. Der Kronprinz ist hierbei durch den sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian vertreten worden. Einen Monat später, am 10. Februar 1747, wurde diese Trauung durch eine feierliche Hochzeit, diesmal in Versailles, wiederholt[6].

Dieser Verbindung waren vielfältige diplomatische Anbahnungen und Entscheidungen vorausgegangen, denen sich im Folgenden durch die Zeugnisse zwei-

Statuspolitik. Das Kongresszeremoniell bei den westfälischen Friedensverhandlungen (=Beihefte der Francia, 82), Ostfildern 2016, 102–110. *Ders.*, Le cérémonial diplomatique et les transformations du concept de représentation au XVIIe siècle, in: *Ders. / Daniel Aznar / Guillaume Hanotin* (Hrsg.), À la place du roi. Vice-rois, gouverneurs et ambassadeurs dans les monarchies francaise et epagnole (XVIe–XVIIIe siècles) (=Collection de la casa de Velásquez, 144), Madrid 2014, 35–49, hier 37–39. *William J. Roosen*, The Age of Louis XIV. The Rise of Modern Diplomacy, Cambridge 1976, 59–64, 87–91. *Jean-Claude Waquet*, François de Callières. L'art de négocier en France sous Louis XIV, Paris 2005, 203–207. *Claire Béchu*, Les ambassadeurs français au XVIIIe siècle: Formation et carrière, in: *Lucien Bély* (Hrsg.), L'invention de la diplomatie. Moyen Âge–Temps modernes, Paris 1998, 333–346. *Judith Matzke*, Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763 (=Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 36), Leipzig 2011, 296.

3 „*Ihro Königl. Hoheiten, die Königlichen Prinzeßinnen Maria Anna und Maria Josepha, sind am 22. […] aus Warschau allhier angekommen. Diesen Abend gegen 9. Uhr langte der Königl. Französische Ambassadeur extraordinaire, Duc de Richelieu, allhier an.*" Leipziger Zeitungen, 28. Dezember 1746, III. Stück, Anhang zur 52. Woche, 828.

4 Ebd.; Johann Adolf von Loß war sächsischer Gesandter in Frankreich, vgl. *Matzke*, Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763 (Anm. 2), 141, 388. *Flathe*, „Johann Adolf von Loß", in: ADB 19 (1884), 215.

5 Ein Orden kann in diesem Zusammenhang auch als Geschenk verstanden werden, das, wie Jan Hennings ausführt, Zeichen reziproker Ehr- und Rangdarstellungen ist. Vgl. *Jan Hennings*, The failed gift. Ceremony and gift-giving in Anglo-Russian relations (1662–1664), in: *Ders. / Tracey A. Sowerby* (Hrsg.), Practices of Diplomacy in the Early Modern World c. 1410–1800 (=Routledge Research in Early Modern History), London / New York 2017, 237–253, 237.

6 Vgl. Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 789/1, fol. 194r. Ludwig XV. an August III., Versailles, 9. Februar 1747.

er französischer Diplomaten angenähert wird. Es werden vor allem die französischen Gesandten am Dresdner Hof und ihre Korrespondenz näher betrachtet, besonderes Augenmerk wird auf dem Marquis Galéan des Issarts liegen. Seine Korrespondenz ist bisher kaum in das wissenschaftliche Interesse gerückt, gleichwohl sind die Strategien seiner Selbstinszenierung vor allem im Verhältnis zu dem ranghöheren Richelieu ein bemerkenswertes Zeugnis des Zusammenspiels von Abgrenzung und Legitimation im diplomatischen Geschäft. Im Mittelpunkt steht die Frage, welche Auskunft ihr Briefwechsel mit dem Versailler Hof über ihre Tätigkeit gibt und wie beide ihr eigenes Handeln und das des jeweils anderen während der Vorbereitung der Dresdner Hochzeit darstellten. Es gilt dabei den Fokus auf die in den Briefen der zwei Diplomaten Ludwigs XV. sichtbaren Rangkonkurrenzen und Statusinszenierungen zu richten[7].

Die akteurszentrierte Sichtweise auf Außenbeziehungen, die zudem die Perspektive der *histoire croisée* für sich nutzen kann[8], verlangt umso mehr die Betrachtung der Korrespondenzen der Diplomaten, als diese darin auch Informationen zu den Motiven ihres individuellen Handelns preisgeben. Briefe liefern nicht selten Zeugnisse der Selbstinszenierung. Diplomaten betonen in ihnen die Bedeutung ihres Wirkens und damit ihrer Positionierung als unentbehrliche Mittler zwischen den Souveränen[9]. Als solche erlangten sie „Teilhabe an Herrschaft und Ressourcen ihres Herrn“[10], wie sie in ihren eigenen Berichten durchaus selbstbewusst betonten. Schließlich waren sie zudem bestrebt, durch die Umwandlung von finanziellem in symbolisches Kapital die eigenen Statusansprüche sichtbar zu machen[11].

Dieser Beitrag gibt darüber hinaus Antworten auf die Frage, wie Korrespondenzen der Diplomaten als Selbstzeugnisse Auskünfte über professionelle Binnenkonkurrenzen liefern. Die Briefe zeigen in besonderer Weise, inwiefern die Selbstinszenierung von ihren sozialen Beziehungen geprägt war und die Akteure

7 Zu Rangkonkurrenzen s. die Beiträge in: *Marian Füssel* / *Thomas Weller* (Hrsg.), Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft (=Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme, 8), Münster 2005.

8 Vgl. *Michael Werner, Bénédicte Zimmermann*, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen, in: Geschichte und Gesellschaft 28/4 (2002), 607–636, 617.

9 Vgl. *Hillard von Thiessen*, *Christian Windler* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), Köln / Weimar / Wien 2010. *Stefano Andretta*, *Stéphane Péquignot*, *Jean-Claude Waquet* (Hrsg.), De l'ambassadeur. Les écrits relatifs à l'ambassadeur et à l'art de négocier du Moyen Âge au début du XIXe siècle (=Collection de l'École française de Rome, 504), Rom 2015. *Hillard von Thiessen*, Diplomacy in a Changing Political Order: An Actor-Centred View of European Diplomats at the Time of the Spanish Succession, in: *Matthias Pohlig* / *Michael Schaich* (Hrsg.), The War of the Spanish Succession. New Perspectives (=Studies of the German Historical Institute London), Oxford 2018, 63–84.

10 *Thiessen*, *Windler*, Außenbeziehungen in akteurszentrierter Perspektive, in: *Dies.*, Akteure der Außenbeziehungen (Anm. 9), 1–12, hier 8. Außerdem: *Heiko Droste*, Die Erziehung eines Klienten, in: *Stefan Brakensiek* / *Heide Wunder* (Hrsg.), Ergebene Diener ihrer Herren? Herrschaftsvermittlung im alten Europa, Köln / Weimar / Wien 2005, 23–44, 23f.

11 *Matthias Köhler*, Strategie und Symbolik. Verhandeln auf dem Kongress von Nimwegen (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen perspektiven, 3), Köln / Weimar / Wien 2011, 186.

der Außenbeziehungen darüber hinaus diese ‚Beziehungen gestalten' konnten und mussten, worauf auch die inhaltliche Verortung dieses Beitrags im vorliegenden Sammelband hindeutet. Denn in einem politischen System, das von dem Gewicht sozialer Netzwerke geprägt war, mussten sich vornehmlich auch Diplomaten in verschiedene Rollen- und Normenvorstellungen einfügen[12]. Um diese Inszenierung des Selbst in unterschiedlichen sozialen Kontexten abzubilden, vor allem aber in Abgrenzung zu anderen darzustellen, werden im Folgenden die diplomatischen Briefwechsel mit Versailler und Dresdner Hofangehörigen von Galéan des Issarts, der zwischen 1746 und 1749 als Gesandter am sächsisch-polnischen Hof tätig war, und jener des Herzogs von Richelieu, der als außerordentlicher Botschafter im Dezember 1746 für wenige Wochen zur Heirat anreiste, herangezogen[13]. Ihre Korrespondenzen sind Selbstzeugnisse, in denen ihre Selbstwahrnehmungen und -darstellungen im Umgang mit weiteren Akteuren Ausdruck finden. Ihr bewusstes Erwähnen und Verschweigen von Sachverhalten führt uns die „innere Einstellung de[r] Briefeschreiber" vor Augen und zeigt, wie „bestimmte Charakterzüge des Verfassers, Tatbestände etc. gar nicht zur Sprache kommen"[14]. Als „Dokumente der Selbstbeschreibung" können ebenso die hier untersuchten Korrespondenzen trotz der Gefahr gattungsinhärenter Stilisierung als in Schriftform gebrachter Ausdruck von Selbstreflexion gelten. Sie bieten damit die Möglichkeit, mit relativ hoher Authentizität den Menschen in seinem historischen Kontext im besten Wortsinn zu erleben und einzuordnen[15].

Damit geben die hier herangezogenen Korrespondenzen wichtige Einblicke in das Geschehen am Dresdner Hof zum Ende des Jahres 1746. Insbesondere gehen aus ihnen die gegenseitige Beurteilung der beiden Diplomaten und ihr Blick auf die Dauphine sowie weitere Hofangehörige hervor. Als „Instrument der

12 Vgl. *Thiessen*, Diplomacy in a Changing Political Order (Anm. 9), 65.

13 Galéan des Issarts war von 1746 bis 1749 außerordentlicher Gesandter am sächsisch-polnischen Hof, Richelieu außerordentlicher Botschafter vom Dezember 1746 bis Januar 1747 für nur knapp zwei Wochen.

14 Beide Zitate: *Eckart Henning*, Selbstzeugnisse. Quellenwert und Quellenkritik, Berlin 2012, 39. Die hier herangezogenen Briefe werden in Abgrenzung zum Begriff ‚Egodokument' in ihrem Wert als Selbstzeugnisse analysiert. Vgl. *Claudia Ulbrich, Hans Medick, Angelika Schaser*, Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, in: *Dies.* (Hrsg.), Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven, Wien / Köln / Weimar 2012, 1–19, hier 2f. *Kaspar von Greyerz*, Einleitung, in: *Ders.* (Hrsg.), Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit (=Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 68), München 2007, 2. Besonders *Winfried Schulze*, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung ‚Ego-Dokumente', in: *Ders.* (Hrsg.), Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, 11–30, 28.

15 Vgl. *Fabian Brändle u. a.*, Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung, in: *Kaspar von Greyerz / Hans Medick / Patrice Veit* (Hrsg.), Von der dargestellten Person zum erinnerten ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1800), Köln / Weimar / Wien 2001, 12, Zitat: ebd. – Zur eingeschränkten Authentizität und ständigen Inszenierung durch den größeren Adressatenkreis anderer Korrespondenzen vgl. auch *Corina Bastian*, Verhandeln in Briefen. Frauen in der höfischen Diplomatie des frühen 18. Jahrhunderts, Köln / Weimar / Wien 2013. – Eine Beispielstudie für die ‚Darstellung des Selbst' in Briefen v. a. *Mareike Böth*, Erzählweisen des Selbst: Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722) (=Selbstzeugnisse der Neuzeit, 24), Köln / Weimar / Wien 2015.

Herrschaftsausübung“[16] waren Briefe, vor allem jene von Diplomaten, eben nicht nur Zeugnisse privaten Ideenaustauschs, sondern ein Mittel der politischen Kommunikation[17].

II. UNGLEICH VEREINT. GALÉAN DES ISSARTS UND RICHELIEU IN DRESDEN

Die französische Krone unterhielt nach der Wahl des sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. zum polnischen König August II. (der sog. Starke) im Jahr 1697 eine Reihe akkreditierter Gesandter am sächsisch-polnischen Hof, die – je nachdem, wo sich der Hof aufhielt – in Warschau oder in Dresden residierten. Im Mai 1746 wurde Charles-Hyacinthe de Galéan, Marquis des Issarts, im Alter von dreißig Jahren in dieses Amt bestellt. Der noch außenpolitisch nahezu unerfahrene Provenzale war bisher als Syndikus des Adels (*syndic de la noblesse)* und als Erster Staatsanwalt (*premier procureur des gens des trois états du Pays et du Comté de Provence*) in seiner Heimatprovinz tätig gewesen. Seine Ernennung zum Gesandten beim sächsisch-polnischen Kurfürst-König verdankte der Marquis der Empfehlung des Prince de Conti[18]. Dies war insofern nicht untypisch, da er nicht nur durch Patronage des genannten Prinzen von Geblüt, sondern sicher auch dank seiner juristischen Ausbildung diesen Posten erhielt[19]. Denn in Dresden hatte Galéan des Issarts, der aus einer ehemals ritteradligen Familie stammend nun dem Justizadel (*noblesse de robe*) angehörte[20], zunächst mit August III. einen der offiziellen Friedenspolitik völlig entgegenlaufenden Geheimvertrag über dessen Bündnispolitik mit Wien, St. Petersburg und Berlin zu verhandeln[21]. Ludwig XV. war bemüht, im Zuge seiner Verwicklungen in den Österreichischen Erbfolgekrieg Verbündete, so auch in Sachsen-Polen, zu finden. Die älteste Tochter des verstorbenen Kaisers Josephs I., Maria Josepha von Österreich, war die Ehefrau von August III. Als

16 *Friederike Willasch*, Verhandlungen, Gespräche, Briefe. Savoyisch-französische Fürstenheiraten in der Frühen Neuzeit (=Beihefte der Francia, 85), Ostfildern 2018, 28.

17 Vgl. ebd. Dazu auch die Beiträge in *Christina Antenhofer* / *Mario Müller* (Hrsg.), Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert (Le lettere nella communicazione politica dall'Antico Oriente fino al XX secolo) (=Schriften zur politischen Kommunikation, 3), Göttingen 2009. *Heiko Droste*, Briefe als Medium symbolischer Kommunikation, in: *Füssel* / *Weller* (Hrsg.), Ordnung und Distinktion (Anm. 7), 239–256.

18 Vgl. *Roman d'Amat*, Galéan, Charles-Hyacinthe de, in: *M. Prévost* / *Roman d'Amat* / *H. Thibout de Moremont* (Hrsg.), Dictionnaire de biographie française, Bd. 15, Paris 1982, Sp. 153f. Charles-Hyacinthe de Galéan, in: *Jean-Joseph Expilly* (Hrsg.), Dictionnaire géographique, historique et politique des Gaules et de la France, 2. Bd., Amsterdam 1764, 264.

19 Vgl. *Thiessen*, Diplomacy in a Changing Political Order (Anm. 9), 79.

20 Siehe *Leonhard Horowski*, Die Belagerung des Thrones. Machtstrukturen und Karrieremechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789 (=Beihefte der Francia, 74), Ostfildern 2012, 54–57. Horowski zeigt insbesondere, wie vormals schwertadelige Familien im 17. und 18. Jahrhundert auch Funktionen des Justizadels (und umgekehrt) übernahmen.

21 Vgl. *Amat*, Galéan (Anm. 18), Sp. 154. *Lucien Bély*, L'art de la paix en Europe. Naissance de la diplomatie moderne XVIe–XVIIIe siècle, Paris 2007, 611. – Als Sohn von August II. war August III. ebenfalls polnischer König und als Friedrich August II. sächsischer Kurfürst.

dann am 22. Juli 1746 die Dauphine, Maria Theresia von Spanien, starb, setzte sich Moritz von Sachsen als Marschall von Frankreich für seine Verwandte Maria Josepha von Sachsen ein, um sie als zukünftige Dauphine zu gewinnen[22]. Damit war der Marquis des Issarts plötzlich mitten in die europäische Heiratspolitik geraten. Für die zu führenden Verhandlungen erhielt er die nötigen Instruktionen aus Versailles. Eine Vielzahl seiner Briefe, die zum großen Teil an Nicolas-Louis Le Dran adressiert sind, sind im Archiv des französischen Außenministeriums überliefert[23]. Le Dran war als *premier commis des affaires étrangères* der zweite Mann nach dem Staatsminister (*secrétaire d'État*) für auswärtige Angelegenheiten, René-Louis de Voyer de Paulmy, Marquis d'Argenson[24].

Doch für die Hochzeitsvorbereitungen in Dresden wurde der Marquis des Issarts einem weiteren französischen Diplomaten – mit dem der Aufgabe angemessenen Rang[25] – an die Seite gestellt, nämlich dem Herzog von Richelieu. Einen Diplomaten mit angemessen hohem Rang nach Dresden zu entsenden war eine zeremonielle Notwendigkeit für das zu vereinbarende Ehebündnis[26]. Richelieu, der dem Schwertadel (*noblesse d'épée*) angehörte und Marschall von Frankreich war, kam für zwei Wochen nach Dresden, um anschließend die zukünftige Dauphine nach Versailles zu begleiten. Seine Entourage war wesentliches Zeichen der „Magnifizenz eines Diplomaten und damit die seines Souveräns"[27] und diente dem

22 Für das Zustandekommen der Ehe war Moritz von Sachsen nicht unbedeutend. Eine Untersuchung seiner Korrespondenz wäre hierfür sicher weiter aufschlussreich, dessen Rolle bei den Verhandlungen zur Hochzeit von 1746/1747 bleibt jedoch ein Desiderat der Forschung. Zur diplomatischen Korrespondenz von Moritz von Sachsen: *Albert de Broglie* (Hrsg.), Maurice de Saxe et le duc d'Argenson, 2 Bde., Paris 1891. In einem Brief von Moritz von Sachsen an August III. vom 27. Oktober 1746 heißt es beispielsweise: „*Je ne sais que le marquis d'Argenson qui est une bête dira au comte de Loos, mais je crois bien, Sire, de vous faire passer en droiture ce qui vient de la personne du roi et de mon amie [=madame de Pompadour].*" Ebd., Bd. 1, 435. Broglie schreibt außerdem: „*Il [=Maurice de Saxe] [était de] ce mariage […] fier comme de son œuvre et dont il n'avait été que l'intermédiaire officiel.*" Ebd., 436.

23 Vgl. Archives des affaires étrangères (im Folgenden: AAE), La Courneuve, 117CP/36, 117CP/37. Einige Briefe haben sich auch im Hauptstaatsarchiv Dresden erhalten, vgl. HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 789/1–2. – Die Instruktionen (Choisy, 31. Juli 1746) an Galéan des Issarts sind abgedruckt in: *Louis Farges* (Hrsg.), Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France: depuis les traités de Westphalie jusqu'à la Révolution française, Bd. 5/2, Pologne, 1729–1794, Paris 1888, 64–101.

24 Vgl. *Camille Piccioni*, Les premiers commis des affaires étrangères au XVIIe et au XVIIIe siècles, Paris 1928, 214. *Jean Baillou* (Hrsg.), Les affaires étrangères et le corps diplomatique français, Bd. 1, Paris 1984, 238. *Lucien Bély* u. a. (Hrsg.), Dictionnaire des ministres des Affaires étrangères, Paris 2005, 147–151, passim. *Paulette Enjalran*, L'administration centrale des affaires étrangères, in: *Jean Baillou* (Hrsg.), Les affaires étrangères et le corps diplomatique français, Bd. 1, Paris 1984, 53–140, 99f. – Zu den Instruktionen: AAE, 45MD/1, fol. 180r–194v und Anm. 17.

25 Vgl. *Hillard von Thiessen*, Diplomatie vom type ancien. Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens, in: *Ders. / Windler* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen (Anm. 9), 471–503, 489. *Ders.*, Diplomacy in a Changing Political Order (Anm. 9), 74f.

26 Zum Verhältnis von Rang und Zeremoniell: *Niels F. May*, Staged sovereignty or aristocratic values? Diplomatic ceremonial at the Westphalian peace negotiations (1643–1648), in: *Sowerby / Hennings* (Hrsg.), Practices of Diplomacy in the Early Modern World (Anm. 5), 80–94, 81.

27 *Matzke*, Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763 (Anm. 2), 287.

Zweck, „den eigenen Status performativ zu verstetigen“[28]. Sie bestand aus zwölf Edelmännern, darunter der Graf von Lalli und der Marquis de Paulmy sowie zahlreiche Pagen, Heiducken, Diener und Couriers[29].

III. GALÉAN DES ISSARTS' BERICHTE AUS DRESDEN

Von der Wahl Ludwigs XV. zugunsten Maria Josephas von Sachsen als zukünftige Dauphine hatte Galéan des Issarts bereits Ende Oktober 1746 erfahren. In einem an Moritz von Sachsen, den Onkel Maria Josephas, adressierten Brief vom 30. Oktober 1746 bringt Galéan des Issarts seine Freude über die anstehende Vermählung zum Ausdruck. Er selbst beweist Zurückhaltung und betont, als Ausdruck typischen klientelistischen Verhaltens, seine außenpolitische Unerfahrenheit:

> *„[…] meine Unerfahrenheit im diplomatischen Geschäft gebietet mir Stille, ich muss mich begnügen, erhaltene Befehle auszuführen, oder höchstens meine Gedanken mit Mäßigung vorzubringen; ich erlaube mir also, Monseigneur, Euch nachdrücklich um die Ehre Eures Schutzes beim König [=Ludwig XV.] zu ersuchen […].“*[30]

Typisch für den Vertreter der Diplomatie des *type ancien* bat Galéan des Issarts also den französischen Marschall, der engen Kontakt zu Madame de Pompadour und zu Ludwig XV. selbst hatte, um Schutz und seine Fürsprache beim König[31]. Auf der Rückseite dieses Briefes findet sich zudem die Notiz, dass die stattliche Summe von 60.000 Livres für die Vorbereitungen des Aufenthalts des Herzogs von Richelieu in Dresden notwendig sei[32]. Zu diesem Zeitpunkt war Galéan des Issarts also bereits bekannt, dass Richelieu nach Sachsen kommen sollte, was vor dem Hintergrund seiner Absichten von besonderem Interesse zu sein scheint. Denn der außenpolitische Neuling, der sich hier noch so bedächtig äußert, wird im Folgenden versuchen, die Anwesenheit Richelieus als unnötig darzustellen und seine eigene Position zu stärken. Die Präsenz Richelieus bedeutete für ihn zum einen den Verlust der Stellung als ranghöchster Vertreter des französischen Königs bei August III., zum anderen drohte ihm auch der Verlust der durch die Hochzeitsvorbereitung erreichten Anerkennung durch die sächsische Herrscherfamilie. Schon eine Woche später, am 6. November 1746, erhielt er ein Schreiben von Ludwig XV. über dessen Entscheidung zugunsten der sächsischen Prinzessin und die Instrukti-

28 *Köhler*, Strategie und Symbolik (Anm. 11), 187.

29 Vgl. *Élisabeth Porquerol* (Hrsg.), Anonym, Véritable vie privée du Maréchal de Richelieu, contenant ses amours et intrigues et tout ce qui a rapport aux divers rôles qu'a joués cet homme célèbre pendant plus de quatre-vingts ans, Paris 1996, 325. – In den Memoiren Richelieus wird von beträchtlichen Größenordnungen des Begleitzugs berichtet, in denen von über 50 Dienern und 84 Pagen gesprochen wird, vgl. ebd.

30 *„[…] mon noviciat dans le métier des négociations m'importe le silence, je dois me contenter d'exécuter les ordres que je reçois, ou au plus présenter mes idées avec mod[ération] ; j'ose donc, Monseigneur, en vous demandant avec instance l'honneur de votre protection auprès du roy […].“* AAE, 117CP/36, fol. 43v, Galéan des Issarts an Maurice de Saxe, Dresden, 30. Oktober 1746.

31 Vgl. *Thiessen*, Diplomatie vom type ancien (Anm. 25), 487–488.

32 Vgl. AAE, 117CP/36, fol. 44r.

onen von Le Dran. In gewohnter und ausgesprochen demutsvoller Weise bedankte er sich in einem zehnseitigen Antwortschreiben bei seinem Dienstherrn für die ihm zugekommene Aufgabe bei der Vorbereitung der Dresdner Hochzeit:

> *„Mein ganzes Blut für den Dienst an Eurer Majestät zu geben wäre nur ein schwacher Ausdruck der lebhaften und hochachtungsvollsten Anerkennung, die mich erfüllt. Eure Majestät ehren mich mit dem schmeichelhaftesten und glanzvollsten Auftrag, den ein eifriger Diener von seinem Herrn nur erhalten kann; […] [Ich danke es, indem ich Ihr] das Übermaß der Liebe, die ich für Ihre königliche Person empfinde, spüren lasse, meine Ergebenheit für Ihren Willen, und den immerwährenden Eifer, mein ganzes Leben den verschiedenen Aufgaben zu widmen, mit denen mich zu betrauen Sie mir die Ehre erweist."*[33]

In dieses huldigungsvolle und seine vollkommende Untergebenheit unterstreichende Schreiben – mit den typischen Formulierungen einer solchen Korrespondenz[34] – flicht Galéan des Issarts im Anschluss geschickt seinen nach eigenen Worten verdienstvollen Beitrag und das über ihn ausgesprochene Lob von sächsischer Seite ein. Er konstruiert darin zwischen zahlreichen Untertänigkeitsbekundungen das Bild eines pflichtschuldigen Untertans und von August III. ins Vertrauen gezogenen Beraters[35]. Der polnische König und sächsische Kurfürst, so berichtet Galéan des Issarts, wünschte ausschließlich ihn als französischen Diplomaten für die Vermählung seiner Tochter:

> *„nachdem sie [=Ihre königliche Majestät, August III.] mir für das Mitgefühl, das ich ihrem Glück bezeugte, Dank ausgesprochen und mir versichert hatte, dass sie ihr [=allerchristliche Majestät, Ludwig XV.] mitteile, ihr für das öffentliche Ersuchen um Prinzessin Maria Josepha keinen anderen Botschafter als mich zu senden […]"*[36].

Auch Maria Josepha habe sich nur positiv, ja sogar schmeichelhaft, über ihn geäußert. Seinem König gegenüber brachte er dies allerdings nur in mittelbarer Art zum Ausdruck. Zwar gab er den Anschein, ihre Worte verschweigen zu wollen, genau damit stellt er indes ihr Wohlwollen ihm gegenüber unverschleiert dar, wie das folgende Zitat verdeutlicht. Was ihre Schönheit betrifft, fand er allerdings, neben der positiven Beschreibung ihrer Wesensart und ihres Benehmens, auch weniger schmeichelhafte Worte:

33 *„Tout mon sang versé pour le service de Vôtre Majesté ne seroit encore qu'une foible expression de la vive et très respectueuse reconnoissance dont je suis pénétré. Vôtre Majesté m'honore de la commission la plus flatteuse et la plus brillante qu'un sujet zélé puisse recevoir de son maître ; […] en lui faisant connoître l'excès de l'amour que j'ai pour sa personne Royale, ma soumission à ses volontés, et l'application constante que je donnerai toute ma vie aux différens affaires dont elle me fera l'honneur de me charger."* AAE, 117CP/36, fol. 81r–81v, Galéan des Issarts an Ludwig XV., 7. November 1746.

34 *Giora Sternberg*, Status interaction during the reign of Louis XIV, Oxford 2014, 144–147. – Zur Abgrenzung von französischem und deutschen Briefstil: *Carmen Furger*, Briefsteller. Das Medium ‚Brief' im 17. und frühen 18. Jahrhundert, Köln / Weimar / Wien 2010, 170–182.

35 Vgl. *Bastian*, Verhandeln in Briefen (wie Anm. 15), 228f.

36 *„[…] après m'avoir remercié de la sensibilité que je témoignois à son bonheur, et m'avoir assuré qu'il la prévoit de ne point luy envoier d'autre ambassadeur que moy, pour la demande publique de la Princesse Marie-Josèphe […]"*. Ebd., fol. 82v–83r.

„Ich lasse all das weg, Sire, was diese Prinzessin die Güte hatte mir an Schmeichelhaftem und Freundlichem zu sagen, und indem ich es Eurer Majestät verschweige, verberge ich Ihr die Schwäche meiner Feder, die niemals den Liebreiz des Geistes dieser Prinzessin nachzuzeichnen vermag. Sie ist mitnichten schön, aber ich erlaube mir zu sagen, dass ich verärgert wäre, wenn sie zu Lasten der Anmut, die sie in sich trägt, schöner wäre."[37]

Das Lob für den französischen Gesandten in Dresden war darüber hinaus auch ein Mittel der Selbstinszenierung am französischen Hof nicht nur seitens Galéan des Issarts', sondern auch der sächsischen Prinzessin. Die vielen Freundlichkeiten und Schmeicheleien galten nicht allein der Person des Diplomaten selbst, sondern vor allem dem durch diesen repräsentierten französischen König. Der Gesandte war in dieser Hinsicht die wichtigste Mittelsperson in Dresden für die Verbindung zum französischen Königshof, die im frühneuzeitlichen Frankreich die bei weitem bedeutendste war[38].

Am Hof des polnischen Königs jedenfalls kommt Galéan des Issarts laut seinen eigenen Briefen alle Ehre zu: Er vergleicht sich mit den *grands officiers* von August III. und berichtet stolz, dass er beim Diner an der Seite der Prinzessin platziert wurde und die königlichen Majestäten mit ihm in einem vertraulichen Ton plauderten, wie er es zuvor schon mit den Prinzessinnen erlebt habe[39]. Die darin ausgedrückte Vertrautheit soll seinem hohen Ansehen am sächsisch-polnischen Hof Ausdruck verleihen – und ist Anzeichen seines Begehrens, damit auch seinen Rang in der französischen Gesandtschaftshierarchie zu erhöhen. Schließlich geht er nochmals auf ein Gespräch mit dem sächsischen Premierminister Heinrich Graf von Brühl ein, worin dieser ihm wiederholt mitgeteilt habe, wie sehr es des polnischen Königs Wunsch sei, dass Galéan des Issarts allein die Vertretung Frankreichs bei der Vermählung in Dresden zukommen solle. Mit keinem Wort wird hier der bereits allen Beteiligten bekannte Herzog von Richelieu erwähnt, der nach Dresden kommen sollte. Die Anspielung auf diesen musste allerdings wohl allen klar sein[40].

37 *„Je supprime, Sire, tout ce que cette Princesse eut la bonté de me dire de flatteur et d'obligeant pour moi, et en le taisant à Vôtre Majesté, je lui cache la faiblesse de ma plume, qui ne pourroit jamais peindre les agrémens de l'esprit de cette Princesse. Elle n'est point jolie, mais j'ose dire que je serois faché qu'elle le fut davantage, si elle devoit l'être aux dépens des grâces qui sont en elle."* Ebd., fol. 84r–84v.

38 Vgl. *Anuschka Tischer*, Diplomaten als Patrone und Klienten: Der Einfluss personaler Verflechtungen in der französischen Diplomatie auf dem westfälischen Friedenskongress, in: *Rainer Babel* (Hrsg.), Le diplomate au travail. Entscheidungsprozesse, Information und Kommunikation im Umkreis des Westfälischen Friedenskongresses (=Pariser Historische Studien, 65), München 2005, 173–197, hier 176. Vgl. auch *Sharon Kettering*, Patrons, Brokers, and Clients in Seventeenth-Century France, New York / Oxford 1986.

39 *„[…] Je fus placé à diner à côte d'elle, mais avec du ton de familiarité que leurs Majestés Polonoises trouvoient [bien] que j'eus ci devant avec les Princesses leurs filles […]."* Ebd., fol. 84v. Zu Praktiken der Familiarität an und Zugänglichkeit zu Höfen und Herrscherfamilien vgl. *Dries Raeymaekers*, *Sebastiaan Derks*, The Key to Power? The Culture of Access in Princely Courts, 1400–1750 (=Rulers & Elites. Comparative Studies in Governance, 8), Leiden / Boston 2016.

40 *„[…] le Roy de Pologne […] desiroit que Vôtre Majesté me chargeât seul de la demande solemnelle de la Princesse, et d'abreger toutes les ceremonies à cet égard. Il voulut me persuader que c'etoit pour moy seul que sa Majesté Polonoise verroit avec peine un autre ambassadeur."* Ebd., fol. 85r.

Brühl liefert hierbei auch den Grund für den Wunsch Augusts III.: Es seien die miserablen Finanzen Sachsens, welche die Unterbringung eines zweiten Gesandten, zumal eines mit derart hohem Rang wie Richelieu, erhebliche Kosten verursachen würden. Galéan des Issarts wurde nicht müde dies in seinen Briefen zu erwähnen – höchstwahrscheinlich beabsichtigte er mit diesem argumentativen Manöver, die vorgesehene Anwesenheit Richelieus noch zu verhindern, zumal dieser zur selben Zeit an Le Dran schrieb, er sei noch in Montpellier, die Reise nach Dresden sei für ihn unbequem und von den Unwägbarkeiten des Transports seines Gepäcks abhängig: ob er somit noch pünktlich in Dresden ankommen könne, müsse bezweifelt werden. Seinem Brief kann einerseits entnommen werden, dass er jedenfalls nicht besonders begeistert von der Idee zu sein schien, für einen kurzen Aufenthalt zur Vermählung der zukünftigen Dauphine den strapaziösen und zeitaufwendigen Weg nach Dresden auf sich zu nehmen. Andererseits könnte sein Betonen der Unsicherheit einer pünktlichen Ankunft in Dresden auch als Mittel von Selbstinszenierung gesehen werden und Richelieu so versuchen, seinen ranghohen Status – der durch die zu späte Ankunft seines Gepäcks darüber hinaus dadurch gefährdet war, nicht entsprechend standesgemäß gekleidet zu sein – hervorzuheben[41].

Am selben Tag noch, als der Brief an Ludwig XV. nach Versailles verfasst wurde, sandte Galéan des Issarts ein Schreiben an Le Dran. Auch darin ging er auf den vermeintlichen Wunsch des polnischen Königs ein, nur ihn als Vertreter Frankreichs zur Hochzeit zu bestellen. Wenn es nötig sei, dass ein zweiter Diplomat anwesend sein sollte, dann sähe es August III. lieber, die Wahl träfe einen mit den Beziehungen zu Frankreich bestens vertrauten Wettiner:

> *„das ist es, was ihn wünschen lässt, dass ich der einzige sei, der mit dem Ersuchen um die Prinzessin beauftragt ist, oder dass, wenn der König einen anderen außerordentlichen Botschafter ernennt, es der maréchal de Saxe [=Moritz von Sachsen] würde.“*[42]

Moritz von Sachsen (1696–1750), der illegitime Halbbruder Augusts III., hatte sich bereits bei der Vermittlung der Ehe hervorgetan. Außerdem wäre es vermutlich weniger kostspielig gewesen, einen wettinischen Prinzen zu empfangen als einen französischen Herzog. Für Galéan des Issarts hätte dies außerdem bedeutet, dass er vor Ort der einzige an den Verhandlungen beteiligte Franzose[43] geblieben wäre.

Dazu kam es jedoch nicht. Weder reiste Moritz von Sachsen nach Dresden noch konnte Galéan des Issarts die Reise Richelieus in die kursächsische Hauptstadt abwenden. Antoine-René de Voyer, Marquis de Paulmy, der im Gefolge des französischen Herzogs nach Dresden kam, liefert in seinem Reisejournal Hinweise

41 Vgl. AAE, 117CP/36, fol. 50r–51v, Richelieu an Galéan des Issarts, [Ende Oktober 1746]. Er schreibt: „*Il n'y a rien de si certain que [ma valise] partant de Montpellier, n'arrivera jamais a tems a Dresde et que c'est un furieux embarras pour tout.*“ Ebd., fol. 50v.

42 „*[…] c'est ce qui Luy fait désirer que je sois seul chargé de la demande […] de la princesse ou que si le roy nomme un autre ambassadeur extraordinaire que ce soit m[onsieu]r le maréchal de Saxe […]*“. AAE, 117CP/36, fol. 86r, Galéan des Issarts an Le Dran, Dresden, 7. November 1746.

43 Moritz von Sachsen wurde wegen seiner Verdienste um die Hochzeit im April 1747 mit besonderen Vorrechten belohnt, vgl. Archives nationales, PP//162, fol. 7r, o. O., 29. April 1747.

zu den eigennützigen Absichten des ambitionierten französischen Gesandten[44]. Die Aufzeichnungen sandte er brisanterweise seinem Vater, dem französischen Außenminister (*secrétaire d'État des Affaires étrangères*) Marquis d'Argenson:

> „*Mr. des Issarts versicherte […], dass er [=Richelieu] nicht alle möglichen Annehmlichkeiten vorfinde, angesichts der Tatsache, dass dieser Hof keinesfalls einen Sonderbotschafter […] wünschte, und man hat hier Mr. de Richelieu bereits das Gegenteil versichert, was ihn vermuten lässt, dass Mr. des Issarts nach seinen eigenen Intentionen diesen Hof hat glauben lassen.*"[45]

Um Richelieus Anreise zu verhindern, griff Galéan des Issarts entsprechend den Schilderungen Paulmys sogar zum Mittel der bewussten Falschmeldung. Dabei rückte er sich nicht etwa durch die Betonung des eigenen Rangs, sondern durch die vermeintlich unstandesgemäße Unterbringung des Herzogs in Dresden ins Licht. Rückhalt suchte er bei seinem Vorhaben von keinem geringeren als Moritz von Sachsen, mit dem der französische Gesandte einen Briefwechsel unterhielt. Er, der nur eine Abstammung aus dem Ritteradel vorweisen könnte und vermögenslos wäre, suchte diesen um Unterstützung an. Galéan des Issarts bat Moritz von Sachsen sogar, ihm ein „Schild" gegen Neider und die vielen Feinde, die er wegen der Hochzeitsvorbereitung in Dresden zu beklagen habe, zu sein[46]. Warum speziell er den illegitimen Sohn Augusts II. um dessen Protektion bat, bleibt ungewiss. Vermutlich könnten aber dessen ohnehin schon bestehende familiäre Verbindungen zum sächsischen Hof eine Rolle gespielt haben.

Während Galéan des Issarts weiter detailreiche Informationen zum Dresdener Hof und seinen Begegnungen mit den Mitgliedern des polnischen Königshauses nach Paris sandte, bereitete Richelieu seine Abreise nach Dresden vor[47]. Sein in Dresden weilender Kollege versuchte sich auch dadurch von seinen Vorgängern abzuheben, dass er, chiffriert und mit spitzer Feder, ausführlich von der angeblichen Despotie des Premierministers Brühl und der Inkompetenz von dessen Stellvertreter Ferdinand Ludwig von Saul berichtete[48]. Immer wieder vermerkte

44 Vgl. auch *Mathis Leibetseder*, Erziehungsreisen französischer Adelssöhne in der Frühen Neuzeit. Die Beispiele des Duc de Rohan und des Marquis de Paulmy, in: *Joachim Rees* / *Winfried Siebers* / *Hilmar Tilgner* (Hrsg.), Europareisen politisch sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – Kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer, Berlin 2002, 83–104.

45 „*[…] Mr. des Issarts a […] assuré Mr de Richelieu qu'il ne trouveroit peut être pas icy tous les agréments possibles, attendu que cette cour ne vouloit point d'ambassadeur Extraord[inai]re pour la demande, et on a déjà assuré icy le contraire à Mr. de Richelieu, ce qui luy fait soupçonner que Mr. des Issarts a fait penser d'après luy* même cette cour." Bibliothèque nationale de France, Arsenal [im Folgenden BnF, Arsenal], ms 3212, fol. 125r. Voyages du marquis de Paulmy, Dresden, 27. Dezember 1746.

46 Vgl. AAE, 117CP/36, fol. 127r–128v, fol. 127v, Galéan des Issarts an Maurice de Saxe, Dresden, 11. November 1746.

47 Vgl. ebd., fol. 91r, Galéan des Issarts an Argenson, Dresden, 9. November 1746; ebd., fol. 50r–51v, Richelieu an Galéan des Issarts, [Ende Oktober 1746]; ebd., fol. 94r, Galéan des Issarts an Maurice de Saxe, Dresden, 9. November 1746.

48 „*Seroit-il possible, Monsieur, que les Ministres du Roy, qui m'ont précédé dans cette cour, n'eussent pas fait connoître le despotisme du c[om]te de Bruhl. Il est un maître absolu ; on ne peut parler affaires qu'à lui seul, et on en trouve avec grande peine le moment.*" Ebd., fol. 363v, Galéan des Issarts an Le Dran, Dresden, 20. Dezember 1746.

er in seinen Briefen beiläufig die eigene Rolle in den Vorbereitungen der Hochzeit und verhüllte nicht die Wertschätzung, die er von Dresdner und Versailler Hofangehörigen erhalten habe und sich selbst zuschrieb: „*den Lobpreis, den Ihr mir wegen meines Verhaltens geben wollt*“[49], und weiter schreibt er nach Versailles: „*ich zweifle, dass jemals ein Botschafter des Königs ihm mit mehr Fleiß in einer vergleichsweise schwierigen Angelegenheit diente und die so viel Vorsicht erforderte*“[50]. So inszenierte Galéan des Issarts, gerade vor dem Hintergrund der baldigen Ankunft des von Ludwig XV. beauftragten außerordentlichen Botschafters, noch einmal auf eindrückliche Weise die eigene Bedeutsamkeit für die Geschehnisse am Dresdner Hof, indem er die Herausforderungen seines heiklen Auftrags herausstrich.

IV. DIPLOMATISCHER AUFTRAG ZWISCHEN KOOPERATION UND KONKURRENZ

Ende Dezember 1746 traf der Hof in der kursächsischen Hauptstadt ein und auch Richelieu schrieb nicht mehr weit vor Dresden noch aus der Kutsche – müde und ganz offensichtlich von der langen Reise verstimmt – einen Brief nach Paris. Wegen des miserablen Zustands der Wege in Sachsen sähe er seinen Plan durchkreuzt, keine Zeit in Dresden zu verlieren und mit der zukünftigen Dauphine unverzüglich zurückzureisen. Deshalb käme er wohl nicht umhin, ein paar Tage in der sächsischen Hauptstadt zu verweilen[51]. Sein Bericht an Le Dran könnte vor dem Hintergrund der Selbstinszenierung auch von einer gewissen Herablassung Richelieus gegenüber der anstehenden Hochzeitspartie zeugen. Mehr oder weniger subtil wies Richelieu auf sein Prestige hin, denn nachdem er endlich in der sächsischen Residenz angekommen war – ohne im Übrigen seinem Stand entsprechend empfangen worden zu sein, wie er am 27. Dezember berichtete und was einer Ehrverletzung seines Dienstherrn gleichkam –, ließ er den Grafen von Bene, Botschafter der spanischen Krone in Dresden, sowie den Grafen von Brühl über seine Ankunft informieren:

> „*[…] der König von Polen hatte […] seinen Zeremonienmeister geschickt, um mich zu empfangen, das ist in diesem Land eine ziemlich unbedeutsame Hofcharge, aber es ist immerhin etwas mehr als nichts […]. Ich ließ am selben Abend noch den Grafen Brühl sowie den Grafen Bene, den spanischen Gesandten, von meiner Ankunft informieren, denen ich diese Ehre schuldig zu sein glaubte.*“[52]

[49] „*[…] les louanges que vous voulés bien me donner sur ma conduite […]*“. Ebd., fol. 362v, Galéan des Issarts an Le Dran, Dresden, 20. Dezember 1746.

[50] „*[…] je doute que jamais ambassadeur du Roy l'aie servi avec plus de zèle dans une occasion aussi délicate, et qui demandoit tant de ménagemens*“. Ebd., fol. 363v.

[51] „*[…] je voits [sic] seulement que m^e^ la dauphine pour[r]a partir incessa[m]ment ; […] quoiqu'ils puisse [sic] imaginer, il faudra quelques jours de plus à cause des chemmins [sic] incroyables […].*“ Ebd., fol. 392v, Richelieu an Le Dran, 23. Dezember 1746.

[52] „*[…] le Roy de Pologne avoit envoyé […] son maître des cérémonies pour me faire un compliment, c'est en ce pays-cy une charge assez peu considérable, mais c'est toujours quelque chose au dessus du rien […]. J'ay donné part de mon arrivée le même soir à m[onsieu]r le comte de Brulh [=Brühl] et à*

Galéan des Issarts wusste vom Datum der Ankunft Richelieus, hatte er die Entsendung des Zeremonienmeisters sogar veranlasst[53], der französische Herzog scheint ihn jedoch nicht informiert zu haben, überhaupt findet der Gesandte im Schreiben keine Erwähnung. Über den Grund hierfür gibt erneut das Reisejournal des Marquis de Paulmy Auskunft: Der französische Sonderbotschafter hatte erwartet, dass Galéan des Issarts ihm entgegenreise, wozu es allerdings nicht kam. Außerdem stünde zu befürchten, dass *„M[onsieu]r des Issarts ihm falsche Informationen von allen Personen, die er hier sehen werde, gebe"*[54]. Der *„Unfrieden zwischen unseren beiden Botschaftern ist groß"*[55], schrieb Paulmy wenige Tage später nach Frankreich. Richelieu hegte Misstrauen gegenüber seinem Kollegen, der zu eigenen Gunsten Fehlinformationen streute, und ging auf Distanz. Parallel gab der französische Sonderbotschafter nach Paris ausführlich über Audienzen, diverse Vorkommnisse und persönliche Eindrücke am Dresdner Hof Auskunft. Diese Schilderungen aus den Briefen Richelieus dienten darüber hinaus offensichtlich auch der allgemeinen Informationsbereitstellung für das öffentliche Interesse. Es lassen sich eindeutige Parallelen zwischen seinem Brief von 27. Dezember 1746 und der Ausgabe vom Februar 1747 des Mercure de France, einer international rezipierten französischen Zeitschrift zu Politik, Literatur, Musik u. a., finden: *„Der Hofzeremonienmeister war ein Tag vor ihm angekommen, um ihm in Vertretung des Königs von Polen, Kurfürsten von Sachsen Grüße zu überbringen; bei seiner Ankunft in Dresden, in die Stadt hineinfahrend, wurde er zu einem großartigen Palais geführt, das der König von Polen für ihn vorbereiten und einrichten hatte lassen."*[56] Der Herzog von Richelieu wurde im Pirnaischen Palais untergebracht, Galéan des Issarts residierte in einem Haus direkt gegenüber. Während der Feierlichkeiten wurden außerdem die

m[onsieu]r le comte de Bennet [=Bene] ministre d'Espagne à qui je crus devoir cette distinction". Ebd., fol. 405r, Richelieu an Le Dran, Dresden, 27. Dezember 1746.

53 Vgl. HStA Dresden, 10026 Geheimes Kabinett, Loc. 789/1, fol. 99r, Galéan des Issarts an Brühl, 24. Dezember 1746.

54 *„[…] M. des Issarts luy donne des notions fausses de tous les gens qu'il a à voir icy […]"*. BnF, Arsenal, ms 3212, fol. 126r, Voyages du marquis de Paulmy, Dresden 27. Dezember 1746.

55 *„[…] la mésintelligence est grande entre nos deux Ambassadeurs […]"*. Ebd., fol. 135v, Dresden, 10. Januar 1747.

56 Vgl. die fast wortgleichen Passagen: *„Le maître des Cérémonies de la Cour* étoit *venu au-devant de lui à une journée de distance pour le complimenter de la part du Roi de Pologne Electeur de Saxe, sur son arrivée à Dresde, en arrivant dans la Ville il fut conduit dans un Palais magnifique que le Roi de Pologne lui avoit fait préparer & meubler où il alla descendre […]"*. Mercure de France, Februar 1747, 162. Dazu die entsprechende Passage bei Richelieu: *„[…] le Roy de Pologne avoit envoyé au devant de moy a six lieües de Dresde son maître des cérémonies pour me faire un compliment […], j'ay trouvé à mon arrivée un Palais magnifique meublé par le Roy, où je suis parfaitement bien logé avec tout mon monde […]"*, und weitere Passagen. AAE, 117CP/36, fol. 405r–405v, Dresden, Richelieu an Le Dran, 27. Dezember 1746; auch: *„Le 26 lendemain de son arrivée M. le Duc de Richelieu eût une audiance particulière du Roi, de la Reine & des Princes & Princesses de la Famille Royale […]."* Mercure de France, Februar 1747, 162, dazu bei Richelieu: *„J'eus hier mon audiance particulière du Roy, de la Reine, et des Princes et Princesses […]"*, AAE, 117CP/36, fol. 406r, Dresden, Richelieu an Le Dran, 27. Dezember 1746.

Fassaden beider Gebäude schmuckvoll ausgestattet und mit Schrifttafeln, welche die Verbindung zwischen beiden Ländern thematisierten, versehen[57].

Die beiden französischen Diplomaten residierten in unmittelbarer Nachbarschaft und anhand der Briefe von Galéan des Issarts ist nachzuvollziehen, dass bei nahezu allen diplomatischen Zusammenkünften beide Franzosen zugegen waren. Richelieu allerdings führt in seinen Berichten nach Paris an keiner Stelle Galéan des Issarts an, so als hätte dieser keine Rolle bei den Vorbereitungen gespielt. Die vorangegangenen Manöver des Gesandten, die Ankunft des Botschafters abzuwenden, erzielten nun einen entgegengesetzten Effekt in der Kommunikation mit dem französischen Außenamt: Dessen Wahrnehmung richtete sich nun auf die außenpolitische Tätigkeit Richelieus, was dieser mit dem Streuen und Unterlassen bestimmter Informationen vermutlich gezielt beabsichtigte. Dennoch geht aus den nach Frankreich übermittelten Briefen von Galéan des Issarts eine intime Kenntnis der Verhandlungsgespräche hervor, die ohne seine Anwesenheit bei den Verhandlungen nicht gegeben gewesen wäre. Mit vielen Details wusste er nach Frankreich von seinem Kollegen zu berichten. Neben seinem Diensteifer ist darin gleichfalls der Ausdruck möglicher Differenzen beider zu sehen. Unbestritten ist, dass sich Galéan des Issarts an vielen Stellen von Richelieu abzugrenzen versuchte, auch dessen – seiner Meinung nach allzu schillernde – Beschreibungen über Maria Josepha relativierte er:

> *„Ich kann Ihnen außerdem nicht dieselbe Zufriedenheit zum Ausdruck bringen, die er [=Richelieu] bezüglich der Person der Dauphine empfand. Er ist von ihr verzaubert, in einer Art, dass ich fürchte, er werde dem König ein zu vorteilhaftes Bild von ihr geben. Ich bin dem Herzog von Richelieu in den Privataudienzen gefolgt, die er gestern mit Ihren polnischen Majestäten hatte.“*[58]

Mit dieser offensiv betonten Ehrlichkeit folgte Galéan des Issarts der Strategie einer „Inszenierung des Vertrauens“[59], die nicht nur seine Informationen glaubhafter wirken ließ, sondern ihn als integren Diplomaten und Korrespondenten darstellen sollte. In einem so erzeugten Klima des Vertrauens kam er dann – wie in je-

57 Vgl. Leipziger Zeitungen, 17. Januar 1747, 39; *Erika Eschebach*, Der Kosmos der Erinnerungen im Depot der Gegenwart des Stadtmuseums Dresden – ein Experiment, 1, online: https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2018/05/2013-2-eschebach-kosmos.pdf (25.1.2022). Das Pirnaische Palais war der Vorgängerbau des heutigen Landhauses, in dem gegenwärtig das Dresdner Stadtmuseum untergebracht ist. Zu den Schrifttafeln: Inscriptions au Palais de Son Excellence Monseigneur Le Duc de Richelieu, & sur la maison de Son Excellence le Marquis des Issarts etc., Dresden 1747, Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, Hist.Sax.C.1142,53. – Zur (standes- und erwartungsgemäßen) Unterkunft der Diplomaten vgl. *Matzke*, Gesandtschaftswesen und diplomatischer Dienst Sachsens 1694–1763 (Anm. 2), 288.

58 *„Je ne sentirai pas non plus de vous exprimer la satisfaction qu'il [=Richelieu] a eu de la personne de Madame la Dauphine. Il en est enchanté, de façon que je crains qu'il n'en donne au Roy une idée trop avantageuse. J'ay suivi m[onsieur] le duc de Richelieu dans les audiences particulières qu'il eut hier de Leurs Majestés Polonoises […].“* AAE, 117CP/36, fol. 399r–400v, 399r, Galéan des Issarts an Le Dran, Dresden, 27. Dezember 1746. *„[…] Il est vray que cette Princesse a des apares, qui lui gagnent les cœurs.“* Ebd., fol. 400r.

59 *Bastian*, Verhandeln in Briefen (Anm. 15), 189.

dem seiner Briefe – auf seine positive Beurteilung zurück: August III. hatte ihm nämlich den diamantgeschmückten Orden des Weißen Adlers verliehen, dieses höchste polnische Ehrenzeichen. Der Gesandte berichtete davon, nicht ohne zu verschweigen, dass der Kurfürst-König *„niemals vergesse, dass ich dazu beigetragen hatte, ihm und seinem Haus eine ebenso schmeichelhafte wie vorteilhafte Allianz zu ermöglichen"*[60].

Bis auf einen Brief von Galéan des Issarts vom Neujahrstag 1747, in dem er sich noch für die Summe von 24.000 Livres bedankte, die ihm Ludwig XV. zur Deckung angefallener Kosten zugebilligt hatte, bricht an dieser Stelle die in den Archiven des französischen Außenministeriums zu findende Überlieferung des französischen Gesandten in Dresden hinsichtlich der Vermählung ab[61]. Auch Dokumente des Herzogs von Richelieu finden in dem hier herangezogenen Quellenbestand keine weitere Fortsetzung. Allein eine von beiden gemeinsam verfasste Garantieerklärung zum Ehevertrag vom 9. Januar 1747 hat sich noch in den Akten erhalten. Die Beziehung beider Diplomaten im direkten zeitlichen Umfeld der Vermählung Maria Josephas mit dem französischen Dauphin kann anhand der Korrespondenzen daher leider nicht näher untersucht werden[62].

Am Folgetag der Vertragsunterzeichnung wurde die religiöse Zeremonie in einem dazu hergerichteten Saal des Schlosses begangen. Richelieu wurden ein diamantbesetzter Degen und Meißner Porzellan überreicht. Zum Anlass ließ der französische Herzog außerdem Dukaten, Taler und Groschen pressen und warf diese aus seiner Kutsche heraus unter die versammelte Stadtbevölkerung[63]. Als hochadeliger Vertreter Ludwigs XV. hatte der Herzog von Richelieu ab dem Zeitpunkt seiner Ankunft in Dresden im Dezember 1746 die Verhandlungshoheit für die französische Seite inne. Trotz der Professionalisierung des diplomatischen Personals[64], wie sie vom juristisch ausgebildeten Galéan des Issarts verkörpert wird, zeigen die Konkurrenzen beider französischer Diplomaten in Dresden, wie sich auch noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Kompetenzen der außenpolitischen Akteure in Abhängigkeit von der Stellung innerhalb der aristokratischen Rangordnung erheblich unterschieden.

60 *„[…] n'oublieroit jamais que j'avois contribué à lui procurer une alliance aussi flatteuse qu'avantageuse pour lui et pour sa maison […]."* AAE, 117CP/36, fol. 399v.

61 AAE, 117CP/37, fol. 2r, Galéan des Issarts an Le Dran, Dresden, 1. Januar 1747.

62 Die Memoiren des Herzogs von Richelieu geben hierüber ebenfalls keine Auskunft. In wenigen Sätzen allein skizziert dieser die politische Bedeutung der Vermählung. Der geringe Raum, den Richelieu in seinen Memoiren diesem Ereignis zuschreibt, könnte auch Anlass für die Vermutung sein, wie wenig Bedeutung er diesem beimisst. *Porquerol*, Véritable vie privée du Maréchal de Richelieu (Anm. 29), 324–327, besonders 327.

63 Einige Exemplare der Doppeldukaten, ⅔-Taler und Doppelgroschen sind erhalten und befinden sich im Münzkabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Mercure de France, Februar 1747, 165f.

64 Vgl. *Thiessen*, Diplomatie vom type ancien (Anm. 25), 489f.

V. FAZIT

So sehr sich auch Galéan des Issarts in Szene zu setzen versuchte, der Herzog von Richelieu schenkte, wie die hier herangezogenen Selbstzeugnisse es zeigen, ihm wie auch der Vermählung nur wenig Beachtung. Dieser mimte Gleichgültigkeit und versuchte damit seine eigene Position, und in Vertretung jene des französischen Königs, herauszustellen. Für den ständigen Sondergesandten in Dresden Charles-Hyacinthe Galéan des Issarts allerdings war die Hochzeit ein Großereignis, das ihn gleich zu Beginn seiner diplomatischen Tätigkeit ereilte. Er berichtete detailreich von allem, was sich in Dresden ereignete, und ließ nicht ab, in den an die Vertreter des Außenamtes und Ludwig XV. adressierten Briefen seine Leistungen hervorzuheben und sich so in einer im Wesentlichen von Nähe und Distanz zum König definierten Hofgesellschaft in Stellung zu bringen. Das permanente Insistieren der Proximität zu August III., das Bitten um Unterstützung bei Moritz von Sachsen wie auch die permanenten Demutsbekundungen liegen in seinem Suchen nach Aufmerksamkeit und Anerkennung beim französischen König sowie in dem typischen justizadeligen Aufstiegsstreben begründet. Für Galéan des Issarts blieb dies indes der Höhepunkt seiner Karriere. Er starb nach wenigen Jahren seiner diplomatischen Tätigkeit in Dresden und einer kurzen Versetzung nach Turin – ein Karriereaufstieg, von Krankheit geprägt aber ein unbedeutender – im Jahr 1754 im Alter von 38 Jahren in Avignon[65].

Sicher war Galéan des Issarts, der vieles vor der Ankunft Richelieus vorbereitet hatte, mehr noch als dieser, ein wichtiger Organisator der Hochzeit in Dresden. Als solcher wusste er sich auch zu inszenieren, er informierte nach Frankreich in vielen Briefen über das Geschehen am Hof und berichtete von den Respektbekundungen, die man ihm stellvertretend für Ludwig XV. entgegenbrachte. Für die Vermählung aber musste ein standesgemäßer Vertreter der französischen Krone anreisen: der Herzog von Richelieu. Die Konkurrenz beider wird in ihren Briefen durch Nichtbeachtung und die Betonung der Entbehrlichkeit des anderen sichtbar. Selbstinszenierung als Zeichen von Superiorität zeugt in ihrem Fall also vom Bedürfnis, Statusansprüche geltend zu machen – und eben nicht in Abgrenzung zum Dresdner Hof, sondern zum jeweils anderen französischen Kollegen.

65 Vgl. *Amat*, Galéan (Anm. 18), Sp. 154.

Gesandte, Hofdamen und der Leib der Königin. Diplomatische Selbstzeugnisse über Krankheit, Schwangerschaft und Tod von Elisabeth von Valois am spanischen Hof (1560–1568)

Julia Heinemann

Als die älteste Schwester des französischen Königs Franz II., Elisabeth von Valois, 1559 zu ihrem frisch angetrauten Gatten Philipp II. von Spanien reiste, war klar, dass ein „Erfolg der Ehe“[1] für einen dauerhaften Frieden zwischen den Königreichen Frankreich und Spanien von zentraler Bedeutung war. Im November 1559 schrieb Anton von Bourbon, König von Navarra, der die junge Königin zu ihrem Ehemann begleiten sollte, in einem Brief an den französischen Botschafter in Spanien, dass er gedenke, Elisabeth der spanischen Delegation in so guter Gesundheit zu übergeben, „dass man erkennen wird, dass ihr Alter, die lange Reise und die harte Jahreszeit sie eher verbessert als verschlechtert haben“.[2] Der Körper der Königin – ihre Schönheit, ihre Gesundheit und ihre Fruchtbarkeit – war ein so wichtiges Kapital, dass zahlreiche Personen ihn in den folgenden Jahren beobachteten und auf ihn einwirkten. Denn dieser Leib verkörperte die Freundschaft der französischen und spanischen Königsfamilien, wie Sylvène Edouard gezeigt hat.[3] Die Verbindung zwischen Elisabeth (1546–1568) und Philipp II. (1527–1598) wurde 1559 im Rahmen des Friedens von Cateau-Cambrésis vereinbart.[4] Ziel der Verträge war vor allem ein Ende der Konflikte zwischen den Valois und den Habsburgern um die Vormacht in Europa und insbesondere auf der italienischen Halbinsel. In diesem Zusammenhang erhielt die französische Prinzessin und neue spanische Königin Elisabeth eine Schlüsselposition und wurde zum Symbol von Frieden und Freundschaft.

Die Königinmutter Katharina von Medici, die Ende 1560 für ihren zweiten Sohn, den minderjährigen König Karl IX., Regentin wurde und schon neben dem ältesten Franz II. die französische Politik mitbestimmt hatte, spannte deshalb ein

1 In den Worten des Gesandten Sébastien de L’Aubespine in einem Brief an Franz II.: „succès du mariage“. *Louis Paris* (Hrsg.), Négociations, lettres et pièces diverses relatives au règne de François II, tirées du portefeuille de Sébastien de l’Aubespine, évêque de Limoges, Paris 1841, 271.

2 Anton von Navarra an L’Aubespine, 18.12.1559, in: ebd., 161: „que l’on cognoistra que son âge, la longueur du voyage et la rigueur de la saison l’ont plustost amandée qu’empirée“. Übersetzungen der Zitate durch Julia Heinemann.

3 *Sylvène Edouard*, Le corps d’une reine. Histoire singulière d’Elisabeth de Valois, 1546–1568, Rennes 2009, 113.

4 Zum Verhältnis der Valois und Habsburger im 16. Jahrhundert *Arlette Jouanna*, La France du XVIe siècle. 1483–1598, Paris 2012, 179–183. Zur Perspektive Philipps II. *Markus Reinbold*, Jenseits der Konfession. Die frühe Frankreichpolitik Philipps II. von Spanien 1559–1571, Ostfildern 2005. Zu Elisabeth de Valois vgl. die körpergeschichtliche Studie von *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3).

breites Informationsnetz um ihre bei der Eheschließung dreizehnjährige Tochter. Die direkte Korrespondenz zwischen Mutter und Tochter wurde beständig ergänzt und überlagert durch die Briefe zwischen Katharina, ihren Söhnen und Personen am spanischen Hof. Die Gesandten und die Hofdamen Elisabeths, aber auch zahlreiche weitere, zwischen den Höfen Reisende berichteten vor allem der Königinmutter ständig, wie Elisabeth am Hof auftrat, welche Kleider sie trug, was sie sagte und was sie aß, wie Philipp sich ihr gegenüber verhielt, ob die Eheleute das Bett teilten und vieles mehr.[5] Elisabeth war von ihrer Mutter angewiesen worden, sich stets nach den Ratschlägen der Gesandten zu richten.[6] Die Gesandten wiederum waren genauestens instruiert, wie sie Einfluss auf die Königin und damit auf deren Ehemann nehmen sollten. So dankte Katharina dem Gesandten Sébastien de L'Aubespine im Juli 1560 für seine Informationen „über alle Dinge, die in der Umgebung der Königin meiner Tochter passieren, und dafür, mir alle ihre Handlungen aufzudecken […] und zu wissen, dass sie sich so verhält, dass sowohl er [Philipp II.] als auch seine wichtigsten Minister darüber zufrieden sind."[7] Wie aus mehreren Schreiben der Gesandten deutlich wird, hatten diese den Auftrag erhalten, im Acht-Tages-Rhythmus Briefe an den französischen Hof zu senden.[8]

Drei ständige Gesandte waren zwischen 1560 und 1568 (dem Tod Elisabeths) nacheinander am spanischen Hof: Der eben genannte Sébastien de l'Aubespine, Bischof von Limoges (bis 1562), Jean Ebrard, Baron von Saint-Sulpice (1562–1565), und Raymond de Rouer, Baron von Fourquevaux (1565–1572).[9] Sie schrieben in diesem Zusammenhang neben ihren üblichen diplomatischen Berichten ‑ über Heiratsoptionen und -anbahnungen, Gerüchte am Hof, Vorhaben Philipps II.

5 Hier zeigen sich deutliche Parallelen zum Informationsnetz Maria Theresias um Marie Antoinette im 18. Jahrhundert, das beschrieben wurde bei *Regina Schulte*, ‚Madame, Ma Chère Fille' – ‚Dearest Child'. Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter, in: *Dies.* (Hrsg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt, Frankfurt a. M. 2002, 162–193. Schulte macht deutlich, dass es Maria Theresia – ähnlich wie Katharina von Medici in Bezug auf Elisabeth – um die „Verwandlung des kindlich-natürlichen Körpers der österreichischen Prinzessin in den politischen Körper der Dauphine von Frankreich" ging (163). Zu Elisabeth und Katharina *Susan Broomhall*, ‚My daughter, my dear': the correspondence of Catherine de Médicis and Elisabeth de Valois, in: Women's Historical Review 24, 2015, Nr. 4, 458–569, sowie *Julia Heinemann,* Verwandtsein und Herrschen. Die Königinmutter Catherine de Médicis und ihre Kinder in Briefen, 1560–1589, Heidelberg 2020, v. a. Kap. 3 und 4.

6 Z. B. Katharina an Elisabeth, [Ende Jan. 1561], in: *Hector de la Ferrière* (Hrsg.), Lettres de Catherine de Médicis, Bd. 1, Paris 1880.

7 „[D]e toutes choses qui passent à l'entour de la Reyne ma fille et me descouvrir de toutes ses actions […] et de sçavoir qu'elle s'y comporte de telle façon que tant luy [Philipp II] que ses principaulx ministres en ayent tant de contentement et de satisfaction". Katharina an L'Aubespine, 17.7.1560, in: ebd.

8 Fourquevaux an Katharina, 30.9.1567, in: *Mgr Douais* (Hrsg.), Dépêches de M. de Fourquevaux, ambassadeur du roi Charles IX en Espagne, 1565–1572, Bd. 1, Paris 1896.

9 Für einen Überblick über die Gesandten zur Zeit Katharinas von Medici *Matthieu Gellard*, Une reine épistolaire. Lettres et pouvoir au temps de Catherine de Médicis, Paris 2014, 183–238. *Jean-Michel Ribera*, Diplomatie et espionnage. Les ambassadeurs du roi de France auprès de Philippe II du traité du Cateau-Cambrésis (1559) à la mort de Henri III (1589), Paris 2007. Zu Fourquevaux *Julia Heinemann,* Von Impotenz, Schönheit und Komplexion. Körper in Eheanbahnungen in den Briefen des französischen Gesandten Raymond de Fourquevaux am spanischen Hof (1565–1572), in: Frühneuzeit-Info 27 (2018), 57–74.

usw. – immer wieder über den Leib der spanischen Königin. Aber auch die Hofdamen berichteten der Königinmutter Katharina von Medici über Gesundheit und Krankheit, medizinische Behandlungen, mögliche Schwangerschaften und das Sexualleben von Elisabeth.

Diese Briefe und diplomatischen Berichte sind nicht nur aufschlussreich für die Beziehungen zwischen der französischen und spanischen Monarchie, für Herrschaftskonzeptionen und die Bedeutung des Körpers der Königin. Sie können auch als Selbstzeugnisse gelesen werden, d.h. als Dokumente, in denen die VerfasserInnen ein Selbst thematisieren und als handelnde Personen auftreten.[10] Als Selbstzeugnisse sind die Texte aufschlussreich für die darin verhandelten Personkonzepte. Der konzeptionelle Begriff der Person – als Alternative beispielsweise zum durch Fortschrittsnarrative belasteten Individuum – hat den Vorteil, die Relationalität und Situativität des Schreibens über das Selbst in den Fokus zu rücken. In dieser Perspektive erscheint die Person nicht als abgeschlossene Größe, sondern als wandelbar, kontextbezogen und grundsätzlich in (Macht-)Beziehungen verortet. Der analytische Blick richtet sich dementsprechend auf die vielfältigen Beziehungen, in denen sich Schreibende selbst positionieren.[11] Hier soll nun eine bestimmte Form der Positionierung, des Schreibens über das „diplomatische Selbst", untersucht werden: Ausgangspunkt ist die Frage, wie sich diplomatische AkteurInnen – in diesem Fall die genannten Gesandten und Hofdamen – in Relation zum königlichen Leib verhielten. Wie schrieben sie über Elisabeths Körper und welche Selbst-Positionierungen und (diplomatischen) Personkonzepte waren damit verbunden?

Das uns heute fremde, ja schambesetzte Thematisieren des Körpers in all seinen Funktionen und Praktiken durch schreibende Männer und Frauen war in der Frühen Neuzeit ein zentraler Bestandteil von Positionierungen des Selbst, wie Mareike Böth exemplarisch an der Korrespondenz Liselottes von der Pfalz gezeigt hat, denn „‚Leib' und Selbst [waren] unauflöslich miteinander verbunden".[12] Doch nicht nur

10 Zur Definition *Benigna von Krusenstjern*, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 2/3 (1994), 462–471, hier 463.

11 *Gabriele Jancke, Claudia Ulbrich*, Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, in: *Dies.* (Hrsg.), Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, Göttingen 2005 (Querelles 10), 7–27. *Claudia Ulbrich, David Warren Sabean*, Personkonzepte in der frühen Neuzeit, in: *Claudia von Braunmühl* (Hrsg.), Etablierte Wissenschaft und feministische Theorie im Dialog, Berlin 2003, 99–111. *Gabriele Jancke*, Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, Köln / Weimar / Wien 2002. Grundlegend zur frühneuzeitlichen Selbst-Thematisierung in Beziehungen noch immer *Natalie Zemon Davis*, Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts, in: *Dies.*, Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, Berlin 1986, 7–18; 133–135.

12 *Mareike Böth*, ‚… daß mein leib mein seye.' Selbstpositionierungsprozesse im Spiegel erzählter Körperpraxis in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722), in: *Dagmar Freist* (Hrsg.), Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung, Bielefeld 2015, 221–241, 222. Vgl. *Dies.*, Erzählweisen des Selbst. Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1652–1722), Köln / Weimar / Wien 2015. Zu Krankheit und Selbst auch *Michael Stolberg*,

über den eigenen Körper, auch über die anderer am Hof tauschte man sich aus. Schreibende verorteten sich so immer wieder neu in Relation zum eigenen und zu fremden Körpern. Im Fokus steht dabei im Folgenden der physische Körper in seinem Leiden, seinem Altern, seiner Fruchtbarkeit und Verletztlichkeit, seiner alltäglichen Erhaltung durch Nahrung, Medizin, Körperpflege – kurz, der Leib, der „natürliche Körper", wie er in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen politischen Theorie im Verhältnis zum politischen Körper konzipiert wurde.[13] Der Körper der Königin war, so der Tenor der Forschung, anders als die zwei Körper des Königs (ein politischer und ein natürlicher), vor allem als fleischlich-natürlich konzipiert.[14] Dies heißt jedoch nicht, dass dieser Leib weniger politisch konnotiert war, wie im Fall von Elisabeth auch die Positionierungen der Gesandten und Hofdamen deutlich machen werden.[15]

Innerhalb der Forschungen zur frühneuzeitlichen Diplomatie steht der Körper bislang nicht im Zentrum. Klar ist allerdings, dass Körper am Hof eine zentrale Rolle spielten in der Etikette und in der Aushandlung und Demonstration von Macht und Hierarchien.[16] Bereits am Kinderhof lernten die königlichen und adeligen Jungen und Mädchen, wie sie ihre stets politisch konnotierten Körper zu zeigen bzw. zu verdecken und am Hof zu positionieren hatten, und wie Leiber beispielsweise durch die Jagd oder beim Tanz Haltung annahmen.[17] In diplomatischen Verhandlungen wiederum galt der Bezug auf körperliche Gebrechen häufig als Schachzug, um sich zeitweise zu entziehen. Katharina von Medici, die ihren Sohn Heinrich III. brieflich im Erkennen von Dissimulation schulen wollte, schrieb beispielsweise 1578 in Verhandlungen mit den Protestanten, dass Heinrich von Navarras Entschuldigung, er müsse das Bett hüten wegen eines Furunkels am Gesäß, nur eine Verzögerungstaktik sei, um das Edikt von Poitiers nicht umsetzen zu müssen.[18] Und für Gesandte im 16. Jahrhundert hat Megan K. Williams gezeigt,

Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit, Köln / Weimar / Wien 2003, 36–42. *Thierry Rentet*, Mots à maux: Les souffrances du corps à travers la correspondence d'un grand seigneur de la Renaissance, in: *Elisabeth Belmas / Marie-José Michel* (Hrsg.), Corps Santé Société, Paris 2005, 31–42.

13 *Ernst H. Kantorowicz*, Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters, Stuttgart 1992; *Ralph E. Giesey*, The Two Bodies of the French King, in: *Ders.*, Rulership in France, 15th–17th Centuries, Aldershot 2004, 301–316.

14 *Rachel Weil*, Der königliche Leib, sein Geschlecht und die Konstruktion der Monarchie, in: *Regina Schulte* (Hrsg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt, Frankfurt a. M. 2002, 99–111, 101. *Regina Schulte*, Der Körper der Königin – konzeptionelle Annäherungen, in: *Dies.* (Hrsg.): Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt, Frankfurt a. M. 2002, 11–23. *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3).

15 Dazu *R. Weil,* Der königliche Leib (Anm. 14), 103: „Der natürliche Körper ist in gleichem Maße ein Phantasiegebilde wie der politische und lässt sich auch für politische Zwecke mobilisieren".

16 S. z. B. *Mark Hengerer*, Zur Konstellation der Körper höfischer Kommunikation, in: *Johannes Burkhardt / Christine Werkstetter* (Hrsg.), Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München 2005, 519–546; *R. Schulte* (Hrsg.), Der Körper (Anm. 5). Zu höfischen Krankheiten *Werner Friedrich Kümmel*, De Morbis Aulicis: On Diseases Found at Court, in: *Vivian Nutton* (Hrsg.), Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837, London / New York 1990, 15–48.

17 Für den französischen Hof *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3), 17, 55.

18 Katharina an Heinrich III., 24.10.1578, in: *Gustave Baguenault de Puchesse* (Hrsg.), Lettres de Catherine de Médicis, Bd. 6, Paris 1897. Zu Krankheiten in diplomatischen Verhandlungen s. *Xavier*

wie die Gicht nicht nur als Diplomaten-Krankheit schlechthin gewertet wurde, sondern zugleich ein politisches Leiden war, das Verhandlungen verzögerte und in diesem Sinne strategisch genutzt wurde.[19]

In den hier untersuchten Selbstzeugnissen war jedoch der eigene Körper der Schreibenden mit seinen Gebrechen erstaunlich selten Thema. Gesandte und Hofdamen schrieben stattdessen regelmäßig über den Leib der Königin Elisabeth und (seltener) über die Körper anderer Personen am spanischen Hof. Im Sinne eines weiten Diplomatieverständnisses, das nicht mit der Vorannahme ‚offizieller', ‚staatlicher' Gesandtendiplomatie als Gegenstück ‚informeller', weiblicher, höfischer Diplomatie operiert, geraten dabei weibliche und männliche diplomatische AkteurInnen in den Blick.[20] Die Schreibenden sind zunächst die beiden adeligen Hofdamen Claude de Vauperge, Madame de Vineux, und Louise de Bretagne, Madame de Clermont, die beide Ende 1559 mit Elisabeth vom französischen Hof aufgebrochen waren, um die junge Königin nach Spanien zu begleiten. Hinzu kommen die genannten drei Gesandten, die alle langjährige Karrieren am französischen Hof verfolgten, militärische Erfahrungen hatten und enge Vertraute und Berater der Könige und der Königinmutter Katharina von Medici waren. Die Forschung konstatiert für diese Zeit eine zunehmende Professionalisierung der Diplomatie.[21] Die hier im Fokus stehenden Gesandten verbrachten zwar einige Jahre als ständige Gesandte am spanischen Hof, diese waren jedoch noch nicht als dauerhafte Ämter institutionalisiert. Sie hatten darüber hinaus zahlreiche andere Ämter inne und weitere diplomatische Missionen durchzuführen. Die Gesandten und Staatssekretäre in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts waren alle untereinander vernetzt und verwandt, so dass in dieser Perspektive von einer sich formierenden Gruppe von Amtsträgern aus dem meist niederen Adel ausgegangen werden kann.[22]

Ich werde im Folgenden Briefe und diplomatische Berichte vom spanischen Hof aus den Jahren 1560 bis zum Tod Elisabeths 1568 untersuchen.[23] Elisabeth war in dieser Zeit häufig krank, sie litt unter anderem unter Fieber, Ohnmachtsanfällen, Migräne, Erbrechen und melancholischen Episoden.[24] Sie bekam zwei Töchter,

Le Person, Usages et discours de la maladie dans l'art de la négociation politique: Catherine de Médicis et les princes ligueurs en Champagne (1585), in: *Elisabeth Belmas / Marie-José Michel* (Hrsg.), Corps Santé Société, Paris 2005, 155–172.

19 *Megan K. Williams*, Immobile Ambassadors: Gout in Early Modern Diplomacy, in: Sixteenth Century Journal XLVII 4 (2016), 939–969.

20 S. *Dorothea Nolde*, Was ist Diplomatie und wenn ja, wie viele? Herausforderungen und Perspektiven einer Geschlechtergeschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie, in: Historische Anthropologie 21/2 (2013), 179–198, 181.

21 Ebd., 196; *M. Ribera*, Diplomatie (Anm. 9); gegen die These einer entstehenden Profession argumentiert *M. Gellard*, Une reine épistolaire (Anm. 9), der stattdessen von „specialistes de la négociation en general" (215) spricht.

22 Vgl. *Nicola M. Sutherland*, The French Secretaries of State in the Age of Catherine de Medici, Westport 1976.

23 Ich greife dafür auf Editionen des 19. Jahrhunderts zurück, die in der aktuellen Forschung zum französischen und spanischen Hof im 16. Jahrhundert genutzt werden, nicht jedoch auf zusätzliches Archivmaterial. Es geht mir an dieser Stelle nicht um eine umfassende Untersuchung, sondern um das Aufzeigen des Potentials der Perspektive.

24 *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3), Kap. „Le corps fragile".

im August 1566 Isabella Klara Eugenia und im Oktober 1567 Katharina Michaela. Darüber hinaus erlitt sie vermutlich drei Fehlgeburten; nach der letzten verstarb sie. Im Fokus stehen sowohl die Berichte über Krankheit und Gesundheit und die damit verbundene Frage der Schönheit der Königin, als auch die Schwangerschaften und Geburten.

Einer der ersten Briefe von Sébastien de L'Aubespine an den französischen König Franz II. zu Beginn des Jahres 1560, kurz nach dem ersten Zusammentreffen des königlichen Ehepaares, verdeutlicht exemplarisch die Positionierung der Gesandten in Bezug auf den Leib der Königin. Das Schreiben sei hier deshalb ausführlich zitiert:

> „Seit dieser Zeit war die Königin bei sehr guter Gesundheit […] und ich sah sie in ihrem geschlossenen Zimmer mit ihren Damen, die sie eine nach der anderen tanzen ließ, und sie selbst tanzte zwei oder drei Mal und war so munter und fröhlich wie nur möglich, allerdings fanden ihre Bediensteten, dass sie sehr errötet war. In der Nacht, als der König bei ihr schlief, fühlte sie ein kleines Unwohlsein, und am Morgen zeigte sich Hitze in ihrem Magen und am Kopf einige Pusteln […] deshalb haben die beiden ersten Ärzte des Königs angewiesen, sie zur Ader zu lassen, wie es am Abend geschah. Und der König war die ganze Zeit bei ihr und nahm ihr die Angst davor. […] Seitdem ist die Hitze gesunken und sie verbrachte die zweite Nacht in guter Ruhe wie bei voller Gesundheit. Am 21. [Februar] verbrachte ich zwei Stunden mit Ihrer Majestät im Gespräch […] und sie zeigte mir zwei der genannten Pusteln im Gesicht entlang der Haare und viele auf dem Kopf, die schon dabei waren, zu verschwinden, wie auch die am Körper, wie Eure Majestät noch besser den beigelegten Briefen von Madame de Clermont und den beiden Ärzten entnehmen kann. Ich versichere Eurer Majestät, dass sie, Gott sei Dank, bei so guter Gesundheit und auf dem Weg zu völliger Genesung ist, wie man es sich wünschen kann. All dies kommt, außer davon, dass sie sehr sanguin ist, von der Hitze des Landes und diesem Wandel der Lebensweise; denn dieser ist in diesem Land wie das Fleisch sehr delikat und scharf, so dass wenige Fremde solchen Krankheiten entkommen […]. So wird dieses kleine Unwohlsein ihr sehr helfen, so Gott will, und sie für das Klima und die Lebensweise Spaniens bereitmachen. Einige sagen, dass es eine Form von Pocken sind: ich hingegen, der ihre Ammenmutter sagen gehört hat, dass sie oft solche Flecken bei ihr gesehen hat, sehe dafür keinen Anschein, denn sie hatte keine entzündeten Pusteln und auch ihr italienischer Arzt war dieser Meinung. Auf jeden Fall hat ihr der Aderlass sehr gut getan, denn danach hatte sie noch Nasenbluten, was die Fülle [an Blut] gut zeigt."[25]

25 L'Aubespine an Franz II, 23.2.[1560], in: *L. Paris* (Hrsg.), Négociations (Anm. 1), 272f.: „Depuis ce temps la royne avoit esté en fort bonne santé, […] que je la vis en sa chambre enfermée avec les dames, qu'elle faisoit danser les unes après les aultres, et elle-même dansa deux ou trois fois, estant bien disposte et gaillairde qu'il est possible, si n'est que les serviteurs la trouvoient fort en couleur. La nuit, estant le roy couché avec elle, elle sentit quelque petite inquiétude, et le matin chaleur se démonstrant le long de son estomach et dedans la teste quelques pustules […]: de sorte que les deux médecins premiers du roy avec les siens advisèrent de la signer, comme elle fut le soir, le roy son mari ayant esté longtemps avec elle et osté la peur qu'elle en avoit. […] Depuis sa chaleur diminua et passa ceste seconde nuict en bon repos que en plaine santé. Et le XXIe ayant esté plus de deux heures à deviser avec sa majesté, […] m'ayant monstré deux desdites pustules qu'elle avoit au visaige le long des cheveux et beaucoup à la teste, qui déjà commençoient à s'esteindre ainsi que celles du corps, comme vostre majesté pourra mieux entendre par les lettres de madame de Clermont et

Der körperbezogenen Schilderung, auf die ein längerer Bericht über den Haushalt Elisabeths, aber auch über verschiedene andere diplomatische Themen wie das Verhalten der englischen Königin folgt, lassen sich bereits zentrale Aspekte der Selbst-Positionierung der Gesandten entnehmen: Zunächst zeichnete sich L'Aubespine[26], der bereits den Frieden von Cateau-Cambrésis maßgeblich mit ausgehandelt hatte, in seiner Beschreibung als Person aus, die sich in großer physischer Nähe zur Königin befand und somit eine machtvolle Position einnahm: Er *sah* Elisabeth mit eigenen Augen beim Tanzen und mithin bei der Demonstration ihres königlichen Körpers in voller Anmut.[27] Er hatte sogar Zutritt zu ihrem geschlossenen Zimmer – ein erstaunliches Privileg angesichts der am spanischen Hof sehr viel stärker getrennten räumlichen Sphären von König und Königin und der starken Restriktion des Zugangs zur Königin vor allem für Männer.[28] Auch die Etikette am spanischen Hof war strenger und distanzierter als am französischen, wo beispielsweise das demonstrative Küssen zu den sichtbaren Gunstbezeugungen gehörte.[29] Zeigte L'Aubespine durch die beschriebene Nähe zur Königin also auch seine Zugehörigkeit zum französischen Hof? Zumindest war er Zeuge der spanischen Etikette und von Elisabeths Übergang in diese, die zentral auf den Umgang mit dem Körper zielte. Gerade der Tanz war auch in den folgenden Jahren eine beliebte Beschäftigung der jungen Königin, die die ‚französische Seite' ihres Körpers zeigte an einem weniger von Festlichkeiten geprägten Hof.

Weder Katharina von Medici, noch ihre Söhne waren jemals am spanischen Hof gewesen, sie waren auf Berichte von dort angewiesen. Durch seine Augenzeugenschaft demonstrierte der Botschafter also auch, dass er seine Aufgabe der genauen Beobachtung und wahrhaftigen Berichterstattung ausgezeichnet erfüllte. Mit dem ausführlichen Bericht über Elisabeths Krankheitsmarker am Körper, die Pusteln, reagierte er so auf Anweisungen der Königinmutter, die bereits einen Monat zuvor von ihrem großen Schmerz geschrieben hatte wegen der Krankheit und „wegen der Unsicherheit" und L'Aubespine gebeten hatte, ständig Boten zu schicken, „um mich stündlich über ihre Gesundheit auf dem Laufenden zu halten".[30] Ein späteres Schreiben an Fourquevaux während einer lebensbedrohlichen Erkrankung Elisa-

de ses deux médecins cy encloses. Asseurant vostre majesté qu'elle est, Dieu mercy, en aussi bonne santé et chemin d'entière guérison que l'on sçauroit désirer. Procédant tout cela, oultre qu'elle est assez sanguine, de la chaleur du pays et de ceste mutation d'agir; estant celui de ce pays comme les viandes, fort subtil et aigu, et tellement que peu d'estrangers eschappent telles maladies […]. Si bien que ce petit inconvénient lui servira, si Dieu plaist, grandement, et disposera à l'air et vivres d'Hespaigne. Aucuns dient que c'est espèce de petite-vérolle: quant à moy ayant ouy sa mère nourrice qui dist avoir souvent veu sur elle telles ébulissions, je n'y veois aultre apparance, car ce qu'il y a eu de pustules n'ont esté en façon que ce soit enflambées, estant son médecin italien de ceste opinyon, luy axant, en tout événement, la saignée faict fort grand bien, parce que depuis elle a encore saigné du nez, qui monstre bien réplection."

26 Zu L'Aubespine, der auch den Ehevertrags Elisabeths ausgearbeitet hatte, s. *M. Ribera*, Diplomatie (Anm. 9), 57–66.

27 Zum Tanz als höfische Kunst *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3), 35.

28 *Christina Hofmann*, Das spanische Hofzeremoniell von 1500–1700, Frankfurt a. M. 1985, 165–185.

29 *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3), 43.

30 Katharina an L'Aubespine, 15.1.1561, in: *H. Ferrière* (Hrsg.), Lettres (Anm. 6): „beaucoup de peyne pour l'incertitude et peu d'asseurance […] [Bitte] me tenir d'heure à aultre advertye de sa santé".

beths legt nahe, dass die Königinmutter befürchtete, nicht immer wahrheitsgemäß informiert zu werden und nur von ihren Gesandten schnelle Informationen zu bekommen aufgrund ihrer „Zuneigung" zur Königinmutter.[31] Diese Bindung reproduzierten die Gesandten also durch ihre Berichte über den Leib Elisabeths immer wieder neu, und verorteten sich somit als treue Diener der Königinmutter und des Königs. Alle drei hier untersuchten Gesandten betonten beständig, dass sie nichts Anderes im Sinn hatten, als Katharina und ihre Söhne immer informiert zu halten über Elisabeths Gesundheit und Krankheit.

Darüber hinaus *zeigte* Elisabeth L'Aubespine im eingangs zitierten Brief ihre Pusteln selbst, gewährte ihm also einen direkten Blick auf ihren königlichen Leib, wie er hervorhob. Die Männlichkeit des Diplomaten war hier kein Hindernis für eine unmittelbare physische Nähe. Der Blick auf den Leib war für L'Aubespine dabei ein Anlass, sich selbst als Person mit großem medizinischen Wissen zu positionieren. Sein Brief geriet geradezu zu einem Lehrstück der Humoralpathologie, die in hippokratischer Tradition Verbindungen zwischen Krankheit und Lebensumständen zog: Er nahm Bezug auf die Säfte, auf das Essen, auf das Klima und auf das Temperament der Königin.[32] Dabei dienten die Schriftstücke der Hofdame und des Arztes und die Aussage von Elisabeths Amme sowohl der Bestätigung seiner Glaubwürdigkeit und seines ‚Expertenstatus', als auch der Demonstration seines Informationsvorsprungs.

L'Aubespine wurde im Brief nicht nur zum medizinischen Experten, sondern auch zu einem Interpreten und Übersetzer der „air et vivres d'Hespaigne". Humoralpathologische Erklärungsansätze integrierten in der Regel geographische und klimatische Einflüsse, die der Gesandte hier kenntnisreich erklärte. Katharina von Medici erwartete dies von ihrem Gesandten offenbar auch, denn sie selbst hatte ihm im Zusammenhang mit der Behandlung der Pusteln explizit geschrieben, dass die Ärzte das tun sollten, was sie für das beste hielten,

> „denn wir sehen aus Erfahrung, dass, auch wenn die Krankheit dort und hier ähnlich ist, so doch die Art, sie zu denken, unterschiedlich ist, so dass der Aderlass bei solchen Krankheiten hier wenig verbreitet ist, aber dort, da man ihn bei ihr angewandt hat, sehr üblich und gebräuchlich ist, wie ich denken muss."[33]

Für L'Aubespine und die späteren Gesandten war dies immer wieder eine Gelegenheit, medizinisches Wissen zu demonstrieren; und sie verfügten offensichtlich

31 Katharina an Fourquevaux, 30.8.1564, in: *Hector de la Ferrière* (Hrsg.), Lettres de Catherine de Médicis, Bd. 2, Paris 1885: „la grande et périlleuse maladie de la royne catholique ma fille, dont j'estime que l'on ne m'escript pas la vérité, […] estimant que vous aurez moyen de sçavoir bientost et des premiers, pour la fiance grande que j'ay en l'affection que vous me portez."

32 Zur Berücksichtigung von Temperamenten, Jahreszeiten und Sternkonstellationen in der Humoralpathologie *F. Kümmel*, De Morbis Aulicis (Anm. 16). *Ortrun Roha*, Emotionen in mittelalterlicher Anthropologie, Naturkunde und Medizin, in: Das Mittelalter 14/1 (2009), 12–27.

33 Katharina an L'Aubespine, 15.1.1561, in: *H. Ferrière* (Hrsg.), Lettres (Anm. 6): „car nous voyons par expérience qu'encores que la maladie soyt là comme icy semblable, si est-ce que la façon de la panser est différente, d'aultant que la segnée en telles maladies est icy peu acoustumée, et là, puysqu'elle a esté practiquée en son endroict, je doibz penser qu'elle est fort ordinaire et usitée."

auch in erstaunlichem Umfang über ein solches. Dies war nicht zuletzt deshalb wichtig, weil die Auswahl der Elisabeth umgebenden Ärzte von Beginn an ein Politikum war, wie auch die Zusammenstellung ihres Hofstaats generell. Von den ursprünglich 211 Personen, die die neue Königin nach Spanien begleitet hatten, waren im Mai 1561 noch weniger als 20 Franzosen und Französinnen übriggeblieben. Elisabeth hatte eine Liste erstellt mit den Personen, die sie in ihrer Nähe behalten wollte – darunter waren ihre Ärzte, ihr Apotheker und ihr Chirurg –, aber nur sehr wenige davon konnte sie halten. Schließlich bekam sie einen italienischen Arzt, Vincenzo Mugnoni, sowie einige spanische Ärzte.[34] Mugnoni und die Spanier waren offensichtlich oft gegensätzlicher Meinung über die besten Behandlungsmethoden. Mugnoni lehnte beispielsweise häufig den Aderlass ab, der am französischen Hof weniger praktiziert wurde; und als er Elisabeth riet, dem Vorschlag ihrer Mutter, ein Bad zu nehmen, zu folgen, um ihre Fruchtbarkeit zu fördern, verbat ihr spanischer Haushofmeister dies mit dem Hinweis, die spanischen Ärzte müssten erst zustimmen.[35] L'Aubespine hatte im zitierten Brief auch angesichts dieser sich bereits 1560 andeutenden Situation explizit Bezug auf den „italienischen Arzt" genommen, und Fourquevaux riet Katharina von Medici Jahre später, das Thema gegenüber Philipp II. besser fallen zu lassen.[36] Die Gesandten mussten sich einerseits im Brief auf den dem französischen Hof gewogenen Arzt beziehen und ihre Nähe zu diesem demonstrieren, und andererseits vor Ort Konflikte vermeiden.

Durch ihre Nähe zu Elisabeths Körper, ihre Augenzeugenschaft, ihre demonstrierte Kommunikation mit dem ‚richtigen' Arzt und ihre Berufung auf ihr eigenes medizinisches Wissen positionierten sich die Gesandten so in ihren Briefen und Berichten immer wieder neu als vertrauenswürdige, erfahrene und der französischen Königsfamilie treu ergebene diplomatische Personen in Beziehung zum königlichen Leib. Sie verkörperten damit in ihren Schriften zentrale diplomatische Tugenden.[37] Auch über andere Körper am Hof schrieben sie zwar von Zeit zu Zeit – insbesondere über den ständig kränkelnden Sohn Philipps II., Don Carlos –, aber im Fokus stand eindeutig Elisabeth. Ihr Leib geriet zum Medium einer diplomatischen Selbst-Positionierung. Und dies betraf wie gesagt nicht nur die Diplomaten, sondern auch Elisabeths Hofdamen Madame de Vineux und Madame de Clermont.

Wie die Gesandten hatten auch die Hofdamen Instruktionen von Katharina von Medici erhalten, ihr über ihre Tochter Bericht zu erstatten und auf diese einzuwirken. Unter Elisabeths verbliebenen französischen Damen nahm Madame de Clermont den ersten Platz ein; sie war zugleich die Gouvernante der jungen Königin und hatte das Privileg, in ihrem Zimmer schlafen zu dürfen, kam also dem königlichen Leib so nahe wie keine andere. Madame de Vineux wiederum, eine enge

34 *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3), 50–55.

35 Ebd., 188f., 233.

36 Fourquevaux an Katharina, 30.9.1567, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8). Vgl. ebd., 5.6.1566: „Elle se porte très bien, selon que son medecin m'a escript."

37 Zu den Kriterien eines ‚guten' Diplomaten wie Treue, Königsnähe und Erfahrung in Verhandlungsführung s. *Jean-François Labourdette*, Le recrutement des ambassadeurs sous les derniers Valois, in: *Lucien Bély / Isabelle Richefort* (Hrsg.), L'invention de la diplomatie. Moyen Age – Temps modernes, Paris 1998, 99–114.

Vertraute von Elisabeth, konkurrierte mit Madame de Clermont um die Position und es kam zu Auseinandersetzungen um die Nähe zur Königin.[38] Nachdem Elisabeths Haushofmeister, der Herzog von Alba, sich bei L'Aubespine dafür eingesetzt hatte, ließ Katharina von Medici Madame de Clermont bereits 1561 zurückrufen. Offensichtlich war die Nähe der Hofdame zur Königin zu groß geworden, denn die Königinmutter sorgte sich, dass man sie für eine Spionin halten könne und so die Beziehung von Philipp II. und Elisabeth beschädigt würde.[39] Um als diplomatische Person agieren zu können, durfte offenbar eine unsichtbare Grenze in der Nähe zum königlichen Leib nicht überschritten werden.

Während man also davon ausgehen kann, dass die Schreiben der Gesandten und der Hofdamen sich gegenseitig bestärken und in ihrer Nähe zum königlichen Leib, ihrem Wahrheitsanspruch und ihrem Expertenstatus beglaubigen konnten, waren die der beiden Hofdamen Madame de Vineux und Madame de Clermont auch Ausdruck der Konkurrenz um die Nähe zu Elisabeth. Die Hofdamen berichteten ebenfalls über Elisabeths Krankheiten. Ihre Schreiben scheinen sprachlich direkter, jedoch positionierten sie sich darin ähnlich wie die Gesandten als Personen mit großem medizinischen Wissen. Sie gaben die Meinungen der Ärzte wider und beschrieben, wie Elisabeth ihnen Folge leistete. Während jedoch die Gesandten zwar regelmäßig zu Audienzen bei Elisabeth erschienen und bereits im Schreiben von L'Aubespine deutlich wurde, dass es einen ‚privaten' Körper der Königin nicht gab, war die physische Nähe der Hofdamen zum Leib unübertroffen. Ein Schreiben von Madame de Clermont an Katharina Anfang des Jahres 1561 macht deutlich, wie sie nicht nur als Beobachterin und Ratgeberin auftrat, sondern selbstständig mit ihrem Erfahrungswissen auf den Körper der Königin einwirkte:

> „Aber, aufgrund dessen, was sie gestern aß, bekam sie Lust, ihr Geschäft zu erledigen; aber da sie es schon seit zwei Tagen nicht mehr gemacht hatte, war es hart, und es ist jetzt noch unangenehmer wegen der Klistiere, die sie nicht gewohnt ist; es macht ihr solche Schmerzen, sich so anzustrengen, ohne sie [die Geschäfte, d.h. Stuhlgang] erledigen zu können, sie [die Klistiere] machen ihr große Schmerzen im Gesäß und lassen sie stark anschwellen; dies ließ mich denken, Madame, dass es Hämorrhoiden sind. Ich habe ihr Milch und Safran zubereitet, und war gezwungen, ihr selbst ein Klistier zu geben, das sie ihre Geschäfte ohne Schmerzen erledigen ließ, und seitdem geht es ihr gut ohne etwas zu spüren, denn zuvor konnte sie sich nicht bewegen."[40]

38 *S. Edouard*, Le Corps (Anm. 3), 52, 63–66; *S. Broomhall*, ‚My daughter, my dear' (Anm. 5), 550f.

39 Katharina an Elisabeth, [4.3.1561], in: *H. Ferrière* (Hrsg.), Lettres (Anm. 6).

40 Clermont an Katharina, [Ende Feb. 1561], in: *L. Paris* (Hrsg.), Négociations (Anm. 1), 810f.: „Mais, pour ce qu'elle avoit pris hier, il lui vint anvie d'aller à ses affaires; mès, pour ce qu'il y avoit deux jours qu'elle n'y estoit allée, il estoit deur, et est pour saite heure plus malesée d'y aller, à l'ocasion des clisetaires, qu'elle n'a acoutumée; qui lui fist tant de mal à se tant eforser, sans y pouver aller, qui lui fit fort grant mal au fondement et lui fit fort anfler; qui me fait pancer, madame, que ce sont amorides. Je luis étuvé de lait et safarnc, et fut contraincte là mesme de lui bailler ung clistaire, qui lui fit aller à sais affaires sans mal, et depuis elle s'est bien portée sans santir, car devant elle ne se povet bouger." Zum Klistier *Robert Jütte*, Das Zepter der heroischen Medizin: Das Klistier in der medikalen Alltagskultur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: *Gertrud Blaschitz u. a.* (Hrsg.), Symbole des Alltags, Alltag der Symbole. Festschrift für Harry Kühnel zum 65. Geburtstag, Graz

Madame de Clermont agierte in diesem Bericht selbst als Ärztin, die endlich dafür sorgte, dass sich Elisabeths Zustand besserte, nachdem andere dies nicht geschafft hatten. Es ist nicht eindeutig, ob sie der Königin selbst ein Klistier verabreichte oder es ihr nur gab, aber in jedem Fall war sie informiert über jegliche Vorgänge in und an Elisabeths Leib und bereitete ihr selbst Medizin zu. Gegenüber Katharina von Medici verortete sich die Hofdame so als Person mit medizinischer Kompetenz, die vor Ort eigenständig handelte.

Zudem wurde auch sie in ihren Briefen ähnlich wie die Gesandten zu einer Interpretin und Vermittlerin der Behandlungsmethoden am spanischen Hof, die sie der Königinmutter vor Augen führte und selbst beurteilte:

> „Zur Zeit ist ihr ganzer Schmerz der Ärger über die Pocken, die sie in so großer Anzahl hat […]; aber ich bin sicher, dass sie nicht sichtbar sein werden, denn an diesem Ort halten sie es für sicher, dass diejenigen, die nichts daran machen außer Wasser und Salz, keine haben, wie ich es aus Erfahrung bei mehreren gesehen habe, und sie machen bei der Königin nichts außer diesem [Wasser und Salz]; und wenn ihr Narben bleiben, sagen sie, dass die beste Sache auf der Welt der Nalures Balsam ist, wovon es in diesem Land keinen gibt, was mich Euch bitten lässt, Madame, uns so schnell und soviel wie möglich davon zu schicken."[41]

In ihrem Brief erschien Madame de Clermont so einerseits als Person mit „Erfahrung" am für die Königinmutter fremden Ort, und andererseits ergriff sie wiederum selbst die Initiative. Katharina von Medici vertraute offenbar darauf, denn bereits drei Wochen später bedankte sich Madame de Clermont brieflich für den erhaltenen Balsam.[42]

Deutlich wird hier auch die Rolle der Hofdamen im Zusammenhang der Schönheit der Königin. Das Narben-Thema zog sich durch ihre Briefe, wie auch durch die der Gesandten und der Königinmutter, denn ihre Schönheit war Elisabeths Kapital.[43] In den Gesandtenberichten standen mögliche Narben jedoch weniger im Vordergrund; als Zuständige für Elisabeths Schönheit verorteten sich vor allem die Hofdamen. Sie waren es auch, die Bericht erstatteten über Elisabeths Kleidung[44] und darüber, dass die Königin dicker geworden sei seit ihrer Ankunft am spanischen Hof – was aber allseits Gefallen finde, da man dort keine mage-

1992, 777–803; auch zur hier nicht offenkundigen Schamhaftigkeit bzgl. des Klistiers und zur Verabreichung durch „heilkundige[…] Frauen" (794).

41 Clermont an Katharina, 12.1.[1561], in: *L. Paris* (Hrsg.), Négociations (Anm. 1), 808f.: „et tout son mal pour saite heure n'est que l'annui de sa verrolle, qu'elle a an si grande apondance […]; mais je m'assure que n'y parestera point, car an se lieu ils tiennent pour seur que seus qui n'y font rien, que de l'eau et du sel, qu'il n'y parest point, comme je l'avons veu par espériance de plusieurs, et ne ferons rien à la raine que sella; et s'il luy demeuret des fousses, il disent que la milleure chosse du monde [est] du baume nalures, de quoy il n'y a point an se païs, et me fait vous suplier, madame, nous an envoyer le plus tout que vous pourés, et le plus."

42 Clermont an Katharina, [6.2.[1560–61?], in: ebd., 803.

43 Dazu *S. Edouard*, Le corps (Anm. 3), 184: „Elisabeth […] avait un devoir réel envers sa beauté."

44 *Hector de la Ferrière*, Deux années de mission à Saint-Petersbourg. Manuscrits, lettres et documents historiques sortis de France en 1789, Paris 1867, 17–21.

ren Frauen möge.[45] Madame de Vineux und Madame de Clermont zeichneten so in ihren Briefen für Katharina von Medici ein schriftliches Bild der Königin, das ihren Leib in den Mittelpunkt rückte; sie positionierten sich dabei als genaue Beobachterinnen, die wahrheitsgemäß Bericht erstatteten und so ihre Bindung zu Elisabeth und zur französischen Königsfamilie demonstrierten. Da Katharina ihre Tochter nicht sehen konnte, zeigte die Beschreibung der Hofdamen im Kontrast deren Nähe zu Elisabeth. Madame de Vineux schrieb dementsprechend, sie sei so groß geworden, „dass Ihr es seltsam fändet, sie so zu sehen."[46]

Der Schönheitsdiskurs ist im Kontext der Attraktivität der Königin für Philipp II. und dem eingangs hervorgehobenen „Erfolg der Ehe" zu sehen. Denn wenn Elisabeths Leib die Freundschaft der Valois und Habsburger verkörpern sollte, dann musste er eine physische, sexuelle Beziehung zum spanischen König eingehen und Erben aus dieser Vereinigung produzieren. Die Hofdamen mit ihrem Auge auf den gesunden, schönen Leib Elisabeths wurden so zu diplomatischen Akteurinnen des Friedens. Madame de Vineux und Madame de Clermont waren von Katharina von Medici dazu angehalten worden, unverzüglich über die einsetzende Menstruation zu informieren.[47] So schrieb Madame de Vineux bereits im August 1560, dass sie hoffe, dass Elisabeth mit Gottes Gnade in zehn Monaten ein Kind haben werde, da ihre Menstruation jetzt sehr regelmäßig komme.[48] Auch hier machte das Schreiben dabei sichtbar, wie nahe die Hofdame dem königlichen Leib kam; sie war über Beginn und Ende der Regel genauestens informiert. Da auch Madame de Clermont über Elisabeths Menstruation berichtete und selbst ihrem Leib so nahe war, lässt sich dies auch als konkurrierende Selbst-Positionierung der ‚Körper-Diplomatinnen' in Relation zu Elisabeth, aber auch zur Königinmutter interpretieren. Beide Hofdamen schrieben dabei über sich als Personen, die die Schwangerschaft der Königin kundig förderten und das Eheleben des spanischen Königspaars überwachten – Letzteres taten jedoch auch die männlichen Gesandten.

Bereits im ausführlich zitierten Schreiben von L'Aubespine hatte der Gesandte auch über die physische Nähe zwischen Elisabeth und Philipp II. berichtet. Im September 1560, kurz nachdem Madame de Vineux von ihrer Hoffnung auf eine Geburt in zehn Monaten berichtet hatte, schrieb L'Aubespine an Franz II., dass die Ärzte in seiner Gegenwart Elisabeth Hoffnung gegeben hätten, ihr aktuelles Unwohlsein „werde *neun Monate* dauern"[49]. Abermals fällt im Vergleich zu den Hofdamen auf, dass die Gesandten zwar Krankheiten und körperliche Symptome auch selbst interpretierten, aber stärker noch den Bezug zum Arzt in den Vordergrund

45 Clermont an Katharina, [Nov. 1560], in: *L. Paris* (Hrsg.), Négociations (Anm. 1), 718f.: „Je vous assure, Madame, qu'elle se fait fort grase […], qui est trouvé fort bien de tout le monde; car issi il ne font quas des faimes maigres."

46 Vineux an Katharina, [August 1560], in: ebd., 460: „elle est si grande et en bon poinct, Madame, que trouveriez estrange de la voir telle."

47 Katharina an Clermont, 7.11.1560, in: ebd., 701f.

48 Vineux an Katharina, [August 1560], in: ebd., 460.

49 L'Aubespine an Franz II., 26.9.1560, in: ebd., 549f.: „qu'en ma présence les médecins luy ont donné espérance que cette maladie sera de *neuf mois* [Hervorh. im Original]."

stellten – die größere Nähe der Hofdamen zum königlichen Leib kompensierten sie im Brief mit ihrer engen Beziehung zu den Ärzten.

Mehr noch als L'Aubespine positionierten sich seine Nachfolger Saint-Sulpice und Fourquevaux relational zum reproduktiven Körper der Königin. Als Saint-Sulpice 1565 für Fourquevaux seine diplomatischen Aufgaben und erzielten Ergebnisse zusammenfasste, schrieb er: „der Herr von St-Sulpice hat vor allem darauf geschaut, eine große und private Freundschaft zwischen dem katholischen König und der Königin seiner Frau zu fördern […], mit all den Ratschlägen, die er ihr [Elisabeth] geben konnte, um sich geliebt zu machen."[50] Fourquevaux berichtete an Katharina von Medici, nachdem er zum ersten Mal mit Elisabeth gesprochen hatte, dass er die Anweisungen der Königinmutter prompt befolgt habe: „Ich habe sie dazu angehalten, sich selbst zu helfen, bald einen schönen Sohn zu tragen, denn das waren die letzten Worte, die Euch gefallen haben mir zu sagen, als ich auf das Pferd stieg."[51] Der pflichterfüllende Diplomat, der die Worte Katharinas von Medici an den spanischen Hof brachte, entstand so im Schreiben über Schwangerschaften und sexuelle Nähe der Königin und des Königs.

Insbesondere Fourquevaux, ein Mann mit langjähriger Erfahrung im Kriegsdienst und in der Diplomatie und Verfasser der *Instructions sur le fait de la guerre* (1548), schrieb während seiner drei ersten Jahre am spanischen Hof, in die die Geburten von Elisabeths Töchtern fielen, beständig über die Schwangerschaften der Königin und die damit verbundenen leiblichen Symptome. Diese Form der Herstellung von Nähe und Loyalität schien umso wichtiger, als Fourquevaux sich anders als seine Vorgänger nicht überzeugt zeigte von der politischen Linie der französischen Königsfamilie: Er stand als eifriger Katholik der Toleranzpolitik gegenüber den Protestanten, die Katharina von Medici und ihre Berater bis zu Beginn der 1570er Jahre vertraten, kritisch gegenüber und agierte am spanischen Hof wohl nicht immer in ihrem Sinne, sondern favorisierte gegenüber Philipp II. ein hartes Durchgreifen. Dies führte zwar nicht zu seiner Ungnade am französischen Hof, wohl aber dazu, dass er weniger als andere Gesandte über laufende Friedensverhandlungen informiert wurde.[52]

Bereits ein Experte für militärische Fragen, wurde Fourquevaux auch vor diesem Hintergrund als Gesandter bei Philipp II. und Elisabeth in seinen Berichten zu einer Person mit medizinischer Expertise in den Bereichen Empfängnis,

50 Mémoire von Saint-Sulpice, [1565], in: *Edmond Cabié* (Hrsg.), Ambassade en Espagne de Jean Ebrard, seigneur de Saint-Sulpice, de 1562 à 1565, et mission de ce diplomate dans le même pays en 1566, Albi 1903, 5f.: „Et l'aultre poinct, auquel led. S^{r} de St-Suplice [sic] a heu principallement esgard, a esté de nourrir une grande et privée amytié entre le roy catholique et la reine sa femme, […] avecques toutz les advis qu'il lui pouvoit donner pour se faire aymer." Zu Saint-Sulpice vgl. *M. Ribera*, Diplomatie (Anm. 9), 66–78.

51 Fourquevaux an Katharina, 3.11.1565, in: *M. Douais (Hrsg.)*, Dépêches (Anm. 8): „je l'ay exortée de s'ayder à porter bientost ung beau filz, car ce feust la derniere parolle qu'il vous pleust me dire […], en montant à cheval."

52 Vgl. *Bertrand Haan*, Fidélité au roi et défense de la religion catholique. Le jeu ambigu de Fourquevaux, ambassadeur de Charles IX auprès de Philippe II, in: Mélanges de l'Ecole française de Rome. Italie et Méditerranée 128, 2006, Nr. 2, 205–215. Zu Fourquevaux s. auch *M. Gellard*, Une reine épistolaire, 321–353 (Anm. 9). *J. Heinemann,* Von Impotenz (Anm. 9).

Schwangerschaft und Geburt. Er verortete den gebärenden Leib der Königin dabei im Kontext der europäischen Mächtekonstellationen und verband so seine Erfahrungen als Gesandter u. a. in England, in Italien und bei Ferdinand I. mit seinem neu demonstrierten medizinischen Wissen. Als im Dezember 1565 ziemlich sicher schien, dass Elisabeth schwanger war, schrieb Fourquevaux dementsprechend hoffnungsvoll an Katharina von Medici: „dies wird eine harte Neuigkeit sein für den Kaiser [Maximilian II.], wenn er erfährt, dass die Königin, Eure Tochter, schwanger ist; denn es zerstört ihm die Hoffnung auf die Sukzession für seine Kinder; diese Schwangerschaft wird ihn leichter zu handhaben machen für Euch."[53] Seine Interpretation der Schwangerschaft als europäisches Ereignis machte ihn zu einem Diplomaten mit Weitblick gegenüber der Königinmutter.

Doch Fourquevaux demonstrierte auch seine Nähe zum schwangeren Leib und seine verlässliche Informationsvermittlung, indem er Katharina, direkt nachdem Elisabeth das Kind zum ersten Mal gespürt hatte, eine Botin sandte, eine Frau aus Elisabeths unmittelbarer Umgebung.[54] Er agierte dabei als Person, die im Sinne der Königinmutter den Zugriff auf Elisabeths Leib in Schwangerschaft und Geburt nicht den spanischen Hebammen zu überlassen gedachte. Katharina von Medici wollte ihrer Tochter angesichts der nahenden Geburt französische Hebammen schicken. Wie schon im Fall der Ärzte wurden die mit dem Körper der Königin befassten Personen zum Medium eines Machtkampfs. Fourquevaux berichtete zunächst an Katharina, dass Elisabeth eine von ihr gesandte Hebamme abgelehnt habe, da es am spanischen Hof nicht üblich sei, dass „Fremde" bei der Geburt dabei seien. Der Gesandte bekräftigte zunächst Elisabeths Einschätzung gegenüber der Königinmutter; er hatte sich selbst informiert, wie die Geburt ablaufen würde.[55] Zwei Monate später schrieb er dennoch an einen anderen langjährigen Diener der französischen Königsfamilie, Nicholas de Neufville, sieur de Villeroy, dass er mit Philipp II. über das Thema gesprochen habe, der nichts gegen die Anwesenheit einer französischen Hebamme habe.[56] Fourquevaux positionierte sich also in Bezug zur Geburt als geschickter Diplomat, der Wissen über den spanischen Hof mit taktischen Gesprächen kombinierte.

Nach der glücklichen ersten Geburt und mehr noch nach der zweiten im folgenden Jahr richteten sich Fourquevauxs Anstrengungen dann jedoch vor allem darauf, die Geburt zweier Mädchen angesichts der allseitigen Enttäuschung in einem positiven Licht erscheinen zu lassen. Gegenüber Katharina von Medici, die bereits nach der ersten Geburt schrieb, sie hätte sich einen Jungen gewünscht[57], betonte er mehrfach, dass Elisabeth ja noch Söhne bekommen könne, dass „in

53 Fourquevaux an Katharina, 25.12.1565, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8): „ce sera une dure nouvelle aud. Empereur quand il scaura que la Royne, votre fille, estençainte; car c'est luy rompre l'esperance de la succession pour ses enfans; laquelle groisse le rendra plus traictable en votred. faict."

54 Fourquevaux an Katharina, 18.2.1566, in: ebd.

55 Fourquevaux an Katharina, 17.1.1566, in: ebd.

56 Bericht von Fourquevaux an Villeroy, [März 1566], in: ebd. Ob schließlich tatsächlich eine französische Hebamme anreiste, ist mir nicht bekannt.

57 Katharina an Fourquevaux, 22.8.1566, in: *H. Ferrière* (Hrsg.), Lettres (Anm. 27).

diesem Königreich Mädchen und Jungen gleich sind bei der Sukzession“[58] und dass der König sich genauso über ein Mädchen freue.[59] Es scheint fast, als verknüpfte Fourquevaux seine eigenen Verdienste als Gesandter mit der geglückten Produktion eines männlichen Erben und müsse seine *eigene* ‚Niederlage‘ vor Katharina rechtfertigen. Er tat dies mit ausführlichen Beschreibungen von Elisabeths schönen Töchtern, deren Körper und Gesichter er der Königinmutter genaustens schilderte.[60] Wie schon die Hofdamen gegenüber Elisabeth wurde nun Fourquevaux in seinen Briefen gegenüber den Infantinnen zu Katharinas Augen am spanischen Hof. Beide Geburten waren Anlass zu äußerst langen Berichten, die den Gesandten abermals als aufmerksamen Beobachter mit Zugang zum Leib der Königin und zum medizinischen Wissen positionierten.

Da die Hofdamen und Gesandten mit großer Ausdauer über den königlichen Leib Elisabeths schrieben – wieso wurden ihre eigenen Körper so selten zum Medium einer Selbst-Positionierung und Facette eines diplomatischen Personkonzepts? Von den Hofdamen ist mir keine solche Beschreibung bekannt, und auch die Gesandten erwähnten trotz ihres höheren Alters eigene Gebrechen kaum. Es scheint, als ob das erzeugte Bild des pflichtbewussten, der französischen Königsfamilie treu ergebenen Diplomaten nicht in Einklang zu bringen war mit eigener Krankheit und damit verbundener Nichterfüllung der Aufgaben. Dies widerspricht den Ergebnissen von Williams zur Gicht als Diplomatenkrankheit; es ließe sich insofern fragen, inwiefern solche Positionierungen nicht nur Personen-, sondern auch Monarchie-abhängig waren.[61] Angesichts der politischen Bedeutung von Elisabeths königlichem Leib trat im hier untersuchten Fall der diplomatische Körper jedenfalls in den Hintergrund. So schrieb L’Aubespine erst von seiner eigenen Krankheit, als er Katharina von Medici darum bat, schneller als geplant als Gesandter ersetzt zu werden, da er im Bett nicht mehr angemessen dienen könne.[62] Und Fourquevaux thematisierte zwar zu Beginn seiner Gesandtschaft entschuldigend seine Schwerhörigkeit, die dazu geführt habe, dass er bei seiner ersten Audienz den zu leise sprechenden Philipp II. nicht gut verstehen konnte, kam dann aber auf dieses Problem nicht wieder zurück.[63]

Eine ständige Vertretung war aufgrund der hohen eigenen Kosten nicht sehr begehrt und viele Gesandte klagten über ihre Geldnot.[64] Die Bitte um Rückruf war deshalb nicht unüblich – in der Regel dauerte es ein paar Jahre, bis sie wirklich erfüllt wurde. Die Selbst-Positionierung als treue Diener war in diesem Sinne im-

58 Fourquevaux an Katharina, 10.10.1567, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8), Bd. 3: „que pour ce Royaulme est de mesme filles comme filz pour la succession.“

59 Fourquevaux an Katharina, 17.10.1567, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8).

60 Ebd. zur Geburt der zweiten Tochter. Zur Geburt der ersten Tochter Fourquevaux an Katharina, 18.8.1566, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8).

61 *M. K. Williams*, Immobile Ambassadors (Anm. 19).

62 L’Aubespine an Katharina, 3.1.[1562], in: *L. Paris* (Hrsg.), Négociations (Anm. 1), 875: „je vous supplie très-humblement que mon successeur se haste par la poste, car si j’ay à demeurer longtemps en ce lict, le roy ny vous n’y sçauriez pas estre servis.“

63 Fourquevaux an Karl IX., 20.10.1565, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8).

64 Zum Finanzierungsproblem *M. Ribera*, Diplomatie (Anm. 9), 223–250.

mer mit der Notwendigkeit verbunden, in der Gunst der Königinmutter und ihrer Söhne zu stehen, um finanzielle Leistungen zu erhalten und den Wunsch nach Abberufung erfüllt zu bekommen. Fourquevauxs Agieren in diesem Kontext ist bemerkenswert, denn er nutzte weniger seinen eigenen Körper als den der Königin, um seine Bitten zu kommunizieren. Wie schon in Bezug auf die Geburt eines männlichen Nachkommen verortete sich der Gesandte in so enger Verbindung mit Elisabeths Leib, dass er ihre Freude und ihr Leid zu seinem zu machen suchte. Kurz vor der Geburt bat er so Katharina von Medici, im Fall einer Nachricht über eine geglückte Niederkunft seinen eigenen Kindern eine Abtei zu geben oder ihm selbst eine Pension.[65] Und Elisabeths Tod wurde dem Gesandten zum Anlass, erstmals eindringlich um seine Abberufung zu bitten:

> „Madame, es möge Gott gefallen haben, dass diese sehr schlechte Nachricht, die ich mich zwingen muss euch zu schreiben, nicht gekommen wäre, auch wenn es zum Preis meines eigenen Lebens wäre […] man gab ihr unzählige Mittel, um [die Fehlgeburt] zurückzuhalten, was ihr Purgieren so unglücklich zurückgehalten hat, dass, als sie wirklich schwanger war, ihr Körper keine acht Tage in voller Gesundheit hatte, ohne Schwäche des Herzens, Ohnmachten und Erbrechen […] ich wollte ihr, Madame, Mut machen so gut ich wusste. […] sie wurde so sanft von uns genommen, dass man nicht den Moment wissen konnte, an dem der Geist sie verlassen hat, außer dass sie ihre Augen klar und leuchtend öffnete und es mir schien, dass sie mir noch etwas befahlen, denn sie waren direkt auf mich gerichtet. […] Madame, da ich von der verstorbenen Königin, Eurer Tochter, soviel Ehre und Gunst erhalten habe ich dieser Gesandtschaft, sehe ich mich nun in so extremer Trauer, dass es mir unmöglich scheint, hier noch länger zu bleiben."[66]

Fourquevaux verband hier sein eigenes Leben mit dem Elisabeths. Er hatte offensichtlich den Acht-Tages-Rhythmus für Berichte an die Königinmutter so verinnerlicht, dass seine Körperbeobachtungen diesem folgten. Und er beschrieb Elisabeths Sterben so, dass ihr letzter Blick ihm gegolten habe – die Verbindung des Diplomaten mit der Königin wurde auf diese Weise zur Bedingung seiner Existenz als Gesandter am spanischen Hof. Der königliche Leib ermöglichte so erst die Person des Diplomaten in Fourquevauxs Bericht. Katharina von Medici würde die Bitte von Fourquevaux nach Abberufung noch für einige Jahre nicht erfüllen, aber seine im Moment des Todes mit Elisabeths Körper verflochtene Selbst-Positionierung offen-

65 Fourquevaux an Katharina, 5.7.1566, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8).

66 Fourquevaux an Katharina, 3.10.1568, in: *M. Douais* (Hrsg.), Dépêches (Anm. 8): „Madame, Pleust à Notre Seigneur que la très mauvaize nouvelle que m'est force vous escrire ne fut point advenue, encore que ce fut au pris de ma propre vie, […] luy feist uzer d'infiniz remèdes pour retenir, que luy retint si malheureuzement ses purgations que, quand elle a esté veritablement enscainte, jamais son corpz n'a heu huict jours d'entière santé, sans avoir foiblesse de cueur, esvanouissementz et vomissementz […] je luy ay, Madame, voullu donner courage le moins mal que j'ay sceu. […] qui l'en a menée si doulcement que l'on n'a sceu juger du moment que elle a rendu son esprit, excepté que elle a ouvert ses yeulx clairs et luysantz et me sembloit qu'ilz me commandoient encore quelque chose, car ilz estoient tournez droict à moy. […] Madame, ayant receu beaucoup d'honneur et faveur de la feu Royne, votre fille, en ceste ambassade, je m'y verray doresnavant avec si extreme regret qu'il me seroit impossible d'y demourer davantage."

bart den zentralen Stellenwert des königlichen Leibs für die Person des Diplomaten bzw. der Diplomatin, der ihre eigenen Körper in den Hintergrund stellte.

Ihre Briefe und Berichte ließen so die Gesandten und Hofdamen immer wieder relational zum Körper der spanischen Königin erscheinen, der zum Medium ihrer Beziehungen zu Elisabeth, Katharina von Medici und deren Söhnen wurde. Sie verorteten sich anhand ihrer Nähe zu diesem Leib – die Gesandten durch ihre Audienzen und den Blick auf den Körper, die Hofdamen durch ihre Intervention und direkte physische Nähe. Weibliche und männliche DiplomatInnen agierten als ‚Körper-ExpertInnen' mit medizinischem Wissen und Erfahrung, die das Handeln der Ärzte beurteilen konnten und im Rahmen humoralpathologischer Konzepte Praktiken und Umstände am spanischen Hof für die französischen Könige und die Königinmutter übersetzen und interpretieren konnten. Dabei zeichneten sie ein Bild des für die spanisch-französische Allianz so wichtigen königlichen Körpers der Tochter und wurden zu dessen aktiven Bewahrern und Berichterstattern mit Wahrheitsanspruch. Diese Selbst-Positionierung war Teil eines diplomatischen Personkonzeptes und zugleich eine Notwendigkeit in den Hierarchien des Hofes, in denen die Gunst über den Zugang zu Geld und Privilegien entschied. Die hier untersuchten Leibes-BeobachterInnen mit Körperwissen prägten dabei die diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen und der spanischen Königsfamilie und wurden so im Schreiben über den königlichen Körper zu treu ergebenen und erfahrenen diplomatischen AkteurInnen.

IV DAS DIPLOMATISCHE SELBST?

Self-Perception and Representation of Friar-Diplomats in Early Modern East Asia (1574–1662)

Birgit Tremml-Werner

I. OUTLINE

This article introduces Iberian friar envoys active in East Asia as a specific group of early modern diplomatic actors. It addresses several issues relevant for furthering our understanding of cultural aspects of early modern diplomacy by asking how friar envoys described their diplomatic agenda in their own words. Being well-educated clergymen, many of them recorded their experiences and observations on paper or took the time to reflect on their tasks and experience abroad, either right away or at a later stage of their lives. Thanks to being fairly well connected through globally operating, well-organized religious orders[1], many of their accounts survived. These accounts are either available as original *Relaciones* (memorials) or as part of chronicles or other historiographical works. Friars' ego-documents, such as reports or letters, often included fragmentary references to their diplomatic service for the Spanish and/or Portuguese Crown and allow us to find references to an explicit self, to personal views and experiences, even if the authors intended to hide their inner feelings. Reading their accounts closely we understand how friars distinguished themselves from merchant diplomats and whether they imagined a collective context. Did friars consider themselves as belonging to a group of friar missionaries or diplomats in Asia, or do their perceptions show individual motives? How friar envoys perceived the Other and interpreted their observations for a Catholic European audience, reminds of what Wolfgang Reinhard described as the intellectual engaged early modern travelers[2], as well as of Jürgen Osterhammel's early studies on *Distanzerfahrung* (that is the way foreign observers experienced distant cultures).[3]

1 Several studies have portrayed the complex global networks of Catholic orders. See, among others, *Luke Clossey*, Salvation and Globalization in the Early Jesuit Missions, Cambridge 2008; *Julia McClure*, The Franciscan Invention of the New World, Basingstoke 2017.

2 *Wolfgang Reinhard*, Der ‚Andere' als Teil der Europäischen Identität. Vom ‚Barbaren' zum ‚edlen Wilden', in: *Mariano Delgado / Matthias Lutz-Bachman (Ed.),* Herausforderung Europa. Wege zu einer Europäischen Identität, München 1995, 134f.

3 *Jürgen Osterhammel*, Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert, in: *Hans-Joachim König / Wolfgang Reinhard / Reinhard Wendt (Ed.),* Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen, Berlin 1989. While individualism was long held an accomplishment of the European Renaissance, cultural historians and scholars working on non-European contexts have refuted

Missionaries contributed significantly to our knowledge of Spanish diplomatic communication in non-colonial Asian contact zones. For one part, friars represent the largest, yet not exclusive, group of diplomatic actors during the first century of Iberian presence in the Far East. For the other, their extensive practice of observing and recording produced invaluable source material.[4] Admittedly, the majority of their accounts do not qualify as classic autobiographical texts for their lack of private style or intimate character.[5] It is moreover arguable to what extent these authors of letters, petitions, memorials, and interrogations actually refer to an 'explicit self'.[6] Personal accounts are often even disguised as third person reports, for instance in chronicles, and, on several occasions, authors use the plural, making the whole delegation (which was often composed of two to three friars and a few soldiers or merchants) liable. Yet, what the representatives describe in their own words reflects a personal touch that often goes beyond subjective notions of understanding or interpretations conditioned by circumstances and personal background.

Representing Spanish diplomatic projects in China, Japan and Southeast Asia, friar envoys possessed noteworthy intercultural abilities and handled complex diplomatic communication astonishingly well. Not always did they act on behalf of the Crown or the colonial state. Their actions were also motivated by hidden agendas such as spiritual administration or commerce. Having said that, it seems more meaningful to address multilingual negotiations in Asia by emphasizing learning processes in transnational relations and the agency of plural actors.[7] Taking specific environments and the impact of local norms into consideration, will provide a novel way of understanding the practices of intercultural diplomacy in early modern contact zones.[8] Taken together, these approaches reveal that the friar envoys' self-images differed significantly from how they were portrayed by others. While many of their contemporaries praised them uncritically, historical literature of later centuries falsely viewed them through the lens of modern diplomacy. However, it is misleading to compare them with professional ambassadors and to use the vocabulary of modern diplomacy when describing their encounters and negotiating efforts with Asian rulers.

that claim since the late 1980s. See *Natalie Zemon Davis*, 'Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France', in: *Thomas C. Heller / Morton Sosna / David E. Wellberry (Ed.),* Reconstructing Individualism: Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought, Stanford 1986, 53–63.

4 *Joan-Pau Rubiés*, Travel and Ethnology in the Renaissance: South India through European Eyes, 1250–1625, Cambridge 2000. For the role of missionaries, 161–170.

5 *Claudia Ulbrich / Hans Medick / Angelika Schaser (Ed.)*, Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektive, Köln 2012; *Martin Scheutz, Harald Tersch*, Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit. Der lange Weg der schriftlichen Selbstvergewisserung, in: *Christa Hämmerle / Peter Eigner / Günter Müller (Ed.*), Briefe, Tagebücher, Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht, Innsbruck et al. 2006.

6 *Gabriele Jancke, Andreas Bähr, Peter Burschel (Ed.),* Räume des Selbst. Selbstzeugnisse transkulturell. (=Selbstzeugnisse der Neuzeit 19). Köln et al. 2007. See also Valentin Groebner on identity in late medieval societies: *Valentin Groebner*, Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Mittelalter, München 2017.

7 *Bernard Lahire*, L'Homme pluriel. Les ressorts de l'action, Paris 1998.

8 For general ideas on practices in foreign relations, see *Hillard von Thiessen*, Gestaltungsspielräume und Handlungspraktiken frühneuzeitlicher Diplomatie, in: *Arndt Brendecke (Ed.),* Praktiken der Frühen Neuzeit, Köln et al. 2015, 199–209.

Following the establishment of the Portuguese in the Moluccas and Melaka in the 1520s, in Macau in 1557, and the integration of the Philippines into the Spanish Overseas Empire during the 1560s, the Castilian Crown was required to strengthen its foreign exchange in Asia. The conditions were challenging. Next to opposition from Muslim rulers in insular South East Asia, the maritime restrictions of the Ming had resulted in a disintegrating Chinese tributary system (*tian xia*) and aggressive maritime practices of Japanese warlords.[9] As representative ruling power in the Philippines (1565–1898), colonial officers found themselves in constant need to redefine power relations and to agree to mutually acceptable terms with other stakeholders in the region.[10] As defenders of economic and territorial interests and the Catholic faith, the Spaniards in Asia developed sophisticated diplomatic practices by introducing 'European' ways of state-level exchange as well as by selectively accommodating to symbolic necessities.[11] Around 1600, such practices included appropriating modes of foreign exchange with Asian rulers, in particular with the Tokugawa *Bakufu* in Japan.

It goes without saying that Spanish diplomatic involvement in pre-modern South East Asia lacked a clearly defined protocol. Neither the Spaniards nor any Asian diplomatic party followed the logics of a Western-dominated international system of the nineteenth century. The absence of professional diplomats and standardized instructions made the majority of Spanish diplomatic efforts look ad hoc from the point of view of professional diplomacy of later centuries. Ad hoc measures included the choice of envoys, the preparation of delegations, the drafting of official state letters or credentials in various languages. Even diplomatic gifts had sometimes to be purchased last minute or improvised.[12] Both the preparation and execution of diplomatic missions relied on the efforts and interplay of many individuals, while in the "scenario of uncertainty" the Iberian approach was mostly pragmatic.[13]

To be sure, the ad hoc nature of many diplomatic assignments must not mislead the common judgement of their accomplishments in the realm of transcultural diplomatic practices. Diplomatic endeavours of both the Japanese and the Spanish in Asia correspond to what Zoltán Biedermann has referred to as "diplomat-

9 *Birgit Tremml-Werner*, Spain, China and Japan in Manila, 1571–1644. Local Comparisons and Global Connections, Amsterdam 2015, 55–92.

10 Spanish diplomatic practices in South East Asia appear in three different geographical scenarios. These include (1) the Spanish experience with the Sino-Japanese diplomatic context, (2) diplomatic exchange with expanding Southeast Asian empires such as Cambodia and Siam, and (3) smaller Muslim insular chiefdoms in closer vicinity to the Philippines. Such diverse Asian stakeholders as the Japanese *bakufu*, the maritime Zheng regime based in Xiamen and Taiwan, the king of Siam, Southeast Asian rajas and the sultans of Banten and Makassar, sent envoys and official letters to representatives of the Spanish Crown and vice versa.

11 *Serge Gruzinski*, Drache und Federschlange. Europas Griff nach Amerika und China 1519/20, Frankfurt / Main 2014, 169–183.

12 *B. Tremml-Werner,* Spain (fn. 9), 151–153. For ad hoc diplomacy, see also *Birgit Tremml-Werner, Lisa Hellman,* Merely 'Ad Hoc' Diplomacy? A Global Historical Comparison of Early Modern Japanese–Spanish and Qing-Russian Foreign Relations, in: Diplomatica. A Journal of Diplomacy and Society, 2020, Vol. 2/1, 57–78.

13 *João Vicente Melo*, In Search of a Shared Language: The Goan Diplomatic Protocol, in: Journal of Early Modern History, 2016, Vol. 20, 390–440, 397.

ic apprenticeship" for the Portuguese in Asia. In the course of the sixteenth and seventeenth centuries, the Portuguese managed to "develop a diplomatic language easily translated, accepted and interpreted by Asian rulers and diplomats".[14] The same was true for the Spaniards. Looking at it this way, makes it superfluous to conceptualize these contacts as vertical or horizontal. Encounters between Iberian and East Asians did not automatically follow the protocol of hierarchical relations between an inferior and a superior party, nor was it exchange inter pares by any means.

The transforming diplomatic setting of the Sinosphere remains crucial throughout the period of this study. Since the European trading nations were not included into the official "all under the heaven" (*tian xia*) context of the Ming, Spanish representatives in China were only received by local authorities in maritime provinces.[15] Similarly, the earliest episodes of Hispano-Japanese exchange also happened at the local level. However, the prospect of re-channeling trade after a long civil war soon sparked the central ruler's interest. Beginning with Toyotomi Hideyoshi's expansionist attempts towards East and Southeast Asia in the 1590s, Japanese rulers began to reposition themselves in foreign affairs. Once the Tokugawa had strengthened their influence as central rulers after the Battle of Sekigahara (1600), Tokugawa Ieyasu could appeal to the fact that he had unified the country. Thereupon he acted as sovereign of a centralized state.

Presenting themselves as rightful rulers after decades of warfare and instability, welcomed foreign embassies to demonstrate that they were recognized as legitimate central ruling power by foreign states. In official state letters they invited foreign rulers to pay tribute or participate in state controlled foreign trade.[16] In the course of this diplomatic outreach around 1600, the Japanese *Bakufu* dispatched Spanish and Portuguese friars for diplomatic missions to the Iberian outposts in Manila, Macau and Goa, Europe and Mexico. Foreign missionaries had also other important diplomatic functions: They came to serve as informants, as intermediaries when preparing missions, and as translators of diplomatic correspondence.

II. MISSIONARIES AS AD HOC INTERPRETERS

As indicated above, the involvement of friars was very common, due to their superior linguistic skills. More than once, a friar became an envoy by accident, merely because of his physical presence in China or Japan. Representatives of the main early modern orders in the East – Augustinians, Dominicans, Franciscans and Jesuits – were involved in diplomatic activities of the Spanish Philippines.[17] However, they

14 *Zoltán Biedermann*, Portuguese Diplomacy in Asia in the Sixteenth Century. A Preliminary Overview, in: Itinerario, 2005, Vol. 29/2, 13–37.

15 *John E. Wills,* Embassies and Illusions. Dutch and Portuguese Envoys to K'ang-his, 1666–1687, Cambridge MA 1984.

16 *Yōko Nagazumi*, Kinsei Shoki No Gaikō (Foreign Policy in Early Modern Japan), Tokyo 1990.

17 For detailed personal information on Dominican friars and their missionary work all over South East Asia see *Diego Aduarte*, Historia de La Provincia Del Santo Rosario de Filipinos, Iapon, y

were active in different periods, while their diplomatic services differed in frequency and the geographical area of operation. Their diplomatic skills were even required on the Philippines during the insurrection of other indigenous peoples. When put in contrast with merchants and soldiers sent as envoys to Southeast Asian territorial powers such as Siam or Cambodia[18], religious diplomats represent a collective, genuine group. In the spirit of apprenticeship, they stood out as envoys committed to develop and improve their profile, which would qualify them for future diplomatic service. Friars' negotiating mediation was commonly utilized in the Sinosphere and in embassies to smaller Muslim maritime states without causing much discomfort. Both cultures had their own practices of religiously motivated diplomats: Buddhist Gozan monks in China and Japan, pilgrims and religious scholars in the dar al-Islam. Diplomatic exchange with the Philippines' Muslim neighbors for the sake of negotiating peace and future terms of territorial and commercial agreements has been referred to as "Moro diplomacy".[19] While it had a much stronger military aspect, verbal conflict management lay mainly in the hands of members of the Society of Jesus. To give an example, the Jesuit Don Francisco de Atienza successfully negotiated peace with the "king" of Jolo in the year 1645.[20]

To counter-balance the overemphasis of Spanish military and missionary zeal as driving force behind the majority of diplomatic exchange in historiographical scholarship, I will approach the diplomatic engagement of Martin de Rada, Alonso Sánchez, Pedro de Burguillos, Alonso Muñoz, and Luis Sotelo in chronological order.[21]

China, de La Sagrada Orden de Predicadores. Escrita por el ilvstrissimo señor don fray Diego Aduarte, Zaragoça 1693; the involvement of the Augustinian friar is described in *Gaspar de San Agustín,* O.S.A., Conquistas de las Islas Filipinas (1565–1615), Madrid 1975. For Franciscan friars acting as diplomats in Japan, see *Hélène Vu Thanh,* The Role of the Franciscans in the Establishment of Diplomatic Relations between the Philippines and Japan in the 16th–17th Centuries: Transpacific Geopolitics?, in: Itinerario, 2016, Vol. 40/2 (Spiritual Geopolitics in the Early Modern World), 239–56.

18 *Florentino Rodao*, Españoles en Siam, 1540–1939. Una Aportación al Estudio de la Presencia Hispana en Asia Oriental, Madrid 1997, 72 . Rodao describes the 1688 Siamese embassy to Manila and the controversial embassy of Bustamante. See *Casimiro Díaz, O.S.A*., Los Agustinos en las Filipinas, 1641–1670, Manila 1718.

19 *Ruudje Laarhoven*, Triumph of Moro Diplomacy. The Maguindanao Sultanate in the 17th Century, Quezon City 1989.

20 For the period after 1680, see *Eberhard Crailsheim*, Religiöse Aspekte interkultureller Diplomatie. Die Beziehungen zwischen Spaniern und 'Moros' auf den Philippinen, 1565–1764, in: *Birgit Tremml-Werner / Eberhard Crailsheim (Ed.)*, Audienzen und Allianzen. Interkulturelle Diplomatie in Asien und Europa vom 8. bis zum 18. Jahrhundert, Wien 2014, 108–126.

21 The Dominican friar Juan Cobo, who served as first official envoy to Japan, where he met Toyotomi Hideyoshi in 1592 would be a revealing source. However, he did not leave any written account on the diplomatic mission.

III. MARTÍN DE RADA

The first Castilian embassy sent to China on board of a Chinese military vessel included the two Augustinian friars, Jerónimo Marín and Martin de Rada, and the two Castilian soldiers, Pedro Sarmiento and Miguel de Luarca. In the year 1574, Ming authorities sent general Wang Wanggao to Luzon to chase the infamous Fujianese 'pirate' Lin Feng (known as Limahon in Spanish records). Wang's visit of Manila encouraged Governor General Guido de Lavezaris (r. 1572–1575) to send the official embassy mentioned above to the authorities in Fuzhou.[22] In proper distance from the Ming Court and its rigid maritime policies the southern province of Fujian had been open to maritime trade and foreign influence for centuries.[23] From his talks with (H)omocon (as Wang Wanggao was called in Spanish records) Lavezaris had concluded that the "king" of China was interested in friendship with the Spaniards and their help in defeating outlaws such as Lin Feng. He had subsequently drafted an official letter to the provincial government of Fujian and had it translated by the Chinese Manila-merchant Sinsay.[24]

The two Augustinian delegates Rada and Marín returned to Manila in 1576 with an escort of Chinese soldiers and gifts.[25] When it became clear that the Spanish troops were not able to capture Lin Feng, the Fujianese authorities changed their friendly attitude and gave up supporting a Spanish presence in China.[26] Such was still the case in 1576 when Lavezaris's successor Governor General Francisco de Sande sent Rada on a second official journey to China. That second time Rada was accompanied by his fellow Augustinian Agustín de Albuquerque.

As pioneers of the Catholic mission in the Philippines, Augustinian friars had tried to secure a passage to China since 1573. However, Fujianese merchants commonly refused to carry them for fear of reprisal by the Chinese authorities, who were generally suspicious of Chinese overseas merchants' collaboration with foreigners. Padre Agustín de Albuquerque had found a better situated merchant in

22 What shaped this narrative was Governor Francisco de Sande's bold plan of the year 1576 to conquer China with a force no larger than six thousand men, as well as restless attempts by Padre Alonso Sanchez to establish missionary posts in China. See AGI Filipinas 6, r. 3, n. 26 (7.6.1576).

23 See *Manel Ollé*, La Empresa de China. De la Armada Invencible a la Galeon de Manila, Barcelona 2002, 57; *Ching-ho Ch 'en,* The Chinese Community in the Sixteenth Century Philippines, Tokyo 1968, 59–60; 65.

24 *Wenceslao E. Retana (Ed.),* Archivo Del Bibliófilo Filipino. Recopilacón de Documentos. Históricos, Científicos, Literarios y Políticos y Estudios Bibliográficos, Madrid 1895, 29f.: "Omocon, capitan del Rey de China enbiado por el governador de de Chinchiu." For the letter see *Gaspar de San Agustín,* Conquistas, 206–208, 515 where Martin de Rada is described as "hombre de raro ingenio, buen teólogo y eminentísimo en Matemática y Astrología, que parecia cosa monstruosa." *Juan de Medina*, Historia de los Sucesos de la Orden de N. Gran P. S. Agustin de estas Islas Filipinas, desde que se Descubrieron y no Poblaron por los Españoles, con las Noticias Memorables (1630), Manila 1893, 112–118.

25 *Carmen Y. Hsu*, Writing on Behalf of a Christian Empire: Gifts, Dissimulation, and Politics in the Letters of Philip II of Spain to Wanli of China, in: Hispanic Historical Review, 2010, Vol. 78, 323–344, 325.

26 *Charles R. Boxer,* South China in the Sixteenth Century. Being the Narratives of Galeote Pereira, Fr. Gaspar da Cruz and Martín de Rada, D.E.S.A. (1550–75), Bangkok 2004, xlviii.

1574; the latter initially agreed to take him to Zhangzhou but later said he had to secure him a licence first and thus would take him the following year. Hence the arrival of the squadron by Wang presented a very welcome opportunity to the Augustinian friars in Manila.[27] Martin de Rada's *Relación verdadera de la China* provides valuable insights into the various objectives of the mission, including the establishment of a permanent commercial post and the permission to proselytize.[28] Shedding light on how the friars styled themselves as diplomats, his descriptions inform about the delegation's arrival in Zhangzhou and the continuation of their journey to Fuzhou, seat of the provincial governor. There the foreign envoys were received in a formal ceremony.[29] Rada moreover informed his readers how the friar envoys felt about being forced to leave Fuzhou after 35 days. In another account, Rada explicitly refered to the mandates he and his fellow envoys had received prior to the trip to China. Martín de Rada deserves to be called a foreign relation specialist of his time, although he certainly did not think in such terms of himself.[30] He died on a return trip from Borneo in 1578, three years after his first diplomatic mission in East Asia. His involvement in controversial acts of foreign relations contributed to Rada being portrayed as a hardliner who advocated an invasion of China for economic reasons.[31]

Rada and future friar envoys continued to be commonly referred to as *religiosos*, while Rada's own distinction between him and Marín and the rest of the delegation (including the Chinese interpreter) created a sense of shared identity. Working with Rada and his scripts almost inevitably leads to Juan Gonzalez de Mendoza's history of China.[32] Having never visited Asia, Mendoza based most of his compendium on reports by Martín de Rada and Miguel de Luarca's 1580 mission to China.[33] Much of the biased historiography on the Spanish embassies to China can ultimately be traced back to Mendoza's contested *Historia* (1585). Jerónimo de Marín, for his part, contributed orally to Mendoza's book.[34] He carried the reports of the first China mission to the Habsburg Court and was

27 The friars came in close contact with Chinese merchants and was told many things about China. See *Boxer,* South China (fn. 26), p. lxxi–lxxii. For Rada's mission in Fujian see also, *San Agustín, O.S.A*., Conquistas (fn. 17), 451–460; *M. Ollé,* Empresa (fn. 23), 63.

28 According to *M. Ollé*, Estrategias Filipinas Respecto a China: Alonso Sánchez y Domingo de Salazar en la empresa de China (1581–1593), Barcelona 1999, 246, a large number of Rada's account are to be found in the Archivo Real Academica de Historia, "Collecion Salazar-Jesuitas"; see also, San *Agustín, O.S.A*., Conquistas (fn. 17), 313–323.

29 The official reception of the Spanish delegation points at the ambivalent attitude of the provincial administration. The provincial governments had for centuries played a crucial role in hosting foreign missions as part of the Chinese tributary system.

30 AGI Filipinas 84, n. 6, (4.5.1576).

31 *S. Gruzinski*, Drache (fn. 11), 275–277.

32 *Juan Gonzalez de Mendoza*, Historia de las Cosas más Notables, Ritos y Costumbres del Gran Reyno de la China, Sabidas así por los Libros de los Mismos Chinos, como por Relación de Religiosos y Otras Personas que Han Estado en el Dicho Reino, Rome 1585. 28 editions were published up to the year 1655 and translated into many European languages.

33 Ibid., 259–263.

34 Jerónimo Marín chosen to accompany the embassy to China due to his knowledge of local circumstances, see AGI Filipinas 339, l.1, fol. 195v–197v. (3.6.1580).

thereupon selected (together with fellow Augustinian friars, Juan Gonzalez de Mendoza and Francisco de Ortega) for the infamous failed embassy of Philip II to the Chinese emperor Wanli in 1581.[35] Another friar envoy whose China related intelligence gathering is closely linked to Juan Gonzalez de Mendoza is Jesuit Alonso Sánchez.[36]

IV. ALONSO SÁNCHEZ

Alonso Sánchez was born near Toledo during the latter half of the 1540s.[37] He arrived in Manila in 1581 together with Antonio Sedeño, the head of the newly established Jesuit mission in the Philippines..[38] Alonso Sánchez is inseparably linked to the infamous Spanish attempts to establish a Catholic mission in China. According to Sánchez, the *Empresa de China* should happen by military force or invasion, if necessary.[39] His work as envoy reflected the ambitions of the Jesuits in Asia, as much as the imperial interests of Philip II and the Pope in Rome. Yet, Sánchez's questionable agenda must not blur our view of his career as early modern transcultural diplomat.[40]

After having reached the Philippines, Alonso Sánchez travelled as ambassador plenipotentiary to Guangdong with powers to negotiate friendly commercial relations and to ask the Chinese authorities for permission to establish a commercial post similar to Portuguese Macau.[41] On the way there he stopped at Macau in order to inform the Portuguese settlers of the Estado da India about their new king, Philip II of Spain (I of Portugal). According to Sánchez, the highest secular and religious officials of Macau pledged loyalty to the Habsburg king. Heading two officials delegations to China (1582 and 1584), his legacy as envoy and cultural mediator was certainly shaped by the limited China knowledge. In his memorials on China, he hinted at his position in his own words. He described his negotiations with the Governor of Guangdong ("tutan") and that he carried a letter as ambassa-

35 *M. Ollé*, Estrategias (fn. 28), 244.

36 Manel Ollé offered a detailed biography of Alonso Sánchez including rumours and scandals. See *M. Ollé*, Estrategias (fn. 28), 296–314.

37 Ibid., 297.

38 *Horacio de la Costa*, Jesuits in the Philippines, 1581–1768, Cambridge, Mass. 1961.

39 Sánchez has often been described as very influential, or even manipulative. He even succeeded in turning the first bishop of Manila, Domingo de Salazar, from being an advocate of the Chinese settler's needs into their fiercest critic.

40 See *Mariano Delgado*, Alonso Sánchez SJ und José de Acosta SJ in der Kontroverse über die Conquista und Evangelisation Chinas am Ende des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, 2006, Vol. 90/3–4, 196–209. Delgado elaborates on Sánchez's contested position in Madrid, for instance by explicitly proposing an evangelization of China by military force.

41 AGI Filipinas 79, n. 13, describes how the delegation of Alonso Sánchez met with the Viceroy of Canton and his entourage, together with interpreters "lenguas" (fol. 2 makes a reference to Chinese characters: "dificuldad en lengua es el escrivir ellos todas sus cosas no por letras de abcedario sino por cifras o imágenes."

dor on his first trip to Canton but was expelled before being able to deliver it.[42] In reality, it was only thanks to the support of the prominent founding father of the Jesuit mission in China, Michele Ruggieri, that Sánchez's life was spared. It was Ruggieri's humble nature and his well-educated appearance that won over the sympathy of Chinese authorities.[43] What is more, this first embassy to China was cut short when the Chinese authorities found out that visiting Macau was the main task of the trip. This was a clear breach of Ming diplomatic protocol; consequently, Sánchez's hope to kill two birds with one stone dashed.[44]

Back in Manila, Sánchez drafted a letter to King Philip II. His correspondence with the king is full of blunt remarks about his qualities as envoy. Such self-consciousness is unmatched in the self-testimonies of other friar envoys. What he had to say about his qualification, his education at the university where he acquainted himself with knowledge of law and theology, not only reflects his idea of Christian superiority, but also the limits of his intercultural comprehension. It is indeed telling that he took for granted that familiarity with European law and theology would be ultimately useful in the Chinese context. He moreover boasted about his common sense, as one of the most essential conditions for diplomatic tasks.[45] In his several memorials he indeed provided details, which implied a preparation for an invasion. Similar descriptions were repeated in his correspondence with the Council of the Indies.[46]

Alonso Sánchez created a picture of being a friar envoy, whose sense of obligation and respect for his task was above average.[47] But there can be little doubt that what really drove him was the anticipated invasion of China for the sake of spreading Catholicism, a common obsession of Iberian visitors of East Asia in the sixteenth century.[48] After Sánchez had returned from China to Manila, the *Empresa de China* became a personal matter.[49] The propaganda for a glorious end would justify any means, including abusing diplomatic credentials.

When Sánchez became elected "*procurador propio a la corte*" by the colonial authorities, yet another representative role was added to his versatile political

42 AGI Filipinas 79, n. 13 (1584).

43 AGI Filipinas 79, n. 11 (10.1.1583). Ruggieri offers very interesting remarks on friendship, love, and the role of audiences. The letters are thus another insightful account of how missionaries understood their diplomatic tasks.

44 *M. Ollé,* Estrategias (fn. 28), 245.

45 Abraham de Wicquefort, an early theorist of ambassadorial duties, stressed common sense as important pre-condition for diplomats. See *Abraham de Wicquefort*, L'Ambassadeur et ses Fonctions (2 vol.), The Hague: Jean & Daniel Steucker 1681, vol. 1, 164; 168; 546. I am grateful to Stephan F. Mai for drawing my attention to this parallel.

46 *Alonso Sánchez,* Relación de las cosas particulares de la China la qual escribió el P. Sánchez de la Compañía de Jesús que se la pidieron para leer a su Magestad el rey Don Felipe II estando indispuesto, Madrid 1588. *Relaciones* of early modern travelers are usually descriptive sources about geography, history, political organisation, military and economic conditions.

47 Filipinas 84, n. 40 (17.6.1583). In this letter Sánchez reports of his journey to China and explains why is not able to visit the court.

48 *S. Gruzinski*, Drache (fn. 11), 274–301.

49 *M. Ollé*, Estrategias (fn. 28), 311.

profile.[50] As internal imperial envoy from Asia to Madrid and Rome (1587–1593), he negotiated both colonial needs and the China mission. As Serge Gruzinski remarked, Alonso Sánchez understood to style himself both as ambassador from the Philippines and as expert in China related matters at both the Habsburg and the papal court.[51] The sheer number of diverse tasks in the service of secular and church authorities underlines his ambition. One of Sánchez's strongest credentials in Europe were the several letters of recommendation by different parties including officials of the *Audiencia*[52] and high-ranking members of the Dominican and Augustinian Order.[53] Despite being highly controversial and heavily criticized by many contemporaries across continents and orders[54], in his later function he enjoyed the support and respect of different parties including colonial secular authorities in Manila and members of other Catholic orders[55]. And yet, Sánchez did not encounter much enthusiasm for his project during his stay in Rome 1588/9. In fact, his superiors including Jose de Acosta in New Spain and General Claudio Aquaviva in Rome refused to support his idea of a 'just war' against China. For his diplomatic portfolio, however, it was probably not insignificant that within his 1,5 years in the city of the Holy See, five different popes received Alonso Sánchez in audiences, as they all died shortly after being elected.[56]

V. PEDRO BURGUILLOS

The Franciscan friar Pedro Burguillos left an insightful account of his function as envoy from and to Japan.[57] To his *Relación*, or memorial, we owe valuable insights into the Franciscan friars' self-perceptions as ambassadors, how they saw their tasks, how they carried out formalities, and how they handled the credentials they received. His fellow Franciscan brother Jerónimo de Jesús was one of the earliest foreign representatives who met Japan's new ruler Tokugawa Ieyasu in 1599, initiating a mutually beneficial, yet short-lived collaboration.[58] In several private audiences, they negotiated trade agreements between Japan and the Philippines as well as the possibility to build a church for the Franciscan mission in Japan.

In the year 1600, Jerónimo de Jesús had served as Tokugawa Ieyasu's first envoy to Manila and taken Burguillos back to Japan. While Jerónimo de Jesús benefitted from his remarkable language skills and a familiarity with Japanese customs

50 AGI Filipinas 27, n. 15 (26.6.1586).
51 *S. Gruzinski,* Drache (fn. 11), 291.
52 Court of Appeal and authoritative government institution in Spanish overseas territories
53 AGI Filipinas 80, n. 50 (6.1586); AGI Filipinas 74, n. 27 (24.6.1586); AGI Fil. 27, n. 16 (28.6.1586).
54 *M. Delgado*, Alonso Sánchez (fn. 41), 198.
55 For the second journey to China, see AGI 79, n. 13 (1584).
56 Pastells & Torres Lanzas 1925–1936; cf. *M. Ollé*, Estrategias (fn.28), 313.
57 *Emilio Sola (Ed.),* Relación de Pedro Burguillos sobre el Japón del incio de los Tokugawa, CEDCS, http://www.archivodelafrontera.com/archivos/relacion-de-pedro-burguillos-sobre-el-japon-del-inicio-de-los-tokugawa/ (24.4.2017).
58 Ibid.

and politics, he passed on instrumental diplomatic know-how to Burguillos. After Jerónimo de Jesús had died in Japan, Pedro Burguillos described Ieyasu's relationship with the late Franciscan as amicable; Burguillos attributed these somewhat curious circumstances to Jerónimo de Jesús's ability to converse fluently in Japanese after seven years in Japan, during which he had frequently informed Ieyasu about circumstances in Europe and the Philippines.[59] According to Burguillos, Franciscan friendship with the 'Emperador' – which he articulated by treating them like sons – was the key for future commerce and peace between Japan and Castilia. Burguillos' account circulates between private and official. For the sake of emphasizing the importance of their mission, he noted the presence of nobles and ministers in describing the diplomatic scene. Burguillos furthermore described how he and Jerónimo de Jesús entered the private chambers of the ruler, to which the latter was confined due to sickness. What Burguillos apparently mentioned in passing is an essential detail. Ieyasu not only gave the two Franciscans permission to enter his private chambers, but also signaled his trust. Being confined to his futon ("*cama*" in the Spanish original) in a horizontal position, Ieyasu's position could be interpreted as a sign of trust or a gesture of lowering himself. The idea of being singled out reflects the self-perception of ambassadors common in later centuries. In a similar vein, the Franciscans also saw themselves as being part of a small elitist group. However, transcultural reality was more complex. While European visitors considered such admission to the private quarters as outstanding honor[60], that was probably not the intention of the Japanese side. In fact, in Chinese diplomatic protocol official audiences of foreign envoys always happened outside the ruler's sleeping quarters – usually only separated by folding screens.[61]

On a more official level, Burguillos described how Franciscan missionaries shared their expert knowledge on the commercial situation of the Spanish Overseas Empire. They willingly informed the Japanese ruler and prepared him for potential future dealings with the Castilian Crown.[62] Needless to say that Jerónimo de Jesús and Pedro Burguillos were no exception among Catholic ad hoc diplomats. Whenever they sensed potential advantages for the Catholic mission in Asia, they would switch between their temporary identities. Serving both the Spanish governor in the Philippines and the Japanese ruler as envoys, their roles were ambivalent. For instance, when they speak of obedience they do not necessarily mean "loyalty" to a Spanish authority. A friar was in the last instance, of course, liable only to ecclesiastic authorities, such as the Provincial of his Order or the Pope.

59 For Jerónimo de Jesús, see *Charles R. Boxer,* The Christian Century in Japan, 1549–1650, Berkeley 1967, ch. 2. See also, AGI Filipinas 29, n. 57 (31.5.1595) includes "Carta de fray Jerónimo de Jesús, franciscano descalzo, residente en Japón, sobre los Japoneses y su emperador" (10.2.1595).

60 Scholarship on rivalry over protocol and precedence in diplomatic ceremonies has introduced many illuminating examples of what diplomatic representatives perceived and ultimately used as token of superior treatment.

61 *Yu Hashimoto*, Naze, Ashikaga Shôgunke wa chûka kôtei ni 'chôkô' shita no ka (Why the Ashikaga Shoguns sent tributary missions to the Chinese Emperor), Tokyo 2013, 103–105.

62 *E. Sola*, Relación (fn. 57), 11.

Mark Netzloff reminded us of the etymological roots of the word diplomat from Medieval Europe, referring to the writer of official documents.[63] With that in mind, Pedro de Burguillos ascribing major importance to carrying the Japanese diplomatic letter to Manila could indicate his intercultural understanding of an envoy's duty within the East Asian diplomatic protocol: In the Sinosphere, the main (and only) task of an official envoy was to carry the state letter. When this duty was taken from Burguillos his pride was offended.[64] What had happened? After talks with Ieyasu, the Shogun assigned the final handling to Terazawa Hirotaka. As governor of Nagasaki, Terazawa had been in charge of foreign affairs for several years. Terazawa abandoned the collaboration with the Spaniards and entrusted the letter to a group of Japanese merchants of Hirado bound for Manila. Burguillos describes the selected merchant as being little inclined to the Franciscan friars and as generally suspicious.[65] The Japanese merchant's poor character was put in opposition to the Franciscans' obedience as guarantor for honest behaviour. This kind of propaganda was also an integral part of the mendicants' ideological battle with the Jesuits in Japan. He asked permission and a license of the Jesuit Bishop of Japan for staying and opening a mission in Japan. He argued that he had come to help and not to disturb. The latter was reported only to have listened once he learnt about the friendship they had received by the "Emperor".

Burguillos moreover accentuated the solemn reception by the governor of the Philippines. Upon their arrival in Manila, he and the Japanese captains returning from Japan kissed the governor's hands.[66] The latter was happy to see them and invited them to his residence. When describing the encounter with the Spanish colonial authority, Burguillos switched back to his modest position: He showed himself surprised of the governor embracing him, being inclined to the humble and penniless friar he was.

Pedro Burguillos would eventually return as Governor Pedro de Acuna's envoy to the Tokugawa Court and over the following decades a number of others followed in the diplomatic service. Over the years to come, the Franciscans monopolized diplomatic communication between the Philippines and Tokugawa Japan. Their diplomatic activity for the Hispanic monarchy is no novelty: In the early fifteenth century, Franciscan agents mastered cross-border negotiations with Muslim rulers in the Maghreb.[67]

63 *Mark Netzloff*, The Ambassador's Household. Sir Henry Wotton, Domesticity, and Diplomatic Writing, in: *Robyn Adams / Rosanna Cox (Ed.),* Diplomacy and Early Modern Culture Basingstoke 2011, 155–171, 161.

64 *E. Sola*, Relación (fn. 57), 16.

65 Ibid., 16.

66 Ibid., 19.

67 *José Miguel Escribano Páez,* Negotiating with the 'Infidel': Imperial Expansion and Cross-Confessional Diplomacy in the Early Modern Maghreb, in: Itinerario, 2016, Vol. 40/2, 189–214.

VI. ALONSO MUÑOZ

Alonso Muñoz, a Franciscan supervisor in the Philippines since the early 1600s, ended up as envoy for the Tokugawa *Bakufu* to Spain in 1610. Having lived in Japan since 1606, he witnessed a very crucial moment for Hispano-Japanese relations. Upon the accidental arrival of ex-governor general from the Philippines, Rodrigo de Velasco y Vivero, at the shores of Japan, Alonso Muñoz was able to offer his insights into internal Japanese politics. He participated in most of their meetings and translated the official state letters to the Mexican Viceroy and the Duke of Lerma in Madrid. Although Ieyasu had initially chosen Luis Sotelo, another Franciscan friar, to serve as his envoy to the Viceroy of Mexico and the king of Spain, Muñoz ended up serving as the *Bakufu's* envoy. After the Japanese delegation of 23 merchants arrived in Mexico on 27 October 1610, he assumed an advisory role as part of a *junta* preparing the return embassy from Mexico.[68]

Alonso Muñoz thereupon crossed the Atlantic to Spain, where he met Philip III at the end of 1611 for the first time. Representing the Japanese government, Muñoz adverted direct trade between New Spain and Japan. Although the Castilian Crown eventually agreed to this point in 1613, it was nullified again the following year.

Although Alonso Muñoz understood himself as ambassador of the Tokugawa, his detailed accounts on the affairs in Japan indicate that he was in the last instance a political advisor for the Council of the Indies (*El Real y Supremo Consejo de Indias*)[69] and the Castilian king. His desire to actually return to Japan originated in a strong sense of responsibility for the Franciscan mission and future of Japanese converts. This affected his judgement and let him appear a strategic intermediary. Hence, his brokering for the Japanese cause in Spanish court circles was rather out of interest in backing up the Franciscan mission (probably vs. his antagonist Luis Sotelo) rather than a sense of duty towards the *Bakufu*. Hence, after one and a half years of waiting, Muñoz urged a reply and the preparation of the return embassy.[70]

Muñoz's report also provides insights into the Spanish monarchy's approach to dealing with diplomatic requests from East Asia. After lengthy meetings, the Council of the Indies decided on how to respond to Ieyasu's embassy and which gifts should be sent: The diplomatic task should be carried out in serenity, similar to letters sent to the Shah in Persia, while the letters (dated 20 June 1613) should not lack promises of friendship and recommendation of mendicant friars.[71] While Muñoz did set sail to Mexico, he never returned to Japan. Not Alonso Muñoz, but another Franciscan friar, Diego de Santa Catalina and two of his fellow friars, joined Japanese merchants in Mexico on their Pacific crossing back to Japan. When the Japan-built vessel *San Juan Bautista* arrived in Uraga on 25 April 1615, Diego de Santa Catalina was announced to carry official letters and gifts from the Spanish

68 AGI Filipinas 193, n. 3 (20.10.1610).

69 The council was the most important administrative body for the Castilian overseas territories in the Americas, Caribbean and the Pacific.

70 *Emilio Sola*, Historia de un Desencuentro. España y Japón, 1580–1614, Alcalá 1999, 97.

71 AGI Filipinas 4, r. 1, n. 13 (10.4.1613).

king to the *Bakufu*, but ended up being rejected after having been in waiting almost as long as the *Bakufu* had waited for a response to the Muñoz mission.[72]

VII. LUIS SOTELO

Contemporary Hispanic accounts presented the Seville-born Luis Sotelo as person of low position in Japan and offered evidence for being disliked by the viceroy in Mexico ("*que era persona de poco asiento*").[73] This puts him in a clear contrast to Alonso Muñoz, who enjoyed the favor of both the Viceroy in Mexico and the officials at the Council of the Indies. In his ambitions, Sotelo resembled the Jesuit Alonso Sanchez more than his contemporary Franciscans: While Sanchez had the China mission in mind, Sotelo fought for the establishment of a Franciscan diocese in Sendai in opposition to the Jesuits of Nagasaki. He furthermore targeted independence from the Franciscan Order in the Philippines.[74] To accomplish his objective he applied all available diplomatic means.

An interesting detail from the point of cultural diplomacy is Sotelo's appearance on a painting of 1615 in the Quirinal Palace, the papal summer residence, in conversation with the Japanese envoy Hasekura Tsunenaga.[75] All protagonists are styled as Renaissance diplomats. This visualisation reflects how friars saw themselves as negotiators and cultural-linguistic intermediaries. Sotelo's own words provide further insights: In a long letter to the Pope, written in Latin, he referred to himself as *nuncio*, thus making use of the explicit language of papal diplomacy.[76] In many other letters drafted in Japan, at sea, and in Europe, he clearly identified either as official envoy or as the person accompanying the ambassador of the "rey of Boxu".[77] By king of Boxu (or Boju) he referred to his Japanese patron Date Masamune, regional lord of the Sendai domain in northeastern Japan. In doing so he constantly exaggerated his position and manipulated credentials. Being in the service of a local "king" allowed him a certain freedom in his scope of actions and helped him to avoid the strict diplomatic etiquette. At the same time, he conventionalized Hasekura Tsunenaga as noble ambassador who should be treated with all due honors. During their trips to Madrid and Rome every step was well planned and Luis Sotelo was the mastermind making use of his know-how of Renaissance diplomacy and patronage networks in Italy.

72 *Naojiro Murakami,* Japan's Early Attemption to Establish Commercial Relations with Mexico, in: *H. Morse Stephens / Herbert E. Bolton (Ed.),* The Pacific Ocean in History. Papers and Addresses Presented at the Panama-Pacific Historical Congress, New York 1917, 477f.

73 AGI México 28, r. 2, (22.5.1614).

74 AGI Filipinas 1, n. 162, (9.7.1615).

75 *Mayu Fujikawa,* Pope Paul V's Global Design: The Fresco Cycle in the Quirinal Palace, Renaissance Studies, 2016, Vol. 30/2, 192–217; *Mansour Opher,* Picturing Global Conversion: Art and Diplomacy at the Court of Paul V (1605–1621), in: Journal of Early Modern History, 2013, Vol. 17/5–6, 525–59.

76 Carta del Padre Sotelo al Papa, Avila, dominicos, Sección Japón tomo 7, documento 12.

77 See, for instance, AGI Filipinas 1, n. 177.

VIII. CONCLUSION: FRIAR ENVOYS AND SELF-TESTIMONIES – WHAT DO WE LEARN?

Self-testimonies of friar envoys are particularly helpful when trying to get a grip on the multiple roles of complex personalities. In an insecure world in-between different languages, cultures and contesting institutions, they were confronted every day with new challenges (be they cultural, economic, spiritual, linguist or political) and reminded them of their own otherness. Strikingly, none of them saw the non-European context as a barrier; to the contrary, on a personal or non-political level it was mostly understood as a chance. The previously described examples of friar envoys, whose personal accounts survived, allow us to draw conclusions about the potential influence of individuals on early modern trade negotiations and power bargaining. Putting their cases into a broader context of transcultural exchange beyond the parameters of a colonial contact zone, provides insights into ad hoc notions in transcultural diplomacy. In a similar vein, their cases help to shed some light on contingency and individual strategies. The study has moreover shown the importance of relationships and networks in providing friar envoys with material support, accommodation, or trans-cultural knowledge. At times, members of such networks could even serve as intermediaries between the foreign envoy and the local ruler.

Early modern Catholic friar envoys had very clear ideas of the tasks of a diplomat, despite their ad hoc employment and regardless of missing experience and instructions. What is more, they liked to hint at their superior intercultural communication skills and showcased implicit understanding of foreign practices and their familiarity with foreign ideas. Without explicitly depicting the differences between the European practices, where an ambassador was entitled to negotiate in the name of his sovereign, and the Chinese custom of silent bearers of letters, their accounts show that combining both tasks in one person was no contradiction at the time. Whether this was a coincidence or the secret diplomatic quality of the friar envoys studied here, will remain subject to speculation. What can be said for certain, however, is that the number of Europeans in Asia who insisted on their right to be admitted to audiences and to talk directly to the rulers was significant.[78] At times their insisting would cause ill-feeling and misunderstanding at the Tokugawa Court, for instance in the case of Diego de Santa Catalina; other examples include merchant diplomats such as the Spanish Sebastian de Vizcaíno (1612/13) or the Dutch Pieter Nuyts (1627).[79]

There were many reasons why friars' missions failed in the eyes of professional diplomats. While it is rather well known that Abraham de Wicquefort (1598–1682), a contemporary of many of the non-state diplomatic actors introduced here, considered clerics unsuitable for any diplomatic service, it is worth mentioning that above all he disapproved of mendicants. Irrespective of Wicquefort's obvious anti-Catholic propaganda, his accusations of mendicants' falsehood, deception

78 *Gagan Saad*, 'Correspondence is Equal to Half a Meeting' The Composition and Comprehension of Letters in Eighteenth-Century Islamic Eurasia, in: JESHO, 2007, Vol. 50/2–3, 172–211.

79 *Adam Clulow*, The Company and the Shogun, Stanford 2014, 70–71.

and lack of sophistication must not be taken lightly.[80] Many fiars indeed lacked an understanding of foreign etiquette, were unable to accept the terms of what they perceived as unfair arrangements or were weary of vertical protocols. Others failed because of the material limits of individual efforts or because of lengthy official channels.

A comparative look at Alonso Sánchez and Luis Sotelo and their careers as friar envoys in China and Japan respectively reveals very similar tactics. Both the Jesuit and the Franciscan were pragmatic about using diplomatic exchange to further their own agendas. Albeit 30 years apart and never in personal contact, their diplomatic trajectories were surprisingly similar. They were received to audiences in Madrid and Rome and had the chance to directly negotiate and collaborate with local authorities in Asia. Next to their missionary zeal these two actors showed a great desire to power and control beyond their capacities. In order to enjoy the highest degree of autonomy from their superiors, they initiated large-scale projects in East Asia. Eventually both lost the support of their networks and were abandoned by their patrons. They differed, however, in one crucial aspect: Franciscan envoys in Japan possessed better language skills and could thus directly negotiate with their hosts and the foreign power holders. Unlike Alonso Sánchez, who condemned Chinese as a language impossible to learn, Franciscan friars were very committed linguists and proud of their efforts in mastering Japanese. Whether these circumstances points at a new age of diplomatic apprenticeship or simply confirms Sánchez's frustration with the Chinese making fun of foreigners trying to speak Chinese, remains yet another detail open for speculation.

80 *Wicquefort*, L'Ambassadeur (fn. 45), Vol. 1, 186–220. – "Ob Geistliche geeignet sind für Gesandtschaften". I am indebted to Stephan F. Mai for pointing me to this specific section in Wicquefort's work.

Vom Kaufmann zum Diplomaten? Selbstverständnis und Einflusssphären österreichischer Konsuln in italienischen Städten zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert

Marion Dotter

I. EINLEITUNG

„La Grazia, che ricevo dalla Clemenza dell'Augustissima Eccelenza d'havermi eleto suo Console in Venezia."[1]

Der venezianische Konsul Tommaso Feroni leitete mit dieser dem vorliegenden Aufsatz vorangestellten Demutsgeste einen seiner ersten Berichte an das habsburgische Außenamt ein und konstruierte damit bereits zu Beginn seiner Tätigkeit ein von Unterwürfigkeit, Respekt und Dankbarkeit geprägtes Verhältnis zu der Wiener Zentralbehörde. Gleichzeitig wies er seiner eigenen, neu gewonnenen Position einen wesentlichen Platz im habsburgischen Herrschaftsgefüge zu und erhöhte damit sein Prestige. Je stärker er das Ansehen und die Bedeutung der ihn entsendenden Institution betonte, desto höher konnte er auch seinen eigenen Wert für diese ansetzen.

Nicht alle Zeitgenossen Feronis konnten jedoch dieses positive Bild des Konsulats nachempfinden: So beklagte der Historiker und Jurist Pietro Giannone 1723 den tiefgreifenden Bedeutungsverlust des konsularischen Titels im Lauf der Geschichte, der sich insbesondere aus dessen inflationärer Verwendung ergeben habe. Er meint, dass „[d]er Titel eines Consuls, der von den römischen Kaysern und hernach auch von denen im Orient so hoch gehalten wurde, daß sie ihn selbst zu führen pflegten" bald „verschiedenen Befehlshabern von geringer Würde gegeben" wurde, und „endlich auf die Befehlshaber, die den Märkten und Häfen vorgesetzt waren, [kam]. […] Daher kommt die Benennung von dem Consulat des Meeres und daß dieser Titel […] bey den Vorstehern der Communitäten, bey Richtern, und bey verschiedenen Ständen der Personen, so gar bey den Handwerkern gebraucht worden" sei.[2] Während die Konsuln in der römischen Republik

1 „Die Gunst, die ich von der Gnade der erhabensten Exzellenz erhielt, als sie mich zu ihrem Konsul in Venedig auserwählt hat" – Collectanea: Konsulate Venedig, AT-OeStA/HHStA StAbt Italienische Staaten Venedig Collectanea 1 Konsulate, 1715–1722.

2 *Pietro Giannone, Otto Christian von Lohenschiold, Johann Friedrich Le Bret,* Peters Giannone bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel. Bd. 1, Ulm / Frankfurt / Leipzig 1758 (Italienische Erstausgabe: Neapel 1723), 377f.

die höchste Position im Staat bekleidet hatten, habe nach Giannone im 18. Jahrhundert jede beliebige Person von geringem Einfluss einen konsularischen Rang erlangt. Im Vergleich zum antiken Vorbild war das Ansehen der Stellung zwar gesunken, daraus lässt sich aber kein generell negatives Bild des Konsulatswesens in der Frühen Neuzeit ableiten. Vor allem die Amtsträger selbst, die ihren Senderstaat repräsentierten, waren vom Wert ihrer Aufgabe überzeugt.

Die Vielfalt an Zuschreibungen, die das Konsulat von seinen Ursprüngen in der römischen Antike bis in die Neuzeit begleitet haben, erschwert die Zuspitzung einer allgemein gültigen Definition des Begriffs[3], verdeutlicht gleichzeitig aber die Notwendigkeit einer genaueren Analyse. In diesem Artikel soll eine Bestimmung dieses verzweigten semantischen Konstrukts mit besonderer Berücksichtigung des noch jungen Konsulatsnetzes der Habsburgermonarchie auf dem Gebiet des heutigen Italien stattfinden. Diese terminologische Konkretisierung wird sich – soweit rekonstruierbar – auf die alltägliche Praxis der kaiserlichen Handelsvertreter stützen, also aus den Selbstzeugnissen der Konsuln und ihrer darin geschilderten reellen Tätigkeiten eine mögliche Interpretation der ausschweifenden Bezeichnung des „Konsulats" ableiten.

Eine Annäherung an die Verwendungsweise dieses Terminus im habsburgischen Kontext soll auf Basis der historischen Semantik und der Soziolinguistik geschehen, die in den vorangegangenen Jahrzehnten intensiv für die historische Forschung fruchtbar gemacht wurden.[4] Sie basieren auf der Überlegung, dass Kommunikation immer auch Handeln ist[5] und über Sprache (historische) Wirklichkeit konstruiert wird[6], indem diese Einfluss auf das Denken und Agieren der geschichtlichen Akteure nimmt[7], sich gleichzeitig aber aus deren Innovationsfähigkeit und Kreativität speist.[8]

In dem vorliegenden Beitrag soll diese Idee einer sprachlichen Handlungs- und Verhandlungsfähigkeit von Begriffen auf die Selbstzeugnisse von k. k. beziehungsweise k. u. k. Konsuln im italienischsprachigen Raum angewandt und ihre Kommunikation mit den für sie zuständigen Behörden auf die darin vorgenommene

3 Zu einer detaillierten Begriffsbestimmung des Konsulatswesens siehe: *Jörg Ulbert*, Konsularwesen, in: *Friedrich Jaeger* (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 6: Jenseits–Konvikt, Stuttgart / Weimar 2007, Sp. 1127–1129.

4 Siehe überblickshaft: *Ernst Müller, Falko Schmieder,* Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Kompendium, Berlin 2016, 186–400. Für die Theorie Reinhart Kosellecks und deren Rezeption siehe u. a.: *Reinhart Koselleck* (Hrsg.), Historische Semantik und Begriffsgeschichte (=Sprache und Geschichte, 1), Stuttgart 1979.

5 *Corina Bastian*, Verhandeln in Briefen. Frauen in der höfischen Diplomatie des frühen 18. Jahrhunderts (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 4), Köln / Weimar / Wien 2013, 33. *Luise Schorn-Schütte,* Einleitung, in: *Dies.* (Hrsg.), Aspekte der politischen Kommunikation im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Politische Theologie – Res Publica-Verständnis – konsensgestützte Herrschaft (=Historische Zeitschrift. Beihefte, 39), München 2004, 1–12, 5.

6 *Rolf Reichardt*, Einleitung, in: *Ders. / Brigitte Schlieben-Lange* (Hrsg.), Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich, 1680–1820. Bd. 1/2: Allgemeine Bibliographie. Einleitung. Die Wörterbücher in der Französischen Revolution, München 1985, 39–148, 65f.

7 *Brigitte Schlieben-Lange*, Soziolinguistik. Eine Einführung, Stuttgart 1973, 13f.

8 *Gerd Fritz*, Historische Semantik, Stuttgart / Weimar 2006, 4.

Konstruktion des Konsulatsterminus befragt werden. Davon ausgehend sollen Hinweise auf das soziale Selbstverständnis der Handelsagenten abgeleitet und Vergleiche zwischen deren Selbst- und Fremdwahrnehmung gezogen werden. Im Kern der vorliegenden Analyse steht die Frage nach den Effekten der sprachlichen Prägung auf die Handlungsweisen und Tätigkeitsbereiche der Konsuln sowie – im Gegenzug – nach dem Einfluss ihres Handelns auf ihre Amtsidentität.

Im Zuge dieses Artikels können die vorgestellten Fragestellungen nur in eingeschränktem Maß und anhand einer Reihe ausgewählter Fallbeispiele bearbeitet sowie erste Ergebnisse präsentiert werden. Die Darstellung wird sich daher auf das Habsburgische Konsularnetz auf der Apenninenhalbinsel beschränken, wobei nicht der Versuch unternommen werden kann, ein „italienisches Konsulatsmodell" zu entwerfen, da die Region erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als einheitliches Staatsgebiet existiert und zuvor von massiven regionalen Unterschieden geprägt war.[9] Obgleich der Schwerpunkt der Analyse auf die Frühphase des österreichischen Konsulatswesens im 18. Jahrhundert gerichtet wird, sollen aufgrund der marginalen Quellenlage[10] für diese Periode auch einzelne Entwicklungen und Tendenzen des 19. Jahrhundert komparativ und unterstützend einbezogen werden.

Während für die Spätphase der habsburgischen Handelsvertretungen auch aus dem italienischsprachigen Raum eine Vielzahl von konsularischen Berichten überliefert ist, ist man für den Zeitraum von 1718 bis 1815 auf andere Schriftstücke wie Bewerbungsschreiben, Beschwerden und Anträge angewiesen. In zahlreichen Fällen sind die Aussagen der Konsuln zudem nicht mehr direkt einsehbar, sondern lediglich in zitierter oder paraphrasierter Form aus amtlichen Dokumenten zu rekonstruieren. Dementsprechend beschäftigt sich die Forschung zur Geschichte des k. k. beziehungsweise k. u. k. Konsulatswesens schwerpunktmäßig mit dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und richtet ihr Interesse vorrangig auf die ost- beziehungsweise außereuropäischen Konsulatsämter, deren administrativen Aufbau und bilaterale Verortung.[11] Für die letzten 20 Jahre sind vor allem

9 *Giullaume Calafat / Roberto Zaugg,* Protektionsverhältnisse in pluralistischen Gesellschaften. Konsulate und Nationen in italienischen Hafenstädten des Ancien Régime, in: *Tilman Haug / Nadir Weber / Christian Windler* (Hrsg.), Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz, (16. bis frühes 20. Jahrhundert) (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 9), Köln / Weimar / Wien 2016, 365–383, 367.

10 Das Problem des Quellenmangels wird von der Forschung mehrfach beschrieben. Siehe u. a.: *Geoffrey Rice,* British Consuls and Diplomats in the Mid-Eighteenth Century. An Italian Example, in: The English Historical Review 92/365 (1977), 834–846, 834.

11 Siehe u. a.: *Manfred Sauer,* Österreich und die Levante 1814–1838, Universität Wien Dissertation 1971. *Arthur Breycha-Vauthier*, Österreich in der Levante. Geschichte und Geschichten einer alten Freundschaft, Wien 1972. *Leopold Kammerhofer*, Das Konsularwesen der Habsburgermonarchie 1752–1918. Ein Überblick mit Schwerpunkt auf Südosteuropa, in: *Harald Heppner* (Hrsg.), Der Weg führt über Österreich. Zur Geschichte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens von und nach Südosteuropa, (18. Jh. bis zur Gegenwart) (=Zur Kunde Südosteuropas, II/21), Wien / Köln / Weimar 1996, 7–35. Zur weiteren Literatur siehe *Ugo Cova*, Die österreichischen Konsuln im Westen in der österreichischen und Triester Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts, Wien 1980.

die Studien Rudolf Agstners[12] hervorzuheben, der sich in zwei Artikeln auch den Handelsvertretungen im italienischsprachigen Raum zuwandte.[13] Seine Arbeiten zeichnen sich zwar durch ihre große Quellennähe aus, sind aber vorrangig an administrativen und organisatorischen Aspekten des Konsulatswesens interessiert. 2017 veröffentlichte Engelbert Deusch zudem eine umfassende Monografie zu den „effektiven Konsuln Österreich (-Ungarns) von 1825–1918", die neben einer enzyklopädischen Biografiesammlung der österreichischen Handelsvertreter auch die konsularische Ausbildung und den Berufsalltag beschreibt.[14]

In diesem Beitrag werden nach einem einleitenden historischen Überblick zur institutionellen Entwicklung des österreichischen Konsulatswesens die theoretischen Aufgaben und Pflichten der Agenten in zwei Kapiteln ihren tatsächlichen Tätigkeitsbereichen gegenübergestellt. In der Folge sollen die Auswirkungen dieser Ergebnisse auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Konsuln analysiert werden.

II. HISTORISCHE STREIFLICHTER EINER INSTITUTION

Der Friede von Passarowitz, der am 17. Juli 1718 unter Kaiser Karl VI. und Sultan Selim III. vorübergehend die militärische Auseinandersetzung zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Reich beendete, enthält folgende Bestimmung:

> „Zu mehrer deren Reichskaufleuten Sicherheit, Ruhe und der Handelsschafft Aufnehmen, sollen ihro Römisch-Kaiserlich- und Königlich-Catholischen Mayestät […] gleichfalls Consules, […] bestellen lassen können."[15]

Diese Worte, die es dem Kaiser ermöglichen sollten, in Handelsstädten seines Vertragspartners konsularische Agenzien einzurichten, gelten Agstner als Ausgangspunkt eines regelmäßigen k. k. Konsulatswesens.[16] Die Entwicklung einer ständigen ausländischen Handelsvertretung setzte allerdings keineswegs mit dem

12 Siehe u. a.: *Rudolf Agstner*, 130 Jahre Österreichische Botschaft Berlin. Von der Moltkestraße zur Stauffenbergstraße. Handbuch der Vertretungsbehörden von Österreich (-Ungarn) in Deutschland seit 1720, Berlin / Wien 2003. *Ders., Elmar Samsinger* (Hrsg.), Österreich in Istanbul. K. (u.) K. Präsenz im Osmanischen Reich. With abstracts in English. Varlığı Türkçe özetler, Wien 2010. *Ders*., Von Kaisern, Konsuln und Kaufleuten. Bd. 1: Österreich und die Ukraine 1785–2010 (=Forschungen zur Geschichte des Österreichischen Auswärtigen Dienstes, 3), Wien 2011. *Ders*., Von Kaisern, Konsuln und Kaufleuten. Bd. 2: Die k. (u.) k. Konsulate in Arabien, Lateinamerika, Lettland, London und Serbien (=Forschungen zur Geschichte des Österreichischen Auswärtigen Dienstes, 7), Wien 2012.

13 *Rudolf Agstner*, Vom k. u. k. Honorarkonsulat zum österreichischen Generalkonsulat. Österreich (-Ungarn) in Mailand seit 1869. Mit zwei Tafeln, in: Römische Historische Mitteilungen 42 (2000), 393–432. *Ders.*, Die k. k. österreichischen bzw. k. u. k. österreichisch-ungarischen Konsulate in Italien und Malta 1752–1915, in: Römische Historische Mitteilungen 44 (2002), 509–552.

14 *Engelbert Deusch*, Die effektiven Konsuln Österreich(-Ungarns) von 1825–1918. Ihre Ausbildung, Arbeitsverhältnisse und Biografien, Wien / Köln / Weimar 2017.

15 Ruhe des jetzt lebenden Europa dargestellt in Sammlung der neuesten Frieden-Schlüße, Coburg 1726, 1076.

16 *R. Agstner*, Österreich und die Ukraine (Anm. 12), 15.

Frieden von Passarowitz ein. Die auf spätmittelalterliche Traditionen zurückgehenden „Consules Mercatorum", die vor allem mit der Gerichtsbarkeit der Kaufleute betraut waren, verloren im Zuge der Ausprägung des diplomatischen Dienstes zwar an politischer Bedeutung, behielten aber auch in der Frühen Neuzeit ihre Rolle als Handelsvertreter bei.[17] Im Zuge der merkantilistischen Wirtschaftspolitik der Habsburgermonarchie wurde bereits Ende des 17. Jahrhunderts eine Intensivierung der Handelsbeziehungen im inner- und außereuropäischen Ausland angedacht[18], dennoch kam es erst 1718 – mit dem erwähnten Friedensschluss von Passarowitz – zu einer Neuformierung des österreichischen Konsulatswesens.[19] Die Entstehung und Förderung dieser Institution war daher eng mit den politischen und kommerziellen Kontakten zum Osmanischen Reich verbunden[20], erlebte aber auch auf der Apenninenhalbinsel eine intensive Festigung und Betreuung. Die italienischen Stadtstaaten – bis ins 17. Jahrhundert wirtschaftliche Triebkräfte des Kontinents und die Vermittler des Warenverkehrs zwischen der Levante und dem deutschsprachigen Raum – hatten seit dem Mittelalter eine Schlüsselstellung für die den europäischen Markt dominierenden Handelsmächte[21] und deren konsularische Vertreter inne. Seit dem Spanischen Erbfolgekrieg interessierten sich die Habsburger nicht zuletzt aufgrund ihrer Gebietsgewinne und ihrem damit erweiterten Einflussbereich für die italienische Halbinsel.[22] Der Erhebung Triests zum Freihafen, der in der Folge zwischenstaatliche Handelsbeziehungen initiieren und koordinieren sollte, folgte die Gründung einer ganzen Reihe von konsularischen Niederlassungen in italienischen Städten, die im 19. Jahrhundert zwischenzeitlich auf etwa 37 Ämter von Messina bis Venedig anwuchsen.[23] Vor allem in der Frühphase der Institution wurden für diese Tätigkeit allerdings keineswegs diplomatisch versierte Persönlichkeiten, sondern zum überwiegenden Teil wirtschaftlich erfolgreiche und in den jeweiligen Regionen ansässige Kaufleute herangezogen.[24] Diese besaßen nicht nur die für ihr Amt und ihre Aufgaben spezifischen ökonomi-

17 Zu der Entstehung und Entwicklung der Institution im internationalen Vergleich siehe *Leira Halvard, Iver Neumann,* The many past Lives of the Consul, in: *Jan Melissen / Ana Mar Fernandez* (Hrsg.), Consular Affairs and Diplomacy, Leiden / Boston 2011, 225–246, 233–237.

18 *J. Ulbert,* Konsularwesen (Anm. 3), Sp. 1128.

19 *L. Kammerhofer*, Konsularwesen (Anm. 11), 13f. *Manfred Sauer,* Zur Reform der österreichischen Levante-Konsulate im Vormärz, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 27 (1974), 195–237, 195f. Näheres zu der Frühphase des österreichischen Konsulatswesens: *Franz Hartmann*, Österreichs Beziehungen zu den Barbaresken und Marokko 1725–1830, Universität Wien Dissertation 1970.

20 *Heinrich Pfusterschmid-Hardtenstein*, Von der orientalischen Akademie zur k. u. k. Konsularakademie. Eine maria-theresianische Institution und ihre Bedeutung für den auswärtigen Dienst der österreichisch-ungarischen Monarchie, in: *Adam Wandruszka / Peter Urbanitsch / Helmut Rumpler* (Hrsg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 6: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. Teil 1, Wien 1989, 122–195, 127.

21 *Helga Schultz*, Handwerker, Kaufleute, Bankiers. Wirtschaftsgeschichte Europas 1500–1800 (=Europäische Geschichte), Frankfurt a. M. 1997, 28–31.

22 Siehe dazu grundlegend: *Silvio Furlani, Adam Wandruszka*, Österreich und Italien. Ein bilaterales Geschichtsbuch. Herausgegeben von *Stefan Malfèr* und *Maddalena Guiotto,* Wien 2002, 21–38.

23 *R. Agstner*, Italien und Malta (Anm. 13), 513.

24 *R. Agstner*, Österreich und die Ukraine (Anm. 12), 15.

schen, sprachlichen und kulturellen Fachkenntnisse, sondern waren vielfach auch seit Jahren in die Zielgesellschaft integriert und mit dem Handelsstand sowie den lokalen Eliten verbunden.[25]

Mitte des 18. Jahrhunderts stieß Maria Theresia eine Reform der Konsulate an, die in wirtschaftlichen Belangen dem Kommerzdirektorium, in politischen Fragen der Geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei unterstellt wurden. Schon zu diesem Zeitpunkt sollen erste Weisungen an die lokalen Vertreter ausgegeben worden sein und es gab Versuche der Standardisierung.[26] Mit der Auflösung der Venezianischen Adelsrepublik und der Abgabe ihres Herrschaftsgebiets an die Habsburger im Frieden von Campo Formio 1797, wurde die Handels- und Seepolitik der Monarchie erneut begünstigt. Aufgrund der daraus resultierenden, ständigen Zunahme des österreichischen Seehandels wurde von der Staatskanzlei intern über eine „systematische und zweckmäßige Einrichtung des Konsulatswesens" diskutiert und eine Bestandsaufnahme und Definition der Institution vorgenommen. In Kooperation zwischen Hofkammer und Staatskanzlei wurde versucht, normative Setzungen für das Konsulatswesen einzuführen, die die bisherige ungeregelte Praxis ablösen und die konsularischen Vertretungen näher an den Staat binden sollten.[27]

Die wiederkehrenden militärischen Auseinandersetzungen mit Frankreich beeinträchtigten insbesondere im italienischsprachigen Raum alle das Konsulatswesen betreffenden Reformbestrebungen. Viele Amtsträger wurden während der Kriegswirren von ihrem Arbeitsplatz abgezogen, eine Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen gelang vielerorts erst nach 1815. Vergleichbare Entwicklungen sind auch im Zuge der Revolutionen von 1848/1849 sowie der das Risorgimento begleitenden Kriegshandlungen beobachtbar: Die k. k. Konsuln im Königreich Piemont-Sardinien wurden formell ihres Amtes enthoben und ihre Arbeit von niederländischen, preußischen, schweizerischen oder spanischen Vertretern übernommen.[28] Trotz einer Fortsetzung der bereits Ende des 18. Jahrhunderts angedachten Professionalisierungsbestrebungen des Amtes, die beispielsweise zu einer regelmäßigen Besoldung sowie einer klaren Ausbildung der Konsuln führte[29], blieben viele Aspekte der Institution weiterhin in dezentraler Hand. Von einer „breitangelegten Neuregulierung des Konsulatswesens" kann erst nach Ende der revolutionären Umstürze Mitte des 19. Jahrhunderts gesprochen werden. Diese brachte sowohl für das Kompetenzportfolio der Konsuln als auch den Verteilungsschlüssel ihrer Agentien strukturelle Veränderungen.[30] In Italien wurden

25 Zu der Bedeutung dieser lokalen Netzwerke, die zur Informationsgewinnung, aber auch für die eigene Familienpolitik genutzt werden konnten, siehe *Heiko Droste*, Ein Diplomat zwischen Familieninteressen und Königsdienst. Johan Adler Salvius in Hamburg (1630–1650), in: *Hillard von Thiessen* (Hrsg.), Nähe in der Ferne. Personale Verflechtung in den Außenbeziehungen der Frühen Neuzeit, Berlin 2005.

26 *E. Deusch,* Die effektiven Konsuln (Anm. 14), 15–17.

27 Organisierung des Konsularwesens, AT-OeStA / HHStA StK Interiora 1–20. Siehe dazu auch *M. Sauer,* Reform (Anm. 19), 198f.

28 *R. Agstner,* Italien und Malta (Anm. 13), 511f.

29 Siehe dazu weiterführend: *H. Pfusterschmid-Hardtenstein*, Orientalische Akademie (Anm. 20).

30 *L. Kammerhofer*, Konsularwesen (Anm. 11), 17–21. Die Neukodifizierung des Konsulatswesens wurde von Josef Piskur festgelegt – siehe dazu die Edition: *Maria Paola Pagnini, Aldo Colleoni*, Il

die Vertretungen in kleinen Hafenorten von lediglich lokaler Bedeutung nicht mehr nachbesetzt, man verschob den Fokus auf große urbane Politik- und Wirtschaftszentren.[31]

III. RECHTE UND PFLICHTEN

Wie bereits erwähnt kam es Ende des 18. Jahrhunderts durch die Zusammenarbeit von Hofkammer und Staatskanzlei zu dem Versuch einer Neubelebung des kaiserlichen Konsulatswesens. Als Hauptaufgaben der Konsuln wurden dabei von staatlicher Seite die Verteidigung der Handelsvorteile, die Förderung des Handels und die Ausübung der judikativen und exekutiven Gewalt unter den k. k. Untertanen genannt. Das Ineinanderwirken der, für die wirtschaftlichen und finanziellen Fragen der Monarchie zuständigen Hofkammer und der politisch-administrativ agierenden Staatskanzlei verdeutlicht die Zwitterstellung des Konsulatswesens an der Schwelle zwischen ökonomischer und politischer Sphäre. Zum Erreichen dieses Aufgabenkatalogs – darin sind sich die beiden Behörden einig – müssten allerdings erst gewisse Maßnahmen ergriffen und bestimmte Vorkehrungen getroffen werden. Wichtig wäre zunächst eine sorgfältigere Auswahl der Kandidaten für das Amt: Diese sollten im besten Fall Untertanen der Habsburgermonarchie sein, nur in Ausnahmen sollen auch Personen mit fremder Staatsangehörigkeit zugelassen werden. Als vollkommen ungeeignet werden vor allem „Untertanen des Landes, in dem sich das Konsulat befindet" bezeichnet. Des Weiteren wird gefordert, den Konsuln selbst automatisch die Handelsbefugnis zu erteilen, um dadurch auf deren Besoldung verzichten zu können. Zudem wäre es unbedingt notwendig, die Konsuln besser auszubilden, um „eine genaue Kenntnis der Verträge", eine „Bekanntschaft mit Sprache und Sitten des Landes" und „ein anständiges Betragen und eine kluge Geschäftsführung" bei dem Personal zu gewährleisten. Um den Konsuln die Aufgabe der Rechtsprechung zu erleichtern, wäre es schließlich wünschenswert, für jeden Standort „ein Exemplar der Marine- und Gesetzesordnung" zur Verfügung zu stellen und in größeren Häfen einen „nationalen, verlässlichen Kanzelisten" anzustellen.[32] Da die Behörden diese Maßnahmen zuvor nicht umgesetzt hatten, hatten die Konsuln in den ersten Jahrzehnten des Bestehens ihrer Institution einen weiten Handlungsspielraum. Trotz des bereits 1752 konkret geäußerten Wunsches der Hofkammer, ihnen die Aufsicht über alle „Commercium- und Sanitätssachen" und dabei vorrangig über die Betreuung der k. k. Kauf- und Seeleute zu übergeben[33], fehlten genauere Vorgaben und Instruktionen, die zur Erleichterung der konsularischen Tätigkeit beigetragen hätten.

Ruolo Geopolitico della Diplomazia e dei Consolati. La Codifica Asburgica nel Manuale Piskur, Triest 2005.

31 *R. Agstner*, Italien und Malta (Anm. 13), 513.

32 Organisierung des Konsularwesens, AT-OeStA / HHStA StK Interiora 1–20.

33 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 97–102, 30. Mai 1752 Extractus Descripti an den Intendente zu Triest.

Mehrere, den Selbstzeugnissen der Konsuln entnommene Beispiele unterstreichen diese Situation der Rechtsunsicherheit: 1784 berichtet der Konsul von Genua, Cosimo Conti, dass seine französischen Amtskollegen nicht nur bei Rechtsstreitigkeiten zwischen mehreren Franzosen, sondern auch bei der Anklage gegen einen Franzosen zur Übernahme der Schiedsgerichtsbarkeit berechtigt seien. Conti erbat von der Zentrale daher die Erlaubnis, dieses Recht beim Senat von Genua auch für die k. k. Konsuln einzufordern.[34] Eine klare und einheitliche Rechtspraxis, die staaten- und ortsübergreifend für alle Konsuln bindend war, existierte demnach nicht. Der französische Konsul in Genua hatte größere Befugnisse inne als der österreichische. Indem Conti mit den Befugnissen seines französischen Kollegen argumentierte, verfolgte er das Ziel, Aufgaben zu übernehmen, die Konsuln an anderen Standorten möglicherweise nicht besaßen. Dieses Ungleichgewicht ergab sich nicht zuletzt aus der ungeklärten Position der Konsuln, die sich zwar, ähnlich der Diplomaten, zwischen Internationalität und Innerstaatlichkeit verorteten, ohne dabei aber eine explizite Sonderstellung ausbilden zu können.[35] Die Handelsvertreter generierten ihre Legitimität dementsprechend nicht ausschließlich auf Basis des Senderstaates, sondern standen in enger Abhängigkeit zu ihrer eigenen Handelsnation[36] sowie den örtlichen Behörden. Ihre Rechtsgrundlage schöpften die Konsuln dabei aus zwischenstaatlichen Abkommen, wie den Kapitulationen, deren Abschluss Venedig seit dem Spätmittelalter vor allem mit dem Osmanischen Reich forciert hatte. Die unterschiedlichen Konditionen, die zwischen den Staaten ausgehandelt wurden, trugen – zusammen mit der großen Differenz zwischen der gelebten Praxis im Alltag der Konsuln, und der vertraglichen Festschreibung der Regeln und Normen durch die Diplomaten – zu einer Prekarisierung ihrer Situation bei.[37] Noch 1809 attribuierte ein Mitglied des englischen Außenamtes seine im Konsulatsdienst tätigen Landsleute metaphorisch als „lost sheep in the Wilderness" und drückte damit unmissverständlich die Unsicherheit und Unklarheit ihrer über- und innerstaatlichen Position zwischen dem Wirtschafts- und Politikgefüge aus.[38]

34 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 615–620, 1784. Siehe dazu auch: *G. Calafat, R. Zaugg,* Protektionsverhältnisse (Anm. 9), 370f.

35 *L. Halvard, I. Neumann,* Lives (Anm. 17), 226 – Halvard und Neumann verwenden in diesem Zusammenhang für die Diplomatie den Begriff der „dritten Kultur". Die Existenz eines „geschlossene[n], autonome[n] System[s] der Diplomatie" wird von der Kulturgeschichte der Diplomatie allerdings in Zweifel gezogen. Siehe dazu *Johannes Paulmann*, Diplomatie, in: *Jost Dülffer / Wilfried Loth* (Hrsg.), Dimensionen internationaler Geschichte, München 2012, 47–64, 55.

36 Die Handelsnation war die Kaufmannschaft eines Staates in ausländischen Handelsstandorten, z. B. Häfen – der Begriff erscheint häufig in den Quellen der habsburgischen Hofkammer des 18. Jahrhunderts.

37 *Wolfgang Kaiser*, Politik und Geschäft: Interkulturelle Beziehungen zwischen Muslimen und Christen im Mittelmeerraum, in: *Hillard von Thiessen / Christian Windler* (Hrsg.), Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 1), Köln / Weimar / Wien 2010, 295–317, 306f. *Niels Steensgaard,* Consuls and Nations in the Levant from 1570 to 1650, in: *Sanjay Subrahmanyam* (Hrsg.), Merchant Networks in the Early Modern World, Aldershot, Hants. 1996, 179–221, 182.

38 *L. Halvard, I. Neumann,* Lives (Anm. 17), 240.

Die Verunsicherung der Konsuln bezüglich ihres genauen Tätigkeitsbereichs war also ein kontinuierliches Motiv, das auch im 19. Jahrhundert immer wieder zu beobachten ist: So kritisierte Michele Donato Ruggieri, der Vizekonsul von Rodi an der apulischen Küste, Anfang des 19. Jahrhunderts die von seinem Generalkonsul erhaltenen Instruktionen, da sie ihm keinerlei Handhabe in strittigen und problematischen Situationen übertragen würden. Er berichtet in diesem Zusammenhang von dem aktuellen Fall eines österreichischen Händlers, der vertragsbrüchig geworden war und „im Guten", wie er es nennt, nicht zur Vernunft gebracht werden konnte. Wie sollte sich Ruggieri bei einer solchen Sachlage verhalten, wenn ihm jede exekutive Gewalt fehlte?[39]

Von den französischen Behörden wurden Lösungsvorschläge zu dieser Frage bereits mehr als ein Jahrhundert zuvor angeboten. Sie differenzierten durch Bestimmungen und Vorschriften im Verlauf des 18. Jahrhunderts die Rechtsstellung und Privilegien ihrer Handelsvertreter beständig aus. Schon 1681 war es französischen Konsuln erlaubt, das „skandalöse Verhalten" der französischen Untertanen zu sanktionieren. 1781 unterstellten die Behörden den Konsuln zudem die vollständige Aufsicht über ihren konsularischen Bezirk und erteilten ihnen die Berechtigung, „exemplarische Strafen" zu verhängen.[40] Diese seit Jean-Baptiste Colbert geförderte Standardisierung und Reformierung des Konsulatswesens Frankreichs[41] entsprach einer bereits im späten 16. Jahrhundert allgemein einsetzenden Konsolidierung der Staatsgewalt, die auch zu einer Überwachung des internationalen Handels beitrug und den Konsuln die Rolle von Staatsdienern zuwies. Neben neuen Vollmachten wurden die Handelsvertreter und ihre gesamte Nation aber auch in ihren Freiheiten beschnitten und eindeutig dem Einflussbereich des Monarchen unterstellt, dessen Repräsentanten sie fortan sein sollten.[42] In diesem Sinne wurde auch den Vertretern der Habsburgermonarchie 1776 die Annahme von Geschenken mit der Begründung untersagt, dass sie Staatsdiener seien und ein solches Verhalten diesem Status nicht gebühre.[43]

Gleichzeitig schaltete sich in vielen Ländern nun auch bei der Selektion der Kandidaten die staatliche Autorität entschieden ein: Während es zunächst noch die Handelsnation vor Ort war, die einen passenden Kandidaten aus ihren Reihen wählte, banden die Souveräne die Ernennung „ihrer" Konsuln immer stärker an sich, um direkten Einfluss auf das Amt und dessen Inhaber zu gewinnen.[44] Die k. k. Behörden setzten dagegen bereits seit der Installierung ihres Konsulatswesen

39 Neapel, Konsulatsarchiv, AT-OeStA / HHStA Diplomatie und Außenpolitik 1848–1918 GKA KsA Neapel, Akten 12 Vizekonsulat Rodi.

40 *Jörg Ulbert,* A History of the French Consular Service, in: *J. Melissen / A. Fernandez* (Hrsg.), Consular Affairs (Anm. 17), 303–324, 309.

41 *L. Halvard, I. Neumann,* Lives (Anm. 17), 237f.

42 *W. Kaiser,* Politik (Anm. 37), 308. *Jaroslav Zourek,* Consular Intercourse and Immunities, in: Yearbook of the International Law Commission 2 (1958), 71–103, 75.

43 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 344–345, 1776.

44 *L. Halvard, I. Neumann,* Lives (Anm. 17), 237f. *G. Calafat, R. Zaugg,* Protektionsverhältnisse (Anm. 9), 372f.

auf eine staatliche Vergabe der Posten, für die neben einem „verdienstvollen Betragen" unbedingte Loyalität gefordert war, da die Interessen der Monarchie und ihrer Untertanen für die Konsuln oberste Priorität haben sollten. Dementsprechend bezeichneten sich die Kandidaten in ihren Bewerbungsgesuchen vielfach als „fedelissimi sudditi della imperiale real corte"[45], die den „desiderio di impiegare ancora li miei Talenti in Servizio dell'Augustissima Casa d'Austria"[46] hegten. Kaiserliche Untertanen wurden von der Triester Handelsbehörde und der Wiener Hofkammer klar bevorzugt und strichen dieses Merkmal in ihren Bewerbungen daher besonders heraus. Alle anderen Kandidaten, die nicht der Monarchie angehörten, stellten sich dennoch als unterwürfige und zuverlässige Diener des Kaisers dar. Um dem Berufsbild des Konsuls gerecht werden zu können, benötigte man aber vor allem Erfahrung und gute Verbindungen in der Kaufmannschaft, die man vertreten und betreuen sollte. Die Gutachter der Bewerbungen schienen diese beiden Qualitäten vom wirtschaftlichen Erfolg der Amtsanwärter sowie von der Meinung anderer Händler abhängig zu machen. Eine Rücksichtnahme auf die handelstreibenden Untertanen bei der Bestellung ihrer Vertretungsorgane ist daher auch unter staatlicher Einflussnahme erkennbar.

Trotz dieser Ansätze zur Vereinheitlichung und Aufsicht des ökonomischen Außendienstes konnte sich – zumindest für das 18. Jahrhundert – kein generelles Vorgehen in der Institution durchsetzen. Die Konsulate mussten sich zwar dem Souveränitätsbegriff der entsendenden Handelsmacht unterordnen, standen aber weiterhin in Abhängigkeit zu den heterogenen, lokalen Anforderungen und Strukturen und waren gleichzeitig in familiäre Netzwerke und Traditionen integriert.[47] Obgleich die österreichische Außen- und Handelsbehörde auch in den 1870er Jahren noch mit einer Fülle von Anfragen, die konsularischen Aufgaben und Befugnisse betreffend, konfrontiert war[48], hatte die bereits angesprochene institutionelle Professionalisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts eine engmaschigere Fassung und Definition ihrer Pflichten und Rechte erwirkt. 1870 wurde bei einer Konsularenquête der Wunsch geäußert, die den Konsuln ausgefertigten Amtsinstruktionen zu sammeln und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ein Jahr später wurde in Anbetracht dieser Forderung und auf Basis des vorhandenen, konsularischen Quellenmaterials eine etwa 35-seitige Abhandlung publiziert, die den Amtsinhabern eine transparente und allgemein zugängliche Richtlinie ihrer Arbeit und ihres Auftretens geben sollte:

Die „vorzüglichste Pflicht" der Konsuln, die „mit Rath und Tat umgesetzt werden sollte, lag, der vorgestellten Handreichung zufolge, in der „locale[n] und

45 „[A]llertreuste Untertanen des kaiserlich-königlichen Hofes" – Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 305–311, 1777.

46 „Wunsch meine Talente in den Dienst des erhabensten Haus Österreich einzusetzen" – Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 316–320, 1777.

47 *G. Calafat, R. Zaugg*, Protektionsverhältnisse (Anm. 9), 382.

48 Administrative Registratur, Konsulate, AT-OeStA / HHSTA MdÄ AR, Fach 8 Konsulate, 298/F8 Generalia H–K, 1870–1879.

direkte[n] Vertretung" der k. u. k. Staatsangehörigen sowie der österreichischen Handels- und Schifffahrtsinteressen auf Basis des Völkerrechts. Obgleich der Schutz der k. u. k. Untertanen vor „Ungerechtigkeit oder Rechtsverweigerung" im Ausland demnach zu den Hauptaufgaben der österreichischen Handelsvertreter zählte, war auch in solchen Fällen die Wirkmacht der Konsuln stark beschränkt: Sie konnten lediglich bei den lokalen Behörden Protest einlegen, alle weiterführenden politischen Schritte mussten von den diplomatischen Vertretungen unternommen werden.

Darüber hinaus galten die Konsuln als die Überwachungsorgane und richterlichen Instanzen der k. u. k. Untertanen, deren Fracht, Besatzung und Schiffe sie kontrollieren und überprüfen mussten und denen sie amtliche Dokumente wie Pässe und Testamente ausstellen und beglaubigen durften. Als Verwalter und Exekutoren der bilateralen Wirtschaftsabkommen, die von den Diplomaten ausgehandelt worden waren, sollten sie darüber hinaus für die Einhaltung der zwischen der Habsburgermonarchie und dem betreffenden Zweitstaat abgeschlossenen Handelskontrakte Sorge tragen. Wesentlich war es weiters, sich einen „Experten-Status" anzueignen, indem sie Wissen über die politische, wirtschaftliche, rechtliche und sanitär-gesundheitliche Lage ihres Aufenthaltsortes akkumulierten und dieses sowohl an die betreffenden Behörden als auch an die Schiffe der k. u. k. Kriegsmarine, die ihren Hafen besuchten, weitergaben. Entscheidend war es demnach nicht nur, Informationen zu akquirieren, sondern diese zu teilen und weiterzuleiten.[49]

Die k. k. beziehungsweise k. u. k. Konsuln fungierten dementsprechend als das „Auge" und „Ohr" der Monarchie im Ausland. Die Regierungen Frankreichs und Englands erkannten dieses informationsbringende Potenzial der Konsuln in Form eines „political information gathering" bereits im 17. Jahrhundert und verbanden mit der Kontrolle der Konsuln durch den Staat auch eine von den Konsuln selbst ausgeübte Überwachung des Auslandes sowie ihrer dort lebenden Untertanen.[50] Während sie bei der Abfassung ihrer Reporte zunächst noch sich selbst überlassen waren und ihre Beobachtungen unsystematisch und nach eigenem Ermessen wiedergaben, wurde in Frankreich von offizieller Seite der Versuch unternommen, auch in diese Tätigkeit regulierend einzugreifen, sodass bis ins 19. Jahrhundert ein formalisierter Kriterienkatalog zu Gestalt und Inhalt der konsularischen Abhandlungen entstand.[51] In Bayern, dessen Konsulatsreform Mitte des 19. Jahrhunderts insbesondere auf die Berichterstattung abzielte, kam es zu einer diesbezüglichen Auseinandersetzung zwischen dem Außen- und dem Handelsministerium, da Ersteres eine Verknüpfung und Pointierung dieser Abhandlungen forderte, während das Handelsministerium auf einer möglichst detaillierten Formulierung der Texte

49 Administrative Registratur, Konsulate, AT-OeStA / HHStA MdÄ AR, Fach 8 Konsulate, 298/F8 Generalia H–K, 1870–1879.

50 *Violet Barbour*, Consular Service in the Reign of Charles II, in: The American Historical Review 33/3 (1928), 553–578, 556. *L. Halvard, I. Neumann,* Lives (Anm. 17), 238. *J. Ulbert*, French Consular Service (Anm. 40), 311.

51 *J. Ulbert*, French Consular Service (Anm. 40), 311f.

bestand.[52] Die optimale Nutzung der vielfältigen konsularischen Wissensbestände beschäftigte dementsprechend die höchsten Regierungskreise, was den über den wirtschaftlichen Aspekt hinausgehenden Wert dieser Funktion unterstreicht. Auch von den Konsuln der Habsburgermonarchie wurde dieses „intelligence gathering" relativ früh eingefordert, wie aus einer Weisung vom 31. Dezember 1770 hervorgeht. Darin werden die Konsuln explizit dazu angehalten, die k. k. Botschafter und Gesandten, die sich in ihrem Aufenthaltsland befinden, sofort über alle politischen und kommerziellen Vorfälle und Veränderungen, beispielsweise die Aufrüstungstendenzen anderer Staaten, zu informieren. Gerade dadurch seien sie in die diplomatische Arbeit „maßgeblich eingebunden", heißt es in dem Edikt.[53]

IV. TÄTIGKEITSFELDER DER KONSULN

Eine enge Zusammenarbeit zwischen Botschafter und Konsul wird in zahllosen Zusammenhängen geschildert, so beispielsweise im Falle des britischen Gesandten am Turiner Hof des 18. Jahrhunderts, der in regem Kontakt zu den Konsuln von Genua und Cagliari stand und dadurch zum Teil noch vor dem piemontesischen Herrscherhaus mit detaillierten Neuigkeiten versorgt wurde.[54]

Viele Konsuln empfanden die detailgetreue und wahrheitsgemäße Berichterstattung als ihre Hauptaufgabe und als dem eigentlichen Wesen ihres Amtes entsprechend – so auch Tommaso Feroni, der in den 1720er Jahren für die Habsburger in Venedig tätig war. Seine fast monatlich an die kaiserliche Residenzstadt Wien übermittelten Protokolle leitete er mit der Phrase „Stimo il mio debito di far sapere"[55] ein und bewies in seinen weiteren Ausführungen, dass er dieser „Pflicht" oberste Priorität beimaß. Um die Aktualität seiner Nachrichten zu sichern und damit den Wert seiner Arbeit unter Beweis zu stellen, pflegte er enge Beziehungen zu anderen Konsuln, Kaufleuten und Botschaftern, von denen er Informationen bezog, und bemühte sich beständig um den Aufbau neuer Netzwerke.[56]

Wie bereits gezeigt, war auch im 19. Jahrhundert die Berichterstattung eine wesentliche konsularische Aufgabe, erlebte aber insofern eine Veränderung, als viele relevante Ereignisse bereits durch Zeitungen Verbreitung gefunden hatten. Die Konsuln waren nun vor allem zur Übermittelung von Hintergrundinformationen, Einschätzungen zur Volksmeinung und persönlichen Kommentaren angehalten.[57] Im Gegensatz zu ihren französischen Amtskollegen wurde von den österreichi-

52 *Gerhard Hetzer,* Das bayerische Konsulat in Triest (1780–1871), in: *Jörg Ulbert* (Hrsg.), Consuls et services consulaires au XIXe siècle / Die Welt der Konsulate im 19. Jahrhundert / Consulship in the 19th century, Hamburg 2010, 352–364, 358.

53 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 199–202, 31. Dezember 1770, Nota.

54 *G. Rice,* British Consuls (Anm. 10), 836f.

55 „Ich empfinde es als meine Pflicht bekannt zu machen".

56 Collectanea: Konsulate Venedig, AT-OeStA / HHStA StAbt Italienische Staaten Venedig Collectanea 1 Konsulate, 1715–1722.

57 Konsulate Venedig, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 349–10, 1910.

schen Handelsvertretern aber auch in der Spätphase der Monarchie keine einheitliche Vorgangsweise bei der Abfassung und Gestaltung dieser Texte gefordert – die Berichte geben vielmehr ungeordnet jene Aspekte wieder, die die Konsuln selbst für wichtig und erwähnenswert erachteten. Während aus vielen Standorten wie Genua oder Neapel über das Jahr verteilt lediglich einzelne Briefe zur Ankunft großer Schiffe und der Durchreise bedeutender Persönlichkeiten überliefert wurden[58], weisen die Schilderungen aus Venedig oder Mailand zeitweise eine größere materielle und inhaltliche Dichte sowie ein hohes Reflexionsniveau auf. Es wird erkenntlich, dass diese Konsuln – im Vergleich zu ihren Vorgängern im 18. Jahrhundert – einen besseren Überblick über die gesamtpolitische Lage des Landes besaßen und fähig waren, Verbindungen zwischen den historischen Entwicklungen und der aktuellen Situation herzustellen. Dies ermächtigte sie dazu, Ratschläge zu erteilen und Einschätzungen abzugeben. Sie recherchierten, brachten Expertenmeinungen ein, kommentierten kritische Zeitungsartikel der lokalen Presse, die in Wien möglicherweise nicht erhältlich waren, und standen in ständigem Kontakt mit den italienischen Ämtern. Ihre thematische Schwerpunktsetzung konzentrierte sich allerdings – im Gegensatz zum 18. und frühen 19. Jahrhundert – nicht auf das wirtschaftliche und kommerzielle Geschehen vor Ort, sondern auf politische und zum Teil auch sportlich-kulturelle Ereignisse ihres lokalen Umfelds.[59] Tatsächlich waren ihre Wirkweisen dabei allerdings sehr begrenzt: Als der genuesische Konsul Beschwerde gegen einen österreich-kritischen Zeitungskommentar einlegen wollte, wurde ihm von den italienischen Behörden die dafür notwendige rechtliche Befugnis abgesprochen.[60]

Während die gut ausgebildeten, und mit reichem Erfahrungsschatz ausgestatteten Konsuln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum mehr über ihre Vorgangsweisen und Tätigkeiten reflektierten, sahen sich insbesondere die Vizekonsuln des Vormärz immer wieder in der Bedrängnis, ihre Leistungen und den Wert ihres Dienstes zu betonen, um die Existenz ihres Amtes zu rechtfertigen. Anhand der Berichte von drei Vizekonsuln, die entlang der apulischen Küste ihrer Arbeit nachgingen, wird deutlich, wie unterschiedlich sie bei der Betreuung der k. k. Untertanen vorgingen: Der bereits kurz erwähnte Vizekonsul von Rodi, Michele Donato Ruggieri, verhielt sich in diesem Zusammenhang sehr gewissenhaft. Als an der Küste ein Schiff kenterte, fuhr er selbst aufs Meer hinaus, um bei der Bergung des Wracks zu helfen, und befragte den geretteten Schiffspatron nach einem selbst entwickelten Leitfaden. Mehrmals stellte er daraufhin klar, dass die schiffbrüchigen Untertanen des Habsburgischen Kaiserreiches keine finanzielle Unterstützung von den lokalen Behörden erwarten konnte, da sie eine konsularische Vertretung besäßen. Er sah es daher als seine persönliche Pflicht und die Aufgabe des Staates,

58 Konsulate Genua, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 189–4, 1870.

59 Konsulate Mailand, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 269–13, 1888. Konsulate Mailand, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 348–6, 1910. Konsulate Venedig, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 349–10, 1910.

60 Konsulate Genua, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 269–8, 1888.

für diese Personen zu sorgen, und setzte sich mit mehreren Appellen für die Entschädigung ihrer Verluste ein.[61]

Eine andere Vorgangsweise wählte dagegen Antonio Basciani, der Vizekonsul in Vieste. Er besuchte erst einige Tage nach der Havarie eines österreichischen Schiffes die Überlebenden in der Krankenstation, um deren Daten aufzunehmen. Auch ihm war bewusst, dass die Seeleute mit dem Schiff ihre Habe verloren hatten, brachte aber lediglich die Hoffnung zum Ausdruck, dass das Meer noch etwas von der Fracht freigäbe. Wesentlich größeren Raum nimmt in seinen Texten die Verzeichnung der unter k. k. Flagge eingelaufenen Schiffe und der von ihm eingehobenen Gebühren ein. Er war stolz darauf, ein System entwickelt zu haben, mit dem er alle Zollbetrüger aufspüren könne.[62]

Eine dritte Position vertrat Marco Parlender von Trani: Er stellte sich die Aufgabe, die „Ungerechtigkeiten", die den k. k. Untertanen von der ansässigen Obrigkeit „angetan" wurden, aufzudecken und zu melden. Mit seinen überspitzten Schilderungen, die von einem „criminoso atto di violenza", einem „kriminellen Akt der Gewalt", der „hinterlistigen" Lokalbehörden gegen die „schutzbedürftigen" k. k. Händler sprechen, protestierte er gegen diese Vorfälle, um die Freiheit und den guten Ruf der kaiserlichen Marine zu sichern. Er selbst nahm sich demnach als Verfechter und Garant eines erfolgreichen Konsulatswesens wahr und entwickelte, als die Hilfe von außen ausblieb, eigene Strategien zur Unterstützung der k. k. Kaufleute, die er triumphal in seinen Berichten präsentierte.[63]

Unterschiedlichere und gleichzeitig ähnlichere Prioritäten hätten die Konsuln kaum forcieren können: Jeder von ihnen lebte in der Überzeugung, ein treuer Diener des Staates zu sein. Ruggieri und Parlender setzten sich jedoch eher für die Menschen und die Verbesserung ihrer Lage, Basciani dagegen für die staatlichen Strukturen und deren Erhaltung ein. Für die Erreichung ihrer jeweiligen Ziele entwickelten sie große Eigeninitiative und legten sich besondere Werkzeuge zurecht, die ihnen bei ihrer Amtsführung helfen sollten.

V. SELBST- UND FREMDWAHRNEHMUNG

Gleichzeitig kam es aber auch zur Beschränkung von Konsuln, die ihre Regeln selbst geschrieben und ihre Kompetenzen dabei offensichtlich überschritten hatten. Im November 1773 gelangte der Fall des Konsuls von Ancona an die Öffentlichkeit, der in seinem Haus „fremden Haiducken"[64] Schutz gewährt habe. Dies

61 Neapel, Konsulatsarchiv, AT-OeStA / HHStA Diplomatie und Außenpolitik 1848–1918 GKA KsA Neapel, Akten 12 Vizekonsulat Rodi.

62 Neapel, Konsulatsarchiv, AT-OeStA / HHStA Diplomatie und Außenpolitik 1848–1918 GKA KsA Neapel, Akten 13 Vizekonsulat Vieste.

63 Neapel, Konsulatsarchiv, AT-OeStA / HHStA Diplomatie und Außenpolitik 1848–1918 GKA KsA Neapel, Akten 14 Vizekonsulat Trani.

64 Als Haiducken oder Heiducken werden ungarische Fußsoldaten und Söldner bezeichnet, die in der Grenzverteidigung gegen die Osmanen eingesetzt wurden, der Begriff kann sich aber auch auf in Südosteuropa auftretende Räuberbanden beziehen. Siehe dazu beispielsweise: *Hans Bleckwenn*,

wurde ihm ausdrücklich untersagt, da seine Obsorge und Unterstützung lediglich den k. k. Untertanen vorbehalten sein sollte.[65] Der Mangel an rechtlicher Gewissheit und Kontrolle, aber auch an staatlicher Hilfe und Förderung gab vielen Konsuln die gleichzeitige Chance und Notwendigkeit, ihre Aktivitäten zu verselbstständigen und die Nähe der lokalen, politischen wie ökonomischen Elite zu suchen.[66] Der Vorwurf von der Parteilichkeit der Handelsvertreter, die sich gegen ihren Senderstaat mit den örtlichen Behörden verbündet hätten, war die Folge.[67] Tatsächlich sind Fälle von Amtsinhabern bekannt, die ihre Integration in die Zielgesellschaft vorrangig zur Wahrung eigener Interessen vorantrieben und dabei zu hohem Ansehen gelangten: David Goffman prägte für diese Personen den Begriff des „Cultural Cameleon" und begründete seine Theorie auf der Biografie des englischen Konsuls Henry Hyde, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit hinterzogenen Geldern den Titel eines osmanischen Paschas erwarb und trotz seiner Amtsenthebung weiterhin den Handel in „seinem" Konsulatsbezirk kontrollierte.[68] Ähnliches gilt auch für den schwedischen Diplomaten Adler Salvius, der im Hamburg des 17. Jahrhunderts ein „self-government in the king's command" errichtete, indem er seine Stellung im Dienste des Königs für die Verbesserung seiner eigenen finanziellen Lage nutzte, gleichzeitig aber auch enge Kontakte in der Stadt aufbaute.[69]

Das Habsburgische Konsulatswesen vertrat in diesem Zusammenhang einen eigenen Weg, da es sich bis ins 19. Jahrhundert nicht auf Untertanen der Erbländer oder des Reiches stützte, sondern privat und beruflich in den Regionen der Handelsstützpunkte verankerte Personen anwarb. Enge Kontakte zu den lokalen Behörden und Händlern waren daher wohl keine Seltenheit, sondern – im Gegensatz – eher eine notwendige Anpassung an die Anforderungen der kaiserlichen Verwaltung. Auch von dieser wurden den Konsuln allerdings bisweilen Grenzen gesetzt, wie das Beispiel des Konsuls von Genua verdeutlicht, der selbstständig und ohne die „allerhöchste Beangenehmung" einen Vizekonsul ernannte. Der vorliegende Einzelfall wurde zum Anlass genommen, schon in den Konsulatsinstruktionen ein derartiges Vorgehen auszuschließen.[70] Die hybride Position der Konsuln ergab sich aus ihrer transnationalen Sonderstellung. Ein teilweise über ihre Kompetenzen hinausgehendes, eigenverantwortliches Handeln der Konsuln war

Der Kaiserin Hayduken, Husaren und Grenzer. Bild und Wesen 1740–1769, in: *Joachim Niemeyer* (Hrsg.), Zum Militärwesen des Ancien Régime. Drei grundlegende Aufsätze, Osnabrück 1987, 23–42. *Fikret Adanir*, Heiduckentum und osmanische Herrschaft. Sozialgeschichtliche Aspekte der Diskussion um das frühneuzeitliche Räuberwesen in Südosteuropa, in: Südost-Forschungen 41 (1982), 43–116.

65 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 191f., November 1773.

66 *N. Steensgaard*, Consuls (Anm. 37), 186f.

67 *W. Kaiser,* Politik (Anm. 37), 308.

68 *Daniel Goffman*, Britons in the Ottoman Empire, 1642–1660 (=Publications on the Near East), Seattle / Washington 1998, 52–65.

69 *H. Droste*, Johan Adler Salvius (Anm. 25), 98f.

70 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 221f., 31. Juli 1777.

unumgänglich, um in ihrem Amt bestehen zu können und die Entwicklung ihrer Institution voranzutreiben.[71] Es waren also die Akteure selbst, die in einem weitgehend rechtsleeren Raum ein eigenes Regelsystem entwickelten und dabei nicht zuletzt auf die Ausdehnung ihres eigenen Machtbereichs hofften. Erst die Reaktion des Gesetzgebers führte daraufhin zu einer Konkretisierung ihres juristischen Handlungsrahmens und einer engmaschigeren Definition ihres Amtsverständnisses von öffentlicher Seite, das mit jenem der Konsuln aber keineswegs deckungsgleich sein musste.

Die Konsuln präsentierten sich demzufolge stets als sehr selbstbewusste und eigenständige Persönlichkeiten, die in einem lediglich losen Verhältnis zu der Zentralbehörde standen, sich gleichzeitig aber auch nur dieser weisungsgebunden fühlten. Sie empfanden sich selbst als Vertreter des Kaisers und seines Reiches, und waren dadurch von diesem – zumindest bis zu einem gewissen Grad – abhängig. Diese Doppelrolle als Staatsdiener und Staatsrepräsentant, die sie mit ihrer Tätigkeit übernahmen, wird auch in ihren Briefen deutlich, und hatte Auswirkungen auf ihr eigenes Selbstverständnis. Tommaso Feroni beispielsweise bekräftigt in einem seiner ersten Berichte an die Behörde zwar mehrmals, dass es ihm in seinem Amt einzig und allein darum ginge, seinen Arbeitgeber zufriedenzustellen, schildert aber auch die Vielzahl an Gratulationen und Ehrerbietungen, die er von anderen Konsuln, Botschaftern und sogar dem Vizekönig von Neapel entgegennehmen konnte.[72] Diese Glückwünsche kamen ihm in seiner Funktion als kaiserlichen Vertreter zu, machten ihn aber auch persönlich sehr stolz und waren Ansporn dafür, den Posten anzunehmen. Damit profitierte Feroni von der Bedeutung und dem Respekt, den das ihn entsendende Kaiserhaus international genoss. Ein ähnliches Beispiel ist aus dem Jahre 1895 belegt, als der langjährige Konsul von Mailand, Peter von Cozzi, mit einem Verdienstzeichen der Monarchie ausgezeichnet wurde und dieses Erlebnis, das vor einer versammelten Gesellschaft stattfand, mit großer Liebe zum Detail in seinen Berichten wiedergab.[73] Durch solche und ähnliche persönliche Berichte versuchten die Konsuln nicht zuletzt ihr eigenes Prestige hervorzuheben und ihre Stellung im administrativen Verband der Monarchie zu festigen.[74] Sie zeigten damit, dass sie die (internationale) Anerkennung verdienen und ihren Arbeitgeber würdig vertreten.

Die kaiserlichen Behörden wussten um die Wirkkraft des Titels und bauten das Konsulatswesen vor allem in seiner Frühphase auf symbolische Werte[75] wie Repu-

71 *W. Kaiser,* Politik (Anm. 37), 309f.

72 Collectanea: Konsulate Venedig, AT-OeStA / HHStA StAbt Italienische Staaten Venedig Collectanea 1 Konsulate, 1715 – 1722, 2. November 1715.

73 Konsulate Mailand, AT-OeStA / HHStA PA XXXVIII 299–3, 1895.

74 Siehe dazu weiterführend: *Gabriele Jancke*, Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, Köln / Weimar / Wien 2002.

75 Siehe dazu auch das „symbolische Kapital" bei Pierre Bourdieu: *Pierre Bourdieu*, Für einen anderen Begriff von Ökonomie, in: *Ders.*, Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik und Kultur Hamburg 1997, 79–100. *Ders.,* Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M. 1974. *Ders.,* The Forms of Capital, in: *John G. Richardson* (Hrsg.), Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education, New York 1986, 241–258.

tation und Ansehen auf. Mit Ausnahme der Konsulatsgebühren erhielten die Konsuln bis in die 1830er Jahre keinen Lohn[76], da, wie es in einem Schreiben aus Triest an einen Bewerber heißt, der Titel des Konsuls ausreichend sein müsse – Ruhm stand vor Besoldung.[77] Nichtsdestotrotz gab es auch Kritik an dieser Vorgangsweise: 1770 wurde in einem Schreiben die Nationalnavigation zur See betreffend angedeutet, dass die Konsuln keinen besonderen Diensteifer hätten, weil sie keinen Gehalt bezögen. Dies äußere sich darin, dass sie noch keinen Einfluss auf das sogenannte „Nationalhandlungsgeschäft" gewonnen hätten und die Kaufleute eher auf ihre eigenen Patrone und Korrespondenten vertrauten, als auf die Unterstützung ihrer Landesvertreter. Erst wenn man die Konsuln bezahlen würde, könnte man mehr von ihnen fordern. Da die finanziellen Mittel des Staates eine solche Entlohnung aber nicht zuließen, müssten andere Formen der Anerkennung geschaffen werden. Es wurde der Vorschlag gemacht, ihnen eine ihr Ansehen hebende Uniform zuzugestehen.[78] Mit dieser Einschätzung traf der anonyme Autor dieses Vortrages tatsächlich einen Nerv der konsularischen Vertreter, die teilweise über Jahre dafür kämpften, eine Uniform tragen zu dürfen. Beispielhaft sei hierbei auf das Gesuch von Francesco Baille aus Cagliari von 1779 verwiesen, der bat, vom „allerhöchsten Hof die Bewilligung zu erhalten, daß auch denen kais. königl. Consuln ein besonderer Uniforme vorgeschrieben werden möchte, um gleich anderen mit distinction erscheinen zu können".[79] Der in der Toscana tätige Ricci fügte noch hinzu, dass er als k. k. Konsul nicht der Einzige sein wolle, der von dieser Distinktion ausgeschlossen sei.[80] Durch dieses visuelle Zeichen, das ihnen Autorität verleihe, wären sie aus der Gruppe der anderen Kaufleute nicht nur herausgehoben, sondern diesen auch überlegen.[81] 1784 kam Kaiser Joseph II. diesem Wunsch nach und verfügte, dass „die k. k. Konsuln eine eigene Uniform tragen sollen", die sich aber stark von jener des Militärs unterscheiden musste. Der Distinktion, nach der

76 Auch danach setzte man in vielen Regionen Honorarkonsuln ein. – *L. Kammerhofer*, Konsularwesen (Anm. 11), 17.

77 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 415–434, 9. August 1778.

78 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 195–198, 6. August 1770, Extractus eines allerunterthänigsten Vortrages über die Mittel, die Nationalnavigation zur See betreffend.

79 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 466–469, 14. April 1779.

80 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 470–472.

81 Den Menschen des 18. Jahrhunderts war durchaus bewusst, dass „Unterschiede in der Kleidung" mit „Unterschieden in der sozialen Position" verwoben waren und daher Hierarchien deutlich machen. Siehe dazu beispielsweise: *Mikael Alm*, Überlegungen zu einer Nationaltracht. ‚Social Imaginary' im Schweden des späten 18. Jahrhunderts, in: *Dagmar Freist* (Hrsg.), Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuzeitforschung, Bielefeld 2015, 267–286, 272. *Daniel Roche*, The Culture of Clothing. Dress and Fashion in the Ancien Regime, Cambridge 1994. *Carlo Marco Belfanti, Fabio Giusberti*, Clothing and Social Inequality in Early Modern Europe. Introductory Remarks, in: Continuity and Change 15 (2000), 359–365.

die Konsuln verlangten, wurde also zugestimmt, gleichzeitig aber auch eine Rangunterscheidung zum Heereswesen geschaffen.[82]

Obgleich die Konsuln mit dem Wunsch nach einer eigenen k. k. Uniform wohl vorrangig persönliche Interessen verfolgten, war es auch für ihre berufliche Tätigkeit keineswegs unbedeutend, Ansehen in ihrem Arbeitsumfeld zu erwerben und der Nähe zu einer größeren staatlichen Institution optischen Ausdruck zu verleihen. In der Levante zeigten sich Konsuln in der Öffentlichkeit beispielsweise nur in Begleitung ihrer Gefolgschaft, um ihr Prestige zu erhöhen und von der lokalen Elite anerkannt zu werden. Zudem konnten ihre soziale Stellung und ihr Ruf maßgebliche Auswirkungen auf ihr Verhältnis zu den Kaufleuten und der Stadtregierung haben und ihren Handlungsrahmen sowohl erweitern als auch einschränken.[83] Des Weiteren kann das Drängen der Konsuln auf die Zuweisung einer eigenen Uniform als Versuch gewertet werden, ihre Integration in das habsburgische Handelsnetzwerk voranzutreiben und den Wert ihrer Dienste in der administrativen Staatsstruktur zu manifestieren. Ganz ohne Worte forderten sie durch dieses sichtbare Symbol Akzeptanz als „Imperial Subjects"[84] der Monarchie ein – ein Prozess, der erst im 19. Jahrhundert abgeschlossen werden sollte.

Von staatlicher Seite wurde die Repräsentationsfunktion der Konsuln stark gefördert[85], wodurch eine nicht zuletzt auf politischem Kalkül basierende Identifikation mit diesen stattfand: Die Niederlande entsandten bereits kurz nach ihrer Republiksgründung erste Konsuln, um sich als Akteur im europäischen Mächtesystem zu positionieren und unterstützende Allianzen vorzubereiten.[86] Die Besetzung des bayerischen Konsuls in Triest 1808 entwickelte sich zu einer politischen Auseinandersetzung zwischen Wien und München, da Österreich seinen Nachbarn für dessen Kooperation mit dem Napoleonischen Frankreich bestrafen wollte und den vorgeschlagenen Kandidaten nur mit eingeschränktem Kompetenzportfolio zuließ.[87] Auch aus österreichischer Sicht hatte die Repräsentationsfunktion der Konsuln wesentlichen Einfluss auf ihre Ernennung: Als Nachfolger des sogenannten „alten Paradis", der als k. k. Konsul unter den englischen Kaufleuten große Sympathien besessen hatte, wurde 1763 sein Stiefsohn eingesetzt, da eine solcherart erzeugte Kontinuität der Reputation des gesamten Staates zuträglich sei.[88] Auch dieses Beispiel unterstreicht wiederum, dass die Konsuln die Aushängeschilder

82 *R. Agstner*, Konsulate in Arabien (Anm. 12), 46f.

83 *N. Steensgaard*, Consuls (Anm. 37), 186f., 194.

84 Siehe dazu den Sammelband: *Martin Aust, Benjamin Schenk* (Hrsg.), Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Vielvölkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Köln / Wien 2015.

85 Für Spanien siehe beispielsweise: *Jesús Núñez Hernández*, A History of the Spanish Consular Service. An Institution in its own Right, in: *J. Melissen / A. Fernandez* (Hrsg.), Consular Affairs (Anm. 17), 247–273, 257f.

86 *Albert E. Kersten, Bert van der Zwan,* The Dutch Consular Service: In the Interests of a Colonial and Commercial Nation, in: *J. Melissen / A. Fernandez* (Hrsg.), Consular Affairs (Anm. 17), 275–301, 275f.

87 *G. Hetzer*, Das bayerische Konsulat (Anm. 52), 354.

88 Konsuln in genere: Kompetenten, Konsulatstarife, Instruktionen, Abhängigkeiten und Taxen, AT-OeStA / FHKA NHK Kommerz Lit Akten 963, fol. 299f., 16. Februar 1763.

der Monarchie waren und die Einzelpersonen mit dem gesamten Staat identifiziert wurden. Obgleich die konsularischen Amtsträger und ihre Institution also zur Reflexionsfläche politischer Veränderungen und Machtkämpfe werden konnten und die Handelsvertreter, wie vielfach proklamiert[89], an der Schnittstelle von Diplomatie und Wirtschaft standen, fehlte ihnen insbesondere im innereuropäischen Kontext[90] die offizielle Verhandlungs- und Entscheidungsgewalt.[91]

VI. RESÜMEE

In der älteren historischen Forschung wurden die Konsuln lange Zeit als „the poor cousins of ambassadors and ministers"[92] wahrgenommen. Auch der Titel des vorliegenden Artikels würde eine derartige Darstellung des Habsburgischen Konsularwesens nahelegen. Ziel des Beitrags war es aber, die Spezifika und Eigenarten des konsularischen Selbst- beziehungsweise Fremdverständnisses anhand einer genaueren Analyse des Konsulatsbegriffs auf Basis ihrer Selbstzeugnisse hervorzuheben. Diese Texte entstanden nicht nur, um die zentrale Aufgabe der Informationsweitergabe zu erfüllen, sondern auch, um sich zu rechtfertigen, um Leistungen und Erfolge zu präsentieren, um sich mit Fragen und Bitten an die Zentralbehörde zu wenden oder um, zumindest implizit, die eigene Meinung vor einer größeren Öffentlichkeit kundzutun. Die Schriften der Konsuln waren also immer auch eine Reflexion ihres eigenen Selbst und ihres – möglicherweise vorgespiegelten – Empfindens, da sie Gefühle wie Selbstbewusstsein und Stolz, ebenso wie Ratlosigkeit, Unterwürfigkeit und Demut ausdrückten.

Dadurch eröffnete das so essentielle Mittel der Berichterstattung den Amtsträgern große Freiräume und lässt dementsprechende Rückschlüsse auf die berufliche Identität der Konsuln zu. Trotz offizieller Vorgaben und Richtlinien zur Gestalt des Konsulatswesens, die über die Jahrzehnte an Stringenz und Klarheit gewannen, legten sich die Akteure selbst entwickelte Strategien und einen eigenen Fokus für ihre Amtsführung zurecht. Durch den sich dabei bildenden Handlungsrahmen, der ihrer persönlichen Einflussnahme und Entfaltung dienen konnte, trugen die Konsuln das Wesen ihres Amtes mit und zogen aus ihrer Tätigkeit im Dienste des Kaisers persönliches Ansehen. Auf Basis der Selbstzeugnisforschung wären demnach die Effekte und Rückwirkungen einer von den Konsuln in ihren Berichten

89 Siehe dazu den Sammelband: *Jörg Ulbert / Gérard Le Boëdec* (Hrsg.), La fonction consulaire à l'époque moderne. L'affirmation d'une institution économique et politique (1500–1700), Rennes 2006.

90 Außerhalb von Europa hatten Konsuln und andere wirtschaftliche Institutionen wie Handelskompagnien dagegen größere politische und diplomatische Befugnisse, siehe u. a.: *Christina Brauner,* Kompanien, Könige und *caboceers*. Interkulturelle Diplomatie an Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert (=Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 8), Köln / Weimar / Wien 2015, 559f.

91 Zu der zeitgenössischen Diskussion über die politische und diplomatische Bedeutung der Konsuln siehe u. a.: *David Horn,* The British Diplomatic Service, 1689–1789, Oxford 1961, 237–248.

92 *L. Halvard, I. Neumann,* Lives (Anm. 17), 225. Siehe dazu u. a.: *Garrett Mattingly*, Renaissance Diplomacy, London 1955.

vorgenommenen, bewussten Selbstinszenierung auf den Staat und die Gesellschaft in der *longue durée* zu untersuchen. Das Konsularwesen wurde durch die aktiven Einflüsse und Impulse seiner Vertreter, die vor allem in der Interaktion mit der Zentralbehörde und der Konsuln untereinander entstanden, aktiv mitgestaltet.

Von öffentlicher Seite wurde das Bild der Konsuln als Repräsentativorgane der Monarchie unterstützt: In der Doppelrolle als loyale Staatsdiener und kaiserliche Stellvertreter sollten sie die Handelsbeziehungen ihres Entsendungsstaates im Ausland stabilisieren und die österreichischen Wirtschaftstreibenden unterstützen. Ohne die Möglichkeit der Berufung auf das im Hintergrund stehende Kaisertum und seine Bedeutung, wäre diese Aufgabe nicht lösbar gewesen. In ihren Berichten beteuern die Konsuln zwar absoluten Respekt und Gehorsam ihrer Behörde gegenüber, tendierten aber vielfach doch dazu, eigene Entscheidungen zu treffen und diese lediglich als den Willen des Zentralorgans zu präsentieren. Obgleich die Konsuln dabei keine explizite politische Gewalt gewinnen konnten, besaßen ihre Berichte und die darin zum Ausdruck gebrachte Wahrnehmung des Beobachteten zumindest das Potenzial, diplomatische Entscheidungen zu beeinflussen und die öffentliche Meinung zu lenken. Ein Forschungsdesiderat bleibt daher die Frage, welche Zirkulation und Reichweite die konsularischen Aufzeichnungen erlebten und welche Wirkweisen beziehungsweise welches Eigenleben sie dadurch entwickeln konnten.

Al-Ḥāǧǧ Yūsuf, Epitome of a Sahelian Ambassador? (1574–1583)

Rémi Dewière

INTRODUCTION

The Borno Sultanate (North East Nigeria) is one of the oldest Islamic states on the southern shores of the Sahara. From the fourteenth century onwards, the Sefuwa dynasty, rulers of the Borno Sultanate, sent ambassadors to Cairo, Tunis, Istanbul, and Tripoli (Libya), following the trans-Saharan roads in order to increase and regulate trade, to protect Muslim pilgrims to Mecca, and to acquire recognition as an Islamic state in the *ʿumma*, the Islamic community[1]. In the sixteenth century, the Borno Sultanate entered into a prosperous period under the rule of Idrīs b. ʿAlī (r. 1564–1596), also known as Idris Alaoma[2]. A particular aspect that characterizes his reign is the amount of sources at our disposal, especially between 1564 and 1584. Unique during the history of the Sefuwa dynasty, this abundance of sources reflects a new era for the diplomatic activity of Borno sultanate, which was evident in Timbuktu[3], Cairo[4], Tripoli (Libya)[5], Istanbul[6], Fez, and Marrakesh[7].

Coupled with the information gathered from sources reporting the diplomatic activity of the Sefuwa sultans in the *longue durée*, we can have a closer look to diplomatic practices of Borno sultans and their emissaries. Moreover, we can have a glimpse of the ambassadors' background, activities and interests. In fact, these intermediaries contributed to the daily practices of diplomacy. They produced a vernacular knowledge, far from the legalist vision of ambassadors usely studied in Is-

1 For an extensive study of this period, see *Rémi Dewière*, Du lac Tchad à la Mecque. Le sultanat du Borno et son monde (XVIe–XVIIe siècles), Paris 2017.

2 See *Jean-Louis Triaud*. Idris Alaoma, in: *Charles-André Julien (Ed.),* Les Africains, Vol. III, Paris 1977, 45–71.

3 *Zakari Dramani-Issifou*, L'Afrique Noire dans les relations internationales au XVIe siècle, Paris 1982, 114.

4 Senato Dispaci Consoli Egitto, 25 sett. 1565, d. 49 (Venice: Archivio di Stato di Venezia, 1565), 122. *Hadrien Collet,* Royal Pilgrims from Takrūr According to ʿAbd al-Qādir al-Jazīrī (12th–16th Century), in: Islamic Africa, 2019, Vol. 10, 181–203.

5 *Pierre Girard*, L'histoire chronologique du royaume de Tripoly de Barbarie Tome Premier divisé en six parties (Paris: BnF, MF 12219), fol. 171v, 178v, 198r.

6 Mühimme Defterleri (Istanbul) XXIV n° 359, MD XXX n° 439–440, XL n° 138, 197, *Cengiz Orhonlu*, Osmanlı – Bornu Münâsebetine Âid Belgeler, in: Tarih Dergisi, 1969, Vol. 23, 111–131.

7 *Abū Fāris ʿAbd al-ʿAzīz al-Fištālī, ʿAbd al-Karīm Karīm (Ed.),* Manāhil al-ṣafā fī mâṯir mawālīnā al-šurafā, Rabat 1973.

lamic context[8]. The ambassador carries the ruler's word, but he also interpretes and testifies it[9]. His role as a cornerstore of diplomatic relations raises many questions, such as his position in negotiation, his relations with the rulers, his identity, and his life[10]. The ambassador is also a go-between for two cultures[11]. Last but not least the ambassador is not only the ruler's representative, but also an individual moved by his own interests in the framework of his embassy: the ambassador's actions is one of the most striking examples of a mixture of private and public interests.

These questions, carried by the cultural turn of diplomatic studies[12], remain largely unanswered in the sub-Saharan African context. The scarcety of sources is one reason for this disinterest. Unlike for the European context, there are in fact no biographies or autobiographies from sub-Saharan ambassadors in Early Modern History. However, a close look to the documentation available gives us names, trajectories, and hints regarding the ambassadors coming from Sahel.

8 *Emrah Safa Gürkan*, Mediating Boundaries : Mediterranean Go-Betweens and Cross-Confessional Diplomacy in Constantinople, 1560–1600, in: Journal of Early Modern History, 2015, Vol. 19, 107–128, 126.

9 *Stéphane Péquignot*, Enantar a tractar: L'entrée en négociation comme objet d'histoire. L'exemple de la diplomatie de Jacques II d'Aragon (1291–1327), in: *Maria Teresa Ferrer Mallol* et al. (Ed.), Negociar en la Edad Media / Négocier au Moyen Âge, Actas del Coloquio celebrado en Barcelona los días 14, 15 y 16 de octubre de 2004 /Actes du colloque tenu à Barcelone du 14 au 16 octobre 2004, Barcelona 2005, 265–301, 275. Since a few years, studies on diplomacy centred their focus on the ambassador, as a historical subject. Started by specialists of medieval and early modern Europe (*Gareth Mattingly*, Renaissance diplomacy, New York 1988 [1955]; *Donald E. Queller*, The office of Ambassador in the Middle Ages, Princeton 1967; *M. T. Ferrer Mallol* et al. (Ed.), Negociar en la Edad Media (fn. 9); *Stéphane Péquignot*, Les instructions aux ambassadeurs des rois d'Aragon (XIIIe–XVe siècles). Jalons pour l'histoire de la fabrique d'une parole royale efficace, in: Cahiers d'études hispaniques médiévales, 2008, vol. 31, 17–43; *Adriana Frigo*, *John Watkins* (Transl.), Prudence and Experience. Ambassadors and Political Culture in Early Modern Italy, in: Journal of Medieval and Early Modern Studies, 2008, Vol. 38, 15–34; *Stefano Andretta* et al. (Ed.), Paroles de négociateurs. L'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Âge à la fin du xixe siècle, Rome 2010; *Jean-Marie Moeglin*, La place des messagers et des ambassadeurs dans la politique princière à la fin du Moyen-Âge, in: Études de lettres, 2010, Vol. 3; specialists of Islamic history followed: *Géraud Poumarède*, La querelle du sofa. Étude sur les rapports entre gloire et diplomatie, in: Histoire, économie et société, 2001, Vol. 20, 185–197; *Dominique Valérian*, Les agents de la diplomatie des souverains Maghrébins avec le monde chrétien (XIIe–XVe siècle), in: Anuario de Estudios Medievales, 2008, Vol. 38, 885–900; *Güneş Işiksel,* La Diplomatie ottomane sous le règne de Selîm II. Paramètres et périmètres de l'Empire ottoman dans le troisième quart du XVIe siècle, Paris / Louvain 2016; *Nicolas Drocourt*, Introduction, in: id. (Ed.), La figure de l'ambassadeur entre mondes éloignés. Ambassadeurs, envoyés officiels et représentations diplomatiques entre Orient islamique, Occident latin et Orient chrétien (XIe–XVIe siècle), Rennes 2015, 9–18, *E. S. Gürkan*, Mediating Boundaries (fn. 8).

10 Jean-Philippe Genet, Conclusion. Négocier: vers la constitution de normes, in: *M. T. Ferrer Mallol* et al. (Ed.), Negociar en la Edad Media (fn. 9), 571–589, 577; *J.-M. Moeglin*, La place des messagers (fn. 9).

11 *Laurence Badel, Stanislas Jeannesson*, Introduction. Une histoire globale de la diplomatie?, in: Monde(s), 2014, Vol. 5, 6–26, 12.

12 Ibid., 7. See *Frédéric Bauden / Malika Dekkiche* (Ed.), Mamluk Cairo. A crossroad for embassies, Leiden 2019; *Birgit Tremml-Werner, Lisa Hellman, Guido van Meersbergen (Ed.),* Gift and Tribute in Early Modern Diplomacy. Afro-Eurasian Perspectives, in: Diplomatica, Vol. 2/2, 2020.

This is the case with al-Ḥāǧǧ Yūsuf, a Borno ambassador that was active between 1574 and 1583 in the name of sultan Idrīs b. ʿAlī. During this period, his presence was reported in Istanbul, Borno, and Morocco. Playing a key role (although quite unknown) in a vast political struggle that involved the Ottoman Empire, the Borno sultanate, and Morocco between 1574 and 1585, he left, by fragments, some traces of his life and his diplomatic activity. By comparing his life with the few information we have on other Borno ambassadors from the fourteenth to the seventeenth century, we are able to answer the following question: was al-Ḥāǧǧ Yūsuf representative for the Borno ambassadors in the early modern period?

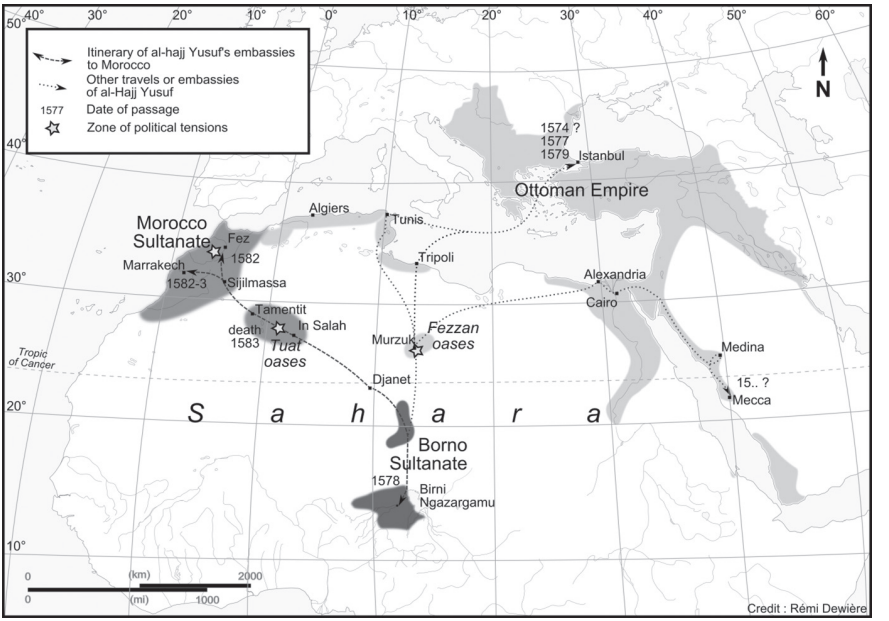

Figure 1: The travels of al-Ḥāǧǧ Yūsuf[13].

I. 1574–1585: A STRUGGLE FOR SAHARA

If we possess that much information about al-Ḥāǧǧ Yūsuf, it is because the historical context in Sahara and its shores (Maghreb and Sahel) was very peculiar[14]. It is related to the entrance of a new politial actor in Africa, namely the Ottoman Empire. In 1517, the Ottomans conquered Mamluk Egypt. Their control of Cairo, followed by the conquest of Mecca and Medina, the two holy cities of Islam, gave

13 *Rémi Dewière*, A struggle for Sahara. Idrīs b. ʿAlī's embassy to Aḥmad al-Manṣūr in the context of Borno-Morocco-Ottoman relations, 1577–1583, in: Annual Review of Islam in Africa, 2014, Vol. 12, 85–91, 86.

14 See ibid.

them a strong legitimacy in the Western Dār al-Islām[15]. A few years later, in the context of Ottoman-Habsburg rivalry, the Ottomans also installed themselves on the African coast of the Mediterranean[16], when they established their suzerainty over Algiers (1533), Tripoli (1551) and Tunis (1569–74)[17]. Moreover, the conquest of Tunis was followed by an imperialist attitude towards the interior of Africa. In 1574 or 1577, according to the sources, the Ottoman officer Mahmud Bey led from Tunis the conquest of the Fezzān oases, an important commercial crossroad in the Central Sahara[18]. The Ottoman conquest of Fezzān forced its rulers to flee to the South, to Katsina, close to the Borno Sultanate.[19] This conquest challenged the Bornoan influence in Sahara[20]. In 1576, the Moroccan ruler ʿAbd al-Mālik recognized the suzerainty of the Ottoman Sultan Murad III (r. 1574–1595)[21]. In 1579 and 1581, the governor of Algiers tried to control the Tuat oases[22]. However, these initiatives were fragile, considering the weakness of Ottoman central power in this area.

Morocco and Borno sultanate quickly reacted to these agressions. Between 1574 and 1579, Idrīs b. ʿAlī sent several embassies to Istanbul in order to ask the Ottomans to give back a fortress named Q.rān or F.zān, that might be in Fezzan oases, or Fezzan itself[23]. The request had mixed results. On the one hand, the Ot-

15 *Suraiya Faroqhi*, The Ottoman Empire and the World around it, London 2004, 72; Ibid., Legitimizing the Ottoman sultanate. A framework for Historical Analysis, in: *Hakan T. Karateke*, *Maurus Reinkowski (Ed.),* Legitimizing the order. the Ottoman rhetoric of State Power, Leiden 2005, 13–52, 30.

16 *Maria Pia Pedani*, Some remarks upon the Ottoman Geo-political Vision of the Mediterranean in the Period of the Cyprus War (1570–1573), in: *Colin Imber*, *Keiko Kiyotaki (Ed.),* Frontiers of Ottoman studies. State, Province, and the West, London 2005, 23–36, 24; *Salvatore Bono*, Storiografia e fonti occidentali sulla Libia, 1510–1911, Rome 1982, 26–27.

17 *Emrah Safa Gürkan*, The Center and the Frontier. Ottoman Cooperation with the North African Corsairs in the Sixteenth Century, in: Turkish Historical Review, 2010, Vol. 1, 125–163; *Güneş Işıksel*, Le statut de la Tripolitaine dans l'espace politique Ottoman au XVIe siècle, in: Hypothèses, 2013, Vol. 16, 375–382.

18 Some sources affirm that Fezzan was first occupied by the Ottomans between 1553 and 1573. The oases appear in a list of territories under the administration of the Algiers *vilayet*. It seems that following the Ottoman presence in Tripoli, they increased their influence on Fezzan (*Ferifun M. Emecen*, *İlhan Şahin*, Osmanlı taşra teşkilâtının kaynaklarından 957–958 (1550–1551) tarihli sancak tevcîh defteri, in: Belgeler, 1999, Vol. 23, 53–123, 98). Bearing in mind the 1574 conquest, that seems much more credible: see *Alain Blondy*, Présentation, in: *Anne-Charles Froment De Champlagarde*, *Alain Blondy (Ed.),* Histoire abrégée de Tripoly de Barbarie 1794 et Suite de l'Histoire de la régence de Tripoly de Barbarie règne d'Ali Caramanly, Paris 2001, 7–37, 17.

19 *Gustav Nachtigal*, Sahara and Sudan, transl. by *Allan G. B. Fisher* and *Humphrey J. Fisher,* London 1980, Vol. 1, 151; *Bradford G. Martin*, Ahmad Rasim Pasha and the suppression of the Fazzan Slave Trade, 1881–1896, in: Africa (Roma), Vol. 38, 1983, 545–579, 558–559.

20 *Dierk Lange*, A Sudanic Chronicle. The Bornu Expeditions of Idris Alauma (1564–1576), according to the account of Ahmad b. Furṭū, Stuttgart 1987, 38; *John E. Lavers*, Adventures in the chronology of the states of the Chad basin, in: *Daniel Barreteau, Charlotte Von Graffenried (Ed.),* Datation et chronologie dans le bassin du lac Tchad, Paris 1993, 255–267, 258.

21 *Nabil Mouline*, Le califat imaginaire d'Ahmad al-Mansûr, pouvoir et diplomatie au Maroc au XVIe siècle, Paris 2009, 119.

22 *Z. Dramani-Issifou*, L'Afrique Noire (fn. 3), 132–133.

23 Bradford G. Martin reads *Q.rān* instead of *F.zān*. However, he recognizes that the term "q-r-ā-n" might be a scribal error for "f-z-ā-n" (*Bradford G. Martin*, Mai Idris of Bornu and the Ottoman Turks, 1576–78, in: International Journal of Middle East Studies, Vol. 3/4, 1972, 470–490, 471, 482).

toman sultan rejected the Borno sultan's demand,[24] but on the other hand, he gave some strict orders to the Ottoman authorities of the oases in order to regulate the relations between the local authorities and the Borno subjects.[25]

In Morocco, the rise of the sultan Aḥmad al-Manṣūr (r. 1578–1603), from the Saadi dynasty, led to tense diplomatic relations and a progressive break between Istanbul and Morocco. After the battle of *al-ksar al-kabīr* in 1578, Aḥmad al-Manṣūr succeeded in taking advantage of the rivalry between the Ottoman Empire and the Habsburgs in Spain. He declared his full independence towards the Ottomans in 1582 and proposed himself as the rightful caliph of Islam, challenging the Ottoman supremacy on the Dār al-Islām[26]. It is precisely at that period that the Borno sultan sent another embassy to Aḥmad al-Manṣūr, probably in order to create an axis against the Ottomans.

The Ottoman occupation of Fezzān did not last for long: between 1582–3 and 1585, the whole Ottoman garrison was slaughtered and the ancient rulers of Fezzān returned from their exile.[27] As John Wright suggested, the Borno Sultanate probably supported this uprising.[28] The proximity between this event and the Borno embassy to Morocco is striking. It is very probable that Idrīs b. ʿAlī took advantage of the opposition between Aḥmad al-Manṣūr and Murad III in order to solve a local issue.

II. AL-ḤĀǦǦ YŪSUF, NINE YEARS OF TRANS-SAHARAN EMBASSIES

The Bornoan diplomatic missions to the Ottomans were undertaken by one man: al-Ḥāǧǧ Yūsuf. In fact, we find his name (or clues about his name) in three different sources, from three different contexts: In Borno, in Istanbul, and in Morocco[29]. Yūsuf is first mentioned in the Ottoman archives of the Muhimmet Defterleri. Between 1574 and 1579, several orders sent to the different Beys of Tunis, Tripoli, Fezzān, and Egypt by the central power in Istanbul reported the on-going and the consequences of the Borno-ottoman diplomatic relationship. Al-Ḥāǧǧ Yūsuf is only mentioned by his name once, in the orders given to the *beglerbeg*-s of Fezzān and Egypt, in August 24th, 1579:

> "Actually, the honour of his pairs and notables, Yūsuf – May his power increase – the ambassador of his Excellency the *amīr*'s [Prince] refuge, the *hakim* of Borno, *amīr* Idrīs […] executed his mission as expected and he is returning to the aforementioned *amīr*."[30]

24 *B. G. Martin*, Mai Idris of Bornu (fn. 23), 478.
25 Mühimme Defterleri XXX n° 440; see *B. G. Martin*, Mai Idris of Bornu (fn. 23), 481.
26 *N. Mouline*, Le califat imaginaire (fn. 21), 121.
27 *A. Froment De Champlagarde*, *A. Blondy (Ed.),* Histoire abrégée de Tripoly (fn. 18), 45; *B. G. Martin*, Ahmad Rasim Pasha (fn. 19), 562.
28 *John Wright*, Libya, Chad and the Central Sahara, London 1989, 44; see also *Knut Vikør*, The oasis of salt, the History of Kawar, a Saharan centre of salt production, Bergen 1999, 182 n. 3.
29 *B. G. Martin*, Mai Idris of Bornu (fn. 23), 474.
30 MD XL n° 138, 1 Receb 987; *C. Orhonlu*, Osmanlı – Bornu (fn. 6), 128. Translation by *Güneş Işıksel.*

In the other orders, dated from 1574 and 1577 and sent to the *beglerbeg*-s of Tripoli and Tunis, there are no details given about the identity of the ambassador. However, two other documents give evidences that al-Ḥāǧǧ Yūsuf went in Istanbul in 1577. The first document is a copy of an Ottoman letter written by Murad III to the Borno sultan Idrīs b. ʿAlī, in 1577. In this letter, there is a reference to the Borno ambassador's ḥāǧǧ, the pilgrimage to Mecca:

> "Your letter has arrived by the hand of your messenger, [who] returns to you with this agreeable answer, [he who is] the opener, through his loyal friendship, of the best of portals, Al-Ḥāǧǧ …[31] – may God decree his safety and facilitate his return in happiness!"[32]

The hypothesis that all these texts refer to the same man is confirmed by a Borno document. The name of al-Ḥāǧǧ Yūsuf appears in the *kitāb ġazawāt Kānim*, a voluminous description of the military campaigns from the Borno sultan Idrīs b. ʿAlī in Kanem sultanate, located in present Chad[33]. Written in 1578 by the head imam of Borno, Aḥmad b. Furṭū[34], this narrative reports that Idrīs b. ʿAlī met an Ottoman ambassador in January 1578. This ambassador crossed the Sahara with al-Ḥāǧǧ Yūsuf:

> "When we headed towards the west, we met the emissaries of the king, the lord of the place of "Dambuluh[35]", known as his "Sublime Porte" (*bābihim musṭafīn*), who were sent to our sultan, headed by the scholar (*ʿālim*) al-Ḥāǧǧ Yūsuf."[36]

The latter was carrying the diplomatic letter previously mentioned. Aḥmad b. Furṭū, who was a high member of the Bornoan court, must have known well al-Ḥāǧǧ Yūsuf. Unfortunately, he does not say much about him, except that al-Ḥāǧǧ Yūsuf is a *ʿalim*, an Islamic scholar. Hence, al-Ḥāǧǧ Yūsuf went to Istanbul in 1577 and 1579. It is most probable that he was also the ambassador that the Ottoman archives mention in 1574[37]. The order written to the *beglerbeg* of Tripoli in April 12th, 1574, gives details regarding the practical side of al-Ḥāǧǧ Yūsuf's journey:

31 Blank space.

32 Short Arabic version, Mühimme Defterleri, vol. xxx, pp. 213–14 in: *B. G. Martin*, Mai Idris of Bornu (fn. 23), 474.

33 *Aḥmad b. Furṭū,* Tārīkh May Idrīs wa-ġazawātihi lil-'imām Aḥmad al-Barnawī, ed. by *Sir Herbert Richmond Palmer,* Kano 1932; *Aḥmad b. Furṭū,* History of the First Twelve Years of the Reign of Mai Idris Alooma of Bornu (1571–1533) by his Imam Ahmed ibn Fartua; together with the 'Diwan of the sultans of Bornu' and 'Girgam' of the Magumi, transl. from the Arabic with introduction and notes, by *Sir Herbert Richmond Palmer* Lagos 1926 (1970). Aḥmad b. Furṭū also wrote a narrative of the military campains in Borno, the *kitāb ġazawāt Barnū: D. Lange*, A Sudanic Chronicle (fn. 20).

34 For a study on Aḥmad b. Furṭū, read *Rémi Dewière*, Aḥmad ibn Furṭū, portrait d'un *ʿālim* soudanais du XVIe siècle, in: *Nicola Melis*, *Mauro Nobili (Ed.),* Futūḥ al-buldān. Sources for the Study of Islamic Societies / Fonti per lo studio delle società Islamiche, Rome 2012, 39–54.

35 Identified as Istanbul (*Sir Herbert Richmond Palmer*, Sudanese Memoirs, three volumes in one. London 1928 (1967), Vol. 1, 76).

36 RAS, K/K, fol. 111v; *H. R. Palmer*, Tārīḫ may Idrīs (fn. 33), 127.

37 *B. G. Martin*, Mai Idris of Bornu (fn. 23), 474; *H. R. Palmer*, Sudanese Memoirs (fn. 35), Vol. 1, 69.

> "It was reported to us that the *hakim* of Borno […] sent to our threshold of felicity his emissary, in company of five men. I ordered that when he arrives[38], if it is true that the aforementioned [the *hakim* of Borno] sends his emissaries, in company of five men, you will send twenty of your agents to welcome them and that there is no risk […] on the roads. When they will be ready to arrive at our threshold of felicity, you will offer them a certain number of your agents and put them under the responsibility of *sandjakbeg* ʿIsà and will send them safe with their registers to my sublime threshold in the boat of caid Ferhad."[39]

First, the Borno ambassador arrived at the Ottoman border, a place before Tripoli that is most probably Fezzān, conquered by the Ottomans the same year. Thereupon, his presence was reported to Murad III in Istanbul. The order was written at that moment, in order to settle the details of his journey to the Ottoman sultan. Al-Ḥāǧǧ Yūsuf had crossed the Sahara and met the twenty men from the Tripoli *beglerbeg* between Fezzān and Tripoli. Finally, the Borno ambassador sailed from Tripoli to Istanbul. He did so in the boat of the caid[40] Ferhad that was waiting for him. It is most probable that this very precise order was sent from this boat.

Last but not least, the Moroccan chronicler and former minister of the Moroccan sultan Aḥmad al-Manṣūr, ʿAbd al-ʿAzīz b. Muḥammad al-Fištālī (d. 1622–3), described in the *Manāhil al-ṣafā*[41] a Borno embassy, between 1581 and 1583. In al-Fištālī's description, Idrīs b. ʿAlī serves simply as a foil for the Caliphal propaganda of Aḥmad al-Manṣūr[42]. However, the author informs us that the Borno ambassador who came to Morocco previously went to Istanbul:

> "[The Borno sultan] previously sent this emissary to the ruler of the countries of Rūm and Orient to Istanbul, asking the latter to answer his request. The emissary turned back unsuccessful, and the sultan sent him to the Commander of the Believers [Aḥmad al-Manṣūr]."[43]

38 Probably are the frontier of Tripolitan jurisdiction.

39 MD XXIV, s. 130, hüküm 359, 20 zilhicce 981 (12 avril 1574), *C. Orhonlu*, Osmanlı – Bornu (fn. 6), 125, transl. by *Güneş Işıksel.*

40 Military position, that might be captain of the ship in this context (*G. S. Colin,* Ḳā'id, in: The Encyclopaedia of Islam. 2nd edition, Vol. 4, Leiden 1997, 456.

41 The *Manāhil al-ṣafā* was considered to be lost for a long time, until some fragments were discovered in Rabat. These were edited in 1973: *A. ʿA. al-Fištālī*, *ʿA. Karīm (Ed.),* Manāhil al-ṣafā (fn. 7). Another description of this event with more details was written by a Moroccan historian at the end of the nineteenth century: *Ahmed En-Nâciri*, *Mahammed En-Nâciri* (Transl.), Kitab el-Istiqça li-akhbâr Doual el-Maghreb el-Aqça ou recherche approfondie sur l'histoire des dynasties du Maroc, Vol. V, Les Saâdiens (1509–1609), Paris 1936. There are some discrepancies between these two texts, especially concerning the chronology of the events. Finally, Muhammad al-Hajj translated this episode from En-Nâciri's text in English: *Muhammad al-Hajj*, Some diplomatic correspondence of the Seifuwa Mais of Borno with Egypt, Turkey and Morocco, in: *Bala Usman*, *Muhammad Nur Alkali (Ed.),* Studies in the history of the pre-colonial Borno, Kano 1983, 156–174, 171–174.

42 *N. Mouline*, Le califat imaginaire (fn. 21), 121.

43 *A. ʿA. al-Fištālī*, *ʿA. Karīm (Ed.),* Manāhil al-ṣafā (fn. 7), 68; *A. En-Nâciri*, *M. En-Nâciri* (Transl.), Kitab el-Istiqça (fn. 41), 181.

Here again, the emissary is al-Ḥāǧǧ Yūsuf, who went twice to Morocco as an ambassador. His last trip ended tragically, as he died in the Twat oases in 1583, on his third diplomatic mission towards Morocco (see figure 1).

Hence, the documents reveal that al-Ḥāǧǧ Yūsuf was sent by Idrīs b. ʿAlī in diplomatic mission six times across the Sahara, from 1574 to 1583. His title of *ḥāǧǧī* indicates that he also travelled to Mecca before, a journey that included another cross of the desert.

The continuous succession of diplomatic missions brought T. Hodgkin to qualify al-Ḥāǧǧ Yūsuf as a professional diplomat[44]. The term is unsuitable for early modern diplomatic agents in sub-Saharan Africa, as in many other places. In fact, al-Ḥāǧǧ Yūsuf's profile is closer to the trans-Saharan trader, who travelled back and forward across the Sahara in order to exchange Mediterranean horses and goods with black slaves, as it was described by Leo Africanus (or Ḥasan al-Wazzān)[45]. The simulation of his travels, taking into account the average duration of a trans-Saharan journey, and the reports of his presence at various moments of his life, for example in Borno in January 1578 or in Istanbul in May 1577, fits with the patterns of trans-Saharan caravans between Tripoli and Borno (see figure 2): from September to March, the cold season was the perfect period to cross the desert.

	1573		1574	1575	1576		1577	1578		1579	1580	1581	1582	1583
January			Tripoli or Tunis	Borno	?		Tripoli or Tunis	Borno	Tripoli or Tunis		Borno	?	Fez	Marrakesh
February			Mediterranean	?	?		Mediterranean	?	Mediterranean		?	?	Sahara	Sahara
March			Mediterranean	?	?		Mediterranean	?	Mediterranean		?	?	Sahara	Sahara
April			Mediterranean	?	?		Mediterranean	?	Mediterranean		?	?	Sahara	Sahara
May			Istanbul	?	?		Istanbul	?	Istanbul		?	?	Sahara	Sahara
June			Mediterranean	?	?		Mediterranean	?	Mediterranean		?	?	Borno	Borno
July			Mediterranean	?	?		Mediterranean	?	Mediterranean		?	?	Borno	Borno
August			Mediterranean	?	?		Mediterranean	?	Mediterranean		?	Borno	Borno	Borno
September	Borno		Tripoli or Tunis	?	Borno		Tripoli or Tunis	Borno	Tripoli or Tunis		?	Sahara	Sahara	Sahara
October	Sahara	Sahara		?	Sahara	Sahara		Sahara	Sahara		?	Sahara	Sahara	Sahara
November	Sahara	Sahara		?	Sahara	Sahara		Sahara	Sahara		?	Sahara	Sahara	Sahara
December	Sahara	Sahara		?	Sahara	Sahara		Sahara	Sahara		?	Sahara	Sahara	

Figure 2: Simulation of Al-Ḥāǧǧ Yūsuf's diplomatic journeys

Moreover, two documents indicate that al-Ḥāǧǧ Yūsuf travelled in the company of other traders. First, when Aḥmad b. Furṭū describes the meeting with the Ottoman ambassador, he writes that al-Ḥāǧǧ Yūsuf and the ambassador arrived with other Borno traders[46]. Then, al-Fištālī reported that he reached Fez with other traders[47]. Last but not least, a further inquiry reveals that the value of the diplomat-

44 *Thomas Hodgkin*, Diplomacy and diplomats in the Western Sudan, in: *K. Ingham (Ed.),* Foreign Relations of African States, London 1974, 3–24, 17.

45 About this author, read *Natalie Zemon Davis*, *Trickster Travels. A Sixteenth-Century Muslim between Worlds*, New York 2006; *François Pouillon (Ed.),* Léon l'Africain, Paris 2009.

46 "With them, there was our friend Dirkumah Faṭar ibn Ġambuwā and many other merchants" (RAS, K/K, 111v; *H. R. Palmer*, Tārīḫ may Idrīs (fn. 33), 127).

47 *A. ʿA. al-Fištālī*, *ʿA. Karīm (Ed.),* Manāhil al-ṣafā (fn. 7), 67.

ic gifts he gave to the Moroccan sultan[48] was equivalent to the value of a trading caravan arriving in Tripoli[49]. All these elements are, in my opinion, enough to affirm that al-Ḥāǧǧ Yūsuf was originally a trader.

Al-Ḥāǧǧ Yūsuf was not only a trader, but he also beared the title of *ḥāǧǧī* and was an Islamic scholar[50]. In Saharan context, many traders were jurists and vice-versa[51]. The religious and legal knowledge of Yūsuf must have been of great help for performing his business. In fact, the gap between religious and mercantile mobility was tight in the trans-Saharan context, especially regarding the pilgrimage to Mecca. On the one hand, pilgrims used the expertise and logistic of traders to cross the Sahara; on the other hand, transsharan traders used the *ḥaǧǧ* caravans in order to avoid taxes, as pilgrims were exempted from them[52]. Therefore, many trans-Saharan traders were also *ḥāǧǧī*.

Was Al-Ḥāǧǧ Yūsuf's uninterrupted succession of diplomatic missions a sign of Idrīs b. ʿAlī's trust or dependance towards him? On the one hand, al-Ḥāǧǧ Yūsuf had enough time to acquire specific diplomatic skills. Operating in the context of political tensions between the Ottoman, the Moroccan and the Bornoan sultans, al-Ḥāǧǧ Yūsuf was a key actor of the negotiations that occurred between 1577 and 1583. The trust that Idrīs b. ʿAlī placed in Yūsuf is impressive as well as the nine years he spent in order to accomplish his diplomatic missions. On the other side, the choice of al-Ḥāǧǧ Yūsuf as ambassador might have been pragmatic. He was probably chosen as ambassador because of his curriculum. As transsaharan trader, scholar and *ḥāǧǧī*, he had the technical and financial abilities to accomplish such missions. Furthermore, Al-Ḥāǧǧ Yūsuf probably used this charge to enlarge his social and economic capital and credit[53]. Thanks to these missions, he was able to reach Istanbul, Fes and Marrakesh and to establish contacts beyond Borno's networks. In fact, these places are the farest places reached by a Borno trader in the Early modern History, as far as we know, and we can discourse on the private interests and advantages related to these journeys for a trader and his relatives.

48 The gift was more than two hundred slaves of both sexes (*Ibid.,* 67). See also *M. al-Hajj,* Some diplomatic correspondence (fn. 40), 171.

49 This information is given by Caullet, the French consul in Tripoli between 1753 to 1756 (*François Renault*, La Traite des Esclaves Noirs en Libye au XVIIIe siècle, in: The Journal of African History, Vol. 23/2, 1982, 163–181, 169; *Rémi Dewière,* 'Ismaël pria Osman de luy donner quelques Chrestiens'. Gift Exchanges and Economic Reciprocity in trans-Saharan Diplomacy (Sixteenth–Seventeenth Centuries), in: Diplomatica, Vol. 2/2, 2020, 223–247.

50 Aḥmad b. Furṭū wrote he was a *ʿalim*.

51 *Ghislaine Lydon*, On Trans-Saharan Trails, Islamic Law, Trade Networks, and Cross-cultural Exchange in Nineteenth-Century Western Africa, Cambridge 2009, 279.

52 *Terrence Walz*, Trade between Egypt and bilad al-Takrur in the eighteenth century, paper given in the conference: The Economic History of the Central Savanna of West Africa, Kano 1976 (Online), http://www.academia.edu/740367/Trade_between_Egypt_and_bilad_al-Takrur_in_the_eighteenth_century (14.09.2017), 1–35, 24, *ʿUmar al-Naqar*, The pilgrimage tradition in West Africa, Khartoum 1972, 98.

53 *H. von Thiessen*, Switching Roles in Negotiation. Levels of diplomatic communication between pope Paul V Borghese (1605–1621) and the ambassadors of Philip III, in: *Stefano Andretta* et al. *(Ed.),* Paroles de négociateurs. L'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Âge à la fin du XIXe siècle, Rome 2010, 151–172, 153.

Even without self-testimonies, it is possible to highlight al-Ḥāǧǧ Yūsuf's mixing roles. We can also point out whether his background had consequences on his mission or which financial and social interests motivated his duty. Being at the same time a pilgrim, a trader and a diplomat, al-Ḥāǧǧ Yūsuf is, in a way, the ideal Borno ambassador to study. However, is his example a was he an exception or representative of the Sahelian ambassadors?

III. ONE BORNO AMBASSADOR AMONG OTHERS

Concerning the other ambassadors from Borno and neighbouring states, our sources are very scarce. However, on the light of al-Ḥāǧǧ Yūsuf's biography, we can try to identify a profile in the *longue durée*. The first known ambassador is mentionned by the Arab writer al-Qalqašandī, at the occasion of a Bornoan diplomatic mission to the Mamluk Egypt in 1391. The name of this ambassador was Idrīs b. Muḥammad, a cousin of the Borno sultan ʿUṯmān b. Idrīs (1389–1421). Idrīs b. Muḥammad accompanied the Borno pilgrims to Mecca and went with them to perform the *ḥaǧǧ*[54]. Between 1391 and 1393, he executed two diplomatic missions in Cairo. Each time, he continued his journey to Mecca after delivering the letter, and then took back the Mamluk answer on his return from the pilgrimage. His travels across Sahara occured during the hot season, but he could have used the facilities of the pilgrim caravans in order to perform his missions as fast as possible (see figure 3). Moreover, the return from Cairo to Borno was done during the cold season (from January to March) – the best moment to cross the Sahara.

	1391	1392	1393
January		Sahara	Sahara
February		Sahara	Sahara
March		Sahara	Sahara
April	Borno	Borno	Borno
May	Sahara	Sahara	
June	Sahara	Sahara	
July	Sahara	Sahara	
August	Cairo	Cairo	
September	Mahmal	Mahmal	
October	Mecca	Mecca	
November	Mahmal	Mahmal	
December	Cairo	Cairo	

Figure 3: Diplomatic journeys to Mamluk Cairo of Idrīs b. Muḥammad (1391–1393)

54 Al-Qalqašandī, kitāb ṣubḥ al-aʿšā, Cairo 1915, Vol. 8, 116, English translation in *Nehemia Levtzion*, *John F. P. Hopkins*, Corpus of Early Arabic Sources for West African History, Cambridge 1981 (2000), 347.

Here, the family ties[55] of Idrīs b. Muḥammad with the Borno sultan and his integration into the *ḥaǧǧ* caravans is striking. We find these characteristics in other examples, too. In 1655, one member of the sultan's family went to Tripoli with a diplomatic letter to ʿUṯmān Pacha Saqīzlī (1649–1672):

> "He sent to Tripoli Cidi Ismaël. This ambassador was approximately two months on the road. And as he was a relative of Mahi-Haly[56], as soon as the Pacha learned he entered into his state, he sent Regep Bey with two hundred horses in order to receive him and accompany him into the city. The Pasha received him with all kinds of impressiveness. Ismaël's company was of twenty-five men, all black as himself. Their weapons were the bow and the scimitar, and they were dressed with robes of white or blue hessian with long sleeves."[57]

Other ambassadors were slaves or eunuchs. In 1637, the Borno sultan ʿUmar b. Idrīs (1619–1639) sent to the Pacha of Tripoli Muḥammad Saqīzlī (1633–1649), "one of his main eunuchs", in order to deal with a delicate negotiation concerning the establishment of a trade monopoly between Tripoli and Borno[58]. Be it eunuch or relative, the personal bonds with the Borno sultan remained strong: many close administrators at the Borno court were of slave origin[59].

Could we then conclude that al-Ḥāǧǧ Yūsuf was a sultan's relative, through servile or family bonds? We can't confirm it, as other ambassadors were not relatives of the sultan. In the context of the negotiations that preceded the wars between the Kanem and Borno sultanates in 1574, Aḥmad b. Furṭū reported that the Borno sultan Idrīs b. ʿAlī sent an ambassador named Fuskī b. Kilīlih, to the Kanem sultan ʿAbd al-Ǧalīl b. ʿAbd al-Ǧalīl:

> "Following the right path, he sent his emissary named Fuskī b. Kilīlih from Kayī's tribe, bearing his letter to the Bulālah sultan, to its governors and its captains."[60]

The difference of status must be related to the nature or the destination of his mission. Fuskī b. Kilīlih was "from Kayī's tribe". According to several manuscripts found by the British colonial administrator H. R. Palmer (1877–1958) in Nigeria,

55 *J.-M. Moeglin*, La place des messagers (fn. 9).

56 The Borno sultan ʿAlī b. ʿUmar (1648–1677).

57 BnF, MF ms. 12220 26. Also in 1789, a Borno prince was seen in Tripoli with his wifes: "The Prince of Borno, considering he comes from the interior of Africa, is extremely well informed, and much acquainted with the state of Europe. […] His attendants were composed of Turks and blacks, and all perfectly well accoutred." *Tully (Miss)*, Letters written during a ten years' residence at the court of Tripoli; published from the originals in the possession of the familly of the late Richard Tully, esq. The british consul: comprising authentic memoirs and anecdotes of the reigning bashaw, his family, and other persons of distinction; also, an acount of the domestic manners of the Moors, Arabs, and Turk, London 1819, Vol. 2, 53.

58 BnF, MF ms. 12219, fol. 198v.

59 *J.-L. Triaud*. Idris Alaoma (fn. 2), 49.

60 RAS, K/K, fol. 55r; *H. R. Palmer*, Tārīḫ may Idrīs (fn. 33), 61–62.

the Kayi were Bulala from Kanem[61]. Therefore, he had straight contacts in the Kanemi court that would have helped him during his journey.

Aḥmad b. Furṭū's narration reveals another common characteristic of many Sahelian ambassadors in the sixteenth century: their shared experience of the *ḥaǧǧ*, the annual pilgrimage to Mecca. The relation between the diplomatic use of pilgrimage has been well studied in the Early Modern Middle East[62]. But examples taken from Ahmad b. Furtu's work reveals that, back in their homeland, people who did the journey to Mecca were particularly involved in diplomatic activities. In fact, the combining of this very concrete experience (the journey to Mecca) and the mystical experience (the ritual itself) transformed the pilgrim, who became a *ḥāǧǧī*. The *ḥaǧǧ* is "an in-between that symbolizes the passage from one status to another[63]", and the title of *ḥāǧǧī* was a proof and recognition of this religious experience, but also of an initiatic path and personnal effort that brought the pilgrim to a better understanding of the world, an experience of travel and a better knowledge in Islamic sciences. Actually, being a *ḥāǧǧī* gave a special status all along the Dār al-Islām: The *ḥāǧǧī* title had a meaning across borders and put in a way its bearer above the common laws of rulers.

In the context of Borno / Kanem wars from the 1570s, Aḥmad b. Furṭū mentions 104 different actors, coming from Borno and Kanem, who representend the political elite of both sultanates. Among them, ten bore the title of *ḥāǧǧī*. Excluding the rulers, four bornoans and three kanemi did the pilgrimage to Mecca. Among them, at least five had a diplomatic function or were members of the chancelleries from Kanem and Borno (see figure 4).

Alongside with al-Ḥāǧǧ Yūsuf, a Borno local lord named al-Ḥāǧǧ Ḥanū was responsible for an embassy to the Kananiya, a frontier population between Kanem and Borno, and he brought them to the sultan's court[64]. And even if the next exemple, an agent called al-Ḥāǧǧ b. Mūsā, might not have been an ambassador, he was an intermediary between different allied armies in the Kanem campains. Yet it is in Kanem Sultanate that the relation between diplomacy and *ḥāǧǧī* status becomes evident: all the actors who were involved in diplomacy, from the royal scribe to the ambassador, were *ḥāǧǧī*. The Kanemi Ḥāǧǧ b. Dilī was the scribe who wrote a diplomatic letter in the name of the Kanem sultan to the Borno sultan:

> "[The Kanem sultan] wrote a document from al-Ḥāǧǧ b. Dīlī's hand, but they didn't send us an emissary."[65]

61 *H. R. Palmer*, Sudanese Memoirs (fn. 35), 2, 51. See also *R. Dewière*, Regards croisés entre deux ports de désert. L'enjeu des sources pour l'étude des relations entre Tripoli et le sultanat de Borno, in: Hypothèses, 2013, Vol. 16, 391.

62 *Suraiya Faroqhi*, Pilgrims and Sultans, the Hajj under the Ottomans 1517–1683, London 1994.

63 *Sylvia Chiffoleau*, Le pèlerinage à La Mecque à l'époque coloniale. Matrice d'une opinion publique musulmane?, in: *Sylvia Chiffoleau*, *Anne Madœuf (Ed.),* Les pèlerinages au Maghreb et au Moyen-Orient, Damas 2005 (online), http://books.openedition.org/ifpo/1198 (14.09.2017).

64 RAS, K/K, fol. 107r; *H. R. Palmer*, Tārīḫ may Idrīs (fn. 33), 122.

65 Ibid., fol. 55v; ibid., 62.

Another Kanemi, al-Ḥāǧǧ Lafiyā b. al-Ḥāǧǧ Barkayh, carried a letter to the Borno sultan as an ambassador:

> "Al-Ḥāǧǧ Barkayh's son, named al-Ḥāǧǧ Lafiyā, emissary on behalf of [Kanem] sultan ʿAbd al-Ǧalīl b. ʿAbd al-Ǧalīl, came to [Idrīs b. ʿAlī]."[66]

It is noteworthy that his father was a *ḥāǧǧī* too; was he also involved in diplomatic activities? We don't know. However, this list shows that the relation between *ḥaǧǧ* and diplomacy as important on a local level as in the context of trans-Saharan relations! If many ambassadors were *ḥāǧǧī*, it is hard to know if they were Islamic scholars, jurists or sufi as well. As we have seen, many Islamic scholars coupled their intellectual activity with trade, where legal skills were much welcome. Therefore, it is hard to know what impact these scholars had on diplomatic practices. For sure, the status of *ḥāǧǧī* showed a capacity of mobility and multiculturality most welcomed for the diplomatic practice.

Name	Title	Arabic name	Biography
al-Ḥāǧǧ Yūsuf	Ambassador	الحاج يوسف	Bornoan Idris b. 'Ali's ambassador to Istanbul and Morocco between 1574 and 1583
Dāwūd ibn Ibrāhīm (1366-1376) (*ḥāǧǧī*)	Sultan	السلطان ٱلحاج داود بن ابراهيم	Borno sultan
Idrīs b. 'Alī (1564-1596) (*ḥāǧǧī*)	Sultan	السلطان أمير ٱلمؤمنين وَخليفة رَّب ٱلعالمين ٱلحاج ادريس بن علي	Borno sultan, contemporaneous of the author
Idrīs b. 'Alī (1497-1519) (*ḥāǧǧī*)	Sultan	سلطان ٱلملك ٱلعادل ٱلورع ٱلتَقيّ ٱلشّجاع ٱلعَشْمَشْم [...] الحاجّ لبيت ٱلله ٱلحرا ادريس بن علي	Borno sultan
al-Ḥāǧǧ Barkayh		ٱلحاج بَرْكُيه	Kanemi, father of *al-ḥāǧǧ* Lafiyā
al-Ḥāǧǧ Lafiyā b. al-Ḥāǧǧ Barkayh	Ambassador	ولدُ ٱلحاج بَرْكُيه ٱلمسمي بالحاج لفِيا	Kanemi ambassador
al-Ḥāǧǧ Ibn Dilī (or Dibay)	Royal Scribe	الحاج ابن دلي الحاج بن دِبا	Kanemi, scribe who wrote a diplomatic letter. Married to the daughter of the Kanemi sultan's family
Mu'alim al-Ḥāǧǧ 'Umar	Lord of Fayā	صاحبه ورفيقه العالم الحاج صاحب البلد فيا صاحبه المجوب الحاج عمر صاحب البلد فيا وصاحبي العالم الفقيه الحاج عمر صاحب البلد فيا	Bornoan, Lord of the town of Faya, friend of Ahmad b. Furtu
al-Ḥāǧǧ Ibn Mūsā		الحاج ابن موسا	Bornoan, Send by the sultan between to allied armies in the second expedition
al-Ḥāǧǧ Ḥanū	Lord of Rūruh	الحاج حَنُّو صاحب البلد رُورُه	Bornoan, lord of Rūruh. Lead the Kananiya ambassy (frontier between Kanem and Borno) that goes to Borno.

Figure 4: ḥāǧǧī-s in Aḥmad b. Furṭū's Kitāb ġazawāt Kānim (1578)

66 RAS, K/K, fol. 52v; *H. R. Palmer*, Tārīḫ may Idrīs (fn. 33), 59.

I already mentioned the link between trade and *ḥaǧǧ*, and therefore with diplomacy. Chosen for their linguistic skills, their knowledge of itineraries, customs, and territories, traders had the perfect curriculum for being ambassadors, especially on transsahara relations. The religious link between the two shores of the Sahara and the special connexion with the *ḥaǧǧ* favoured former pilgrims and scholars. Actually, in January 1652, when Tripoli had to send an ambassador to Borno in order to make peace after five years of political and commercial tensions, they sent a Tripolitan trader who was already known in Borno[67].

CONCLUSION: AL-ḤĀǦǦ YŪSUF, REPRESENTATIVE OF BORNO AMBASSADORS?

Beyond the lack of sources and the variety of situations and profiles, some common features emerge among Sahelian ambassadors in the Early Modern period. Thanks to the rich documentation that deals with Borno sultanate's diplomacy, we have been able to follow the trajectory of one man, al-Ḥāǧǧ Yūsuf, who played a key role as an ambassador between three sultanates: Morocco, Borno and the Ottoman Empire. For nine years, until his death, he travelled across the Sahara in order to give letters and gifts, and to support Borno's position in the struggle for Sahara that followed the appearance of the Ottomans in Africa.

If the existence of professional diplomats in Borno is very unlikely, the history of al-Ḥāǧǧ Yūsuf shows that the same actor could be sent on diplomatic missions several times and to different places. In the context of the Ottoman and the Mamluk sultanates, C. Yüksel Muslu deals with the same profile of ambassador, qualifying them as "almost diplomats".[68]

This ambiguous situation is favoured by these men's activities that appear between the lines. The reconstitution of al-Ḥāǧǧ Yūsuf's journeys and the comparison with the other Borno ambassadors emphasized the ties between diplomacy, trade, and pilgrimage to Mecca. Therefore, the ambassador's profile in Sahel does not differ from other contexts. Everywhere in the world, traders, jurists, and clercs supported and contributed to diplomatic activities[69]. In fact, diplomacy relies on a certain juridical knowledge, regarding the conduct of negotiation and the juridical status of the ambassador in foreign land[70]. The intervention of religious intermediaries was an answer to the issue related to the foreign status of the ambassador, in a land that could be in a state of war with its representative. The ambassador was

67 "Nous avons donné de présant à vostre envoyé, et à vostre marchand ordinaire, soicante dix testes des Petits (nains) et des grands", in: BnF, MF 12220, fol. 322v.

68 *Cihan Yüksel Muslu*, The Ottomans and the Mamluks. Imperial Diplomacy and Warfare in the Islamic World, London 2014, 27.

69 *Stéphane Péquignot*, Les marchands dans la diplomatie des rois d'Aragon, in: *Lorenzo Tanzini, Sergio Tognetti (Ed.),* Il governo dell'economia. Italia e peninsola iberica nel basso medioeve, Rome 2014, 179–204, 181. *Christian Windler,* Afterword. Gift and Tribute in Early Modern Diplomacy: a Comment, in: Diplomatica, Vol. 2/2, 291–304, 304.

70 *J.-M. Moeglin*, La place des messagers (fn. 9).

under the jurisdiction of God, beyond the ruler's laws, using his charisma and his religious authority in order to meet rulers and cross borders[71].

In both the Islamic and the Sahelian context, this authority was reinforced with the pilgrimage to Mecca. The experience of the *ḥaǧǧ* was in a way an answer to the juridical issue of the ambassador's *raison d'être*: his capacity to cross borders and jurisdictions during his mission in the Dār al-Islām. In fact, the *ḥāǧǧī* were particularly involved in diplomacy in the area of lake Chad and in Trans-Saharan relations. Chosen for their linguistic skills, their knowledge of itineraries, customs, and territories, *ḥāǧǧī*-s had the perfect curriculum for being ambassadors. In a position of go-between, they were a part of transnational networks developped on the base of pilgrimage networks, from Lake Chad to Mecca.

In the context of trans-Saharan relations, diplomacy was also performed by trans-Saharan traders. Were they travelling on their own account or were they at the service of the sultan? We don't know. However, the diplomatic gifts brought during their journeys were included into the mercantile exchanges between the two shores of the Sahara, as in other contexts[72]. The diplomatic letter, the function of trader and the status of *ḥāǧǧī* gave to these men all the necessary skills and tools for traveling frontiers, for engaging in intercultural negotiations, and for representing Borno's power in the Dār al-Islām.

The commercial and religious dimensions of diplomacy were not exclusive to the Borno representatives, but to the sultans themselves, too. Several times, the Borno sultans performed the *ḥaǧǧ*, especially during the early modern period. By doing so, they stopped in Cairo and traded in order to bring back goods to Borno. Moreover, travelling to Cairo and visiting the Sahara oases was the perfect opportunity to directly negotiate with their political and commercial counterparts. The example of the Borno sultan ʿAlī b. ʿUmar (1648–1677), who travelled five times towards Mecca, at his own risks, in order to resist to an economical blocus from Tripoli[73], is the most striking example of mixing styles in transsaharan international relations[74].

71 *Harold Nicolson*, Diplomacy, London 1939 (1942), 18; *Alfred Morabia*, Le ǧihad dans l'Islam médiéval, Paris 1993, 211.

72 *Éric Vallet*, Du système mercantile à l'ordre diplomatique. Les ambassades entre Égypte mamlūke et Yémen rasūlide (VIIe–IXe / XIIIe–XVe siècle), in: Société des historiens médiévistes de l'Enseignement supérieur public *(Ed.),* Les relations diplomatiques au moyen Âge. Formes et enjeux. Actes du 41e congrès de la SHMESP, Paris 2011, 269–301, 278.

73 *R. Dewière*, Du lac Tchad à La Mecque (fn. 1), 36–38.

74 *H. von Thiessen*, Switching Roles in Negotiation (fn. 53), 162.

Nachwort

Dorothea Nolde

Die Tagung „Wahrnehmung und Darstellung – Akteur*innen frühneuzeitlicher Außenpolitik in ihren Selbstzeugnissen" versammelte im Oktober 2016 Nachwuchswissenschaftler*innen aus vier Ländern, die auf dem Gebiet der frühneuzeitlichen Diplomatiegeschichte forschen. Im Fokus standen die Selbstentwürfe diplomatischer Akteur*innen und deren Bedeutung für ihre diplomatische Tätigkeit.

Das Tagungsthema verbindet mit der Kulturgeschichte der Diplomatie und der Selbstzeugnisforschung zwei jüngere Forschungsrichtungen, die erstaunlicherweise bislang noch kaum miteinander verknüpft wurden. Dies mag zum einen daran liegen, dass viele der von diplomatischen Akteur*innen verfassten Schriftstücke primär eine andere Funktion erfüllten als die Selbstauskunft: Diarien, Relationen und Korrespondenzen waren in erster Linie Arbeitsdokumente und sind von der Forschung auch als solche analysiert worden. Dies trifft insbesondere auf die Schreiben offizieller Gesandter zu, in denen Selbstauskünfte nicht selten lediglich ein Beiprodukt darstellen. Doch auch Dokumente, die außerhalb der diplomatischen Tätigkeit entstanden sind, wie etwa Memoiren oder persönliche Briefe, werden eher im Hinblick auf diplomatische Aktivitäten herangezogen, als zur Erforschung des „diplomatischen Selbst", von dem in diesem Band die Rede ist. Zwar thematisiert die neuere Diplomatiegeschichte durchaus biographische Elemente, wie etwa familiäre Herkunft oder Karriereverläufe, wie auch soziale Netzwerke, die Frage nach den in den Quellen enthaltenen Selbstentwürfen bleibt dabei jedoch meist ausgespart.

Sowohl in der Diplomatiegeschichte als auch in der Selbstzeugnisforschung haben jüngere Paradigmenwechsel den Boden für eine Verbindung beider Ansätze bereitet. Die Einführung der zuerst von Christian Windler und Hillard von Thiessen formulierten akteurszentrierten Perspektive hat den Horizont der Diplomatiegeschichte nicht nur über die offiziellen Gesandten hinaus auf weitere Gruppen ausgeweitet, sondern vor allem deren Handlungsspielräume, soziale Netzwerke und Eigeninteressen in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Statt als ausführende Organe werden diplomatische Akteur*innen nunmehr als handelnde Protagonist*innen verstanden. Damit gelangt auch ihr Selbstverständnis als ein wesentlicher, handlungsleitender Faktor in den Blick. Im Gegenzug öffnet in der Selbstzeugnisforschung die Abkehr von der Vorstellung eines autonomen Individuums hin zu den von Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich propagierten Personenkonzepten, die Menschen in ihren konkreten Lebenssituationen und sozialen Beziehungen betrachten, den Blick für ein Selbst, das sich nicht isoliert, sondern

gerade in seiner Eingebundenheit konstituiert. Die Ausprägung des Selbst ist an die jeweilige soziale Konstellation gekoppelt, was die Herausgeber*innen veranlasst, im Kontext der frühneuzeitlichen Diplomatie von einem „diplomatischen Selbst" zu sprechen.

Methodische Ansätze sind bekanntlich immer nur so gut, wie die Erkenntnisse, die sie zutage fördern. Die Beiträge dieses Bandes zeichnen sich dadurch aus, dass sie im Licht ihrer jeweiligen Quellen Konzepte von Rollenpluralität und Selbstentwürfen weiter schärfen und differenzieren. Selbstentwürfe sind eng an soziale Rollen gebunden und *vice versa*, bedeutet doch die Übernahme einer Rolle oder einer Funktion deren aktive Aneignung und damit eine Selbstpositionierung innerhalb einer bestimmten Konstellation. In ihrer Gesamtheit bestätigen die Beiträge die Bedeutung von Rollenpluralität für die frühneuzeitliche Diplomatie, zeigen aber zugleich auch, dass verschiedene Selbstentwürfe keineswegs unverbunden nebeneinander existierten, sondern dass das diplomatische Selbst sich aus einer Mehrzahl anderer Selbstentwürfe speiste. Dementsprechend manifestierte sich Rollenpluralität nicht in einem Wechsel zwischen einzelnen Rollen, sondern im Gegenteil in der Kombination mehrerer Rollen. Um die Vielfalt und die Interdependenz diplomatischer Selbstentwürfe zu erfassen, wählen die Herausgeber*innen das Bild des Kaleidoskops. Dies verdeutlicht, dass mit dem diplomatischen Selbst eine Facette des Selbst in den Fokus genommen wird, ohne dabei andere Facetten zu ignorieren, und verweist zugleich auf die zahlreichen Möglichkeiten der (Re-)Kombination verschiedener Selbstentwürfe.

Die Beiträge umfassen ein breites geographisches und kulturelles Spektrum, das über eine Reihe europäischer Länder von Schweden bis Spanien und darüber hinaus bis ins Osmanische Reich, Indien, Ostasien und den Sahara-Raum reicht. Auch hier bietet sich das Bild des Kaleidoskops an, das einen Facettenreichtum sichtbar macht, der mit diversen *Master Narratives* der Diplomatiegeschichte der Frühen Neuzeit bricht. Noch vor nicht allzu langer Zeit wurde Diplomatiegeschichte vor allem aus der Perspektive von Nationalgeschichten geschrieben. War dagegen von der europäischen Diplomatie die Rede, standen stets einige, wenige Länder im Fokus, insbesondere Italien, Frankreich, Großbritannien und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Eine globalgeschichtliche Perspektive hielt überhaupt erst in jüngster Zeit Einzug in die Diplomatiegeschichte. Sowohl eine nationalgeschichtliche als auch eine arg reduzierte europäische Perspektive haben bisweilen zu pauschalen Verallgemeinerungen und der Vorstellung linearer Entwicklungen geführt, die in der Forschung der letzten Jahre zunehmend in Frage gestellt werden. Dazu zählen die Vorstellungen einer stetigen und in ganz Europa ähnlich verlaufenden Professionalisierung diplomatischer Tätigkeit, einer von Italien ausgehenden gleichmäßigen Ausbreitung ständiger Gesandtschaften in Europa, die flächendeckende Etablierung des Französischen als *Lingua Franca* der Diplomatie sowie der einseitige Export eines europäischen Modells der Diplomatie im Zuge europäischer Expansionen nach Übersee, um nur einige zu nennen. Der vorliegende Band zeigt Verbindungen und Gemeinsamkeiten auf, dokumentiert jedoch auch die Heterogenität, die in der Diplomatie der Frühen Neuzeit

vorherrschte, und trägt dazu bei, ein wesentlich komplexeres und gerade deshalb umfassenderes Bild zu zeichnen.

Die Beiträge dieses Bandes führen neuere Ansätze der Diplomatiegeschichte und der Selbstzeugnisforschung fort, eröffnen neue Perspektiven und laden dazu ein, diese weiterzudenken. Es liegt in der Natur einer Nachwuchstagung, dass Diskussionen und wissenschaftlicher Austausch auch in die weiteren Arbeiten der Teilnehmer*innen einfließen, und so haben etliche von ihnen diese Impulse bereits in Form weiterer Publikationen und Forschungsprojekte umgesetzt. Daher lohnt es sich zum Abschluss, einen genaueren Blick auf die Arbeiten und den weiteren Werdegang der Autor*innen zu werfen.

Julia Gebke ist als Elise-Richter-Stelleninhaberin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien tätig. Sie wurde an der Karl-Franzens-Universität Graz promoviert. Ihre mehrfach ausgezeichnete Dissertation „(Fremd)Körper. Die Stigmatisierung der Neuchristen im Spanien der Frühen Neuzeit" wurde 2020 als Buch inklusive Open Access-Version auf Deutsch sowie Open Access auf Englisch publiziert. Zurzeit arbeitet sie an einem Forschungsprojekt zu dynastischer Politik und Diplomatie der Habsburgerinnen im 16. Jahrhundert, insbesondere zu Kaiserin Maria von Spanien und der spanischen Königin Anna von Österreich. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Jüdischen Geschichte, der Körper- und Geschlechtergeschichte, der DisAbility History, der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte und der Kulturgeschichte des Politischen und der Diplomatie.

Stephan Friedrich Mai war als Universitätsassistent am Institut für Geschichte und als Dokumentationsassistent am Institut für Europäische Ethnologie an der Universität Wien tätig und arbeitet nun als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität der Bundeswehr München. Seine Forschungsinteressen sind die Kulturgeschichte des Politischen, der Diplomatie und des Völkerrechts ebenso wie die Wissensgeschichte, die Historische Anthropologie und die Frauen- und Geschlechtergeschichte. Sein Dissertationsprojekt geht am Fallbeispiel des niederländischen Diplomaten und Gelehrten Abraham de Wicquefort (1606–1682) der Frage nach, wie biographische Erfahrungen und diplomatische Theoriebildung zusammenhängen. Zusammen mit Alexander Preisinger, Senior Lecturer für Fachdidaktik an der Universität Wien, veröffentlichte er im Wochenschau Verlag das Buch „Digitale Spiele und historisches Lernen".

Christof Muigg, Universitätsassistent am Institut für Geschichte der Universität Wien, untersucht in seiner Dissertation die praxeologische Schnittmenge von Militär und Diplomatie am Beispiel der Habsburgermonarchie der Frühen Neuzeit. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind: Neue Militärgeschichte / Kulturgeschichte der Gewalt, Kulturgeschichte der Diplomatie, Geschlechtergeschichte sowie Historische Praxeologie.

Corina Bastian wurde an der Universität Bern und der EPHE Paris promoviert. Ihre Schwerpunkte sind die Geschlechtergeschichte der Diplomatie und die Praxis des Konfliktmanagement. Ihr Buch „Verhandeln in Briefen" analysiert Kommunikations- und Mediationsstrategien in Korrespondenzen während des Spanischen Erbfolgekriegs (1701–1714), mit Fokus auf einen Briefwechsel zweier

hochadeliger Frauen. Zusammen mit Eva Kathrin Dade, Hillard von Thiessen und Christian Windler hat sie den Band „Das Geschlecht der Diplomatie" herausgegeben. Mittlerweile arbeitet sie als Mediatorin und Beraterin in Freiburg.

Lena Oetzel arbeitet aktuell im Rahmen eines Elise-Richter-Stipendiums (FWF) am Institut für die Erforschung der Habsburgermonarchie und des Balkanraumes an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften an ihrer Habilitation zu „Im Geflecht der Interessen. Kaiserliche und Reichsständische Gesandte auf dem Westfälischen Friedenskongress (1643–1649)". Sie ist Mitarbeiterin am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg. 2019 erschien der von ihr mit Dorothée Goetze herausgegebene Sammelband „Warum Friedenschließen so schwer ist. Frühneuzeitliche Friedensfindung am Beispiel des Westfälische Friedenskongresses". Aktuell ist sie Mitherausgeberin von „Early Modern Diplomacy. A Handbook", das 2022 bei de Gruyter erscheinen soll.

Abhimanyu Singh Arha ist Assistenzprofessor am Institut für Geschichte und indischer Kultur an der Universität von Rajasthan, Jaipur, in Indien. Zuvor war er am St. Stephens College in Delhi und der Maharaja Ganga Singh Universität in Bikaner tätig. Er graduierte am St. Stephen's College und wurde an der Jawaharlal Nehru Universität von Neu-Delhi promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte sind breit gefächert und liegen an der Schnittstelle von Ökologie, Handel und Staatsbildungsprozessen. Zudem interessiert er sich für die Geschichte regionaler Dialekte, die Geschichte der Diplomatie und Selbstzeugnisse.

Rike Szill arbeitet derzeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der CAU Kiel. Sie verfügt über einen Abschluss (M.Ed.) in Geschichte und Lateinischer Philologie sowie über ein Zertifikat in Griechischer Sprache und Literatur. Ihr Promotionsprojekt befasst sich mit den Sinnstiftungsstrategien der Einnahme Konstantinopels 1453. Zu ihren Forschungsinteressen zählen die Kommunikations- und Historiographiegeschichte sowie der Kulturtransfer zwischen Byzanz und dem lateinischen Westen. Ferner war sie Mitorganisatorin einer Tagung zu Eroberten in der Vormoderne im November 2020.

Marcus Stiebing hat von 2009 bis 2015 Geschichte, Sozialkunde, Erziehungswissenschaft und Latinistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena studiert. Zwischen 2015 und 2018 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für die Geschichte der Frühen Neuzeit. Zwischen 2017 und 2020 bezog er ein Promotionsstipendium von der Studienstiftung des deutschen Volkes. Im Herbst 2020 hat er seine in Jena und Salzburg betreute Dissertation zum Thema „Politische Entscheidungsfindung zum Krieg. Die Herzöge von Sachsen-Weimar zwischen gelehrtem Diskurs und fürstlicher Beratung (1603–1623)" erfolgreich abgeschlossen. Zwischen April 2021 und März 2022 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter der Professur Geschichte der Frühen Neuzeit an der HSU / UniBw Hamburg. Seit April 2022 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Stuttgart.

Martin Bakeš wurde 2018 an der Universität Pardubice in Tschechien zu Habsburger Diplomaten im Königreich Schweden zwischen 1650 und 1730 promoviert. Seine Forschungsinteressen liegen in der Adels- und Diplomatiegeschichte; letzte-

re mit einem Fokus auf die diplomatischen Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und dem skandinavischen Raum in der Frühen Neuzeit.

Aydın Süer studierte Soziologie an der Universität Trier und der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach seinem Abschluss mit einer Arbeit über „Diskursive Konstruktionen von Grenze – Die Türkei als das kulturelle Andere Europas" wurde er an der Berlin Graduate School of Social Sciences zum Thema „Diskurse des Niedergangs – Reflexionen über das Eigene und das Fremde in osmanischen und türkischen Reiseberichten" promoviert. Mit seinem Postdoc-Projekt „Kunst als islamisch-religiöse Praxis" ist er derzeit wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Islamische Theologie der Humboldt-Universität zu Berlin.

Juliane Märker wurde an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz im Fachbereich Geschichte- und Kulturwissenschaften mit ihrer Dissertation zur Kaiserlichen Botschaft in Venedig zur Zeit Maria Theresias (1740–1780) promoviert. Die Dissertation wurde im August 2019 abgeschlossen und befindet sich zurzeit im Prozess der Drucklegung. Ihre Forschungsinteresse liegt in der Geschichte der Diplomatie und internationaler Beziehungen im Allgemeinen und dem frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesen im Speziellen.

Christian Gründig studierte an der TU Dresden Geschichte und Romanistik und wurde im Juli 2020 mit einer Arbeit zum Thema „Französische Lebenswelten in der Residenz. Soziale Modalitäten des Kulturtransfers von Französinnen und Franzosen im augusteischen Dresden (1694–1763)" ebenda promoviert. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter und Redakteur der Zeitschrift „Francia" am DHI Paris und ist Redaktionsmitglied von „Trajectoires" am CIERA. Seine Forschungsinteressen liegen in der deutsch-französischen *Histoire croisée* der Frühen Neuzeit sowie der sächsischen Landesgeschichte.

Julia Heinemann ist Postdoc an der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Verwandtschaft, politische Kultur, Körper- und Geschlechtergeschichte und Disability History der Frühen Neuzeit. Sie wurde an der Universität Zürich promoviert und ist Autorin von „Verwandtsein und Herrschen. Die Königinmutter Catherine de Médicis und ihre Kinder in Briefen, 1560–1589" (2020).

Birgit Tremml-Werner ist an der Linnéuniversität am Centre for Concurrences in Colonial and Postcolonial Studies in Schweden tätig. Im Laufe ihrer Karriere hat sie – u. a. durch Gast- und Forschungsprofessuren – Lehr- und Forschungserfahrungen in Japan, China, Spanien, Italien, der Schweiz, Österreich und den USA sammeln können. Sie wurde an der Universität Wien promoviert. Ihr mehrfach ausgezeichnetes Buch „Spain, China, and Japan in Manila, 1571–1644" beschäftigt sich mit den globalen Dimensionen der Diplomatiegeschichte. Derzeit arbeitet sie an zwei Projekten, zum einen zur Historiographiegeschichte der Diplomatie „Murakami Naojirō: Translating early modern negotiations or negotiating modern empire?" und zum anderen an einem Forschungsprojekt mit dem Titel „Encountering Diplomacy in Early Modern Southeast Asia", das vom Schwedischen Forschungsrat (Vetenskapsrådet) finanziert wird.

Marion Dotter studierte Geschichte und Germanistik in Wien. Ihre Diplomarbeit, die im Rahmen des Projekts „Der Donauhandel in der frühen Neuzeit"

entstand, stellt eine gruppenbiographische Studie der italienischen Kaufmannsdiaspora im Wien des frühen 18. Jahrhundert dar. Momentan beschäftigt sie sich in dem an der Johannes Kepler Universität Linz angesiedelten Projekt „Connectors between a Polycentric Empire and Global Markets" mit dem Habsburgischen Konsulatswesen im 18. Jahrhundert. Ihre Dissertation, die sie an der LMU München verfasst, behandelt das Nobilitierungswesen zur Zeit von Kaiser Franz Joseph I.

Rémi Dewière ist ein Marie Skłodowska-Curie COFUND Fellow an der University of Warwick. Er arbeitet zur Geschichte islamischer Gesellschaften im frühneuzeitlichen Afrika, mit einem besonderen Fokus auf das Beziehungsgeflecht von Macht, Schrift und Mobilität. Sein Buch „Du lac Tchad à La Mecque. Le sultanat du Borno et son monde (XVIe–XVIIe siècle)" ist eine Globalgeschichte des Sultanats Bornu in der Frühen Neuzeit. Zurzeit arbeitet er zu den visuellen und materiellen Techniken, die Schriftgelehrte nutzten, um Herrschaft im Sahelraum Ausdruck zu verleihen. Hierfür analysiert er diplomatische Korrespondenz, die im Sahelraum auf Arabisch vor der Zeit der Kolonialisierung verfasst wurde.